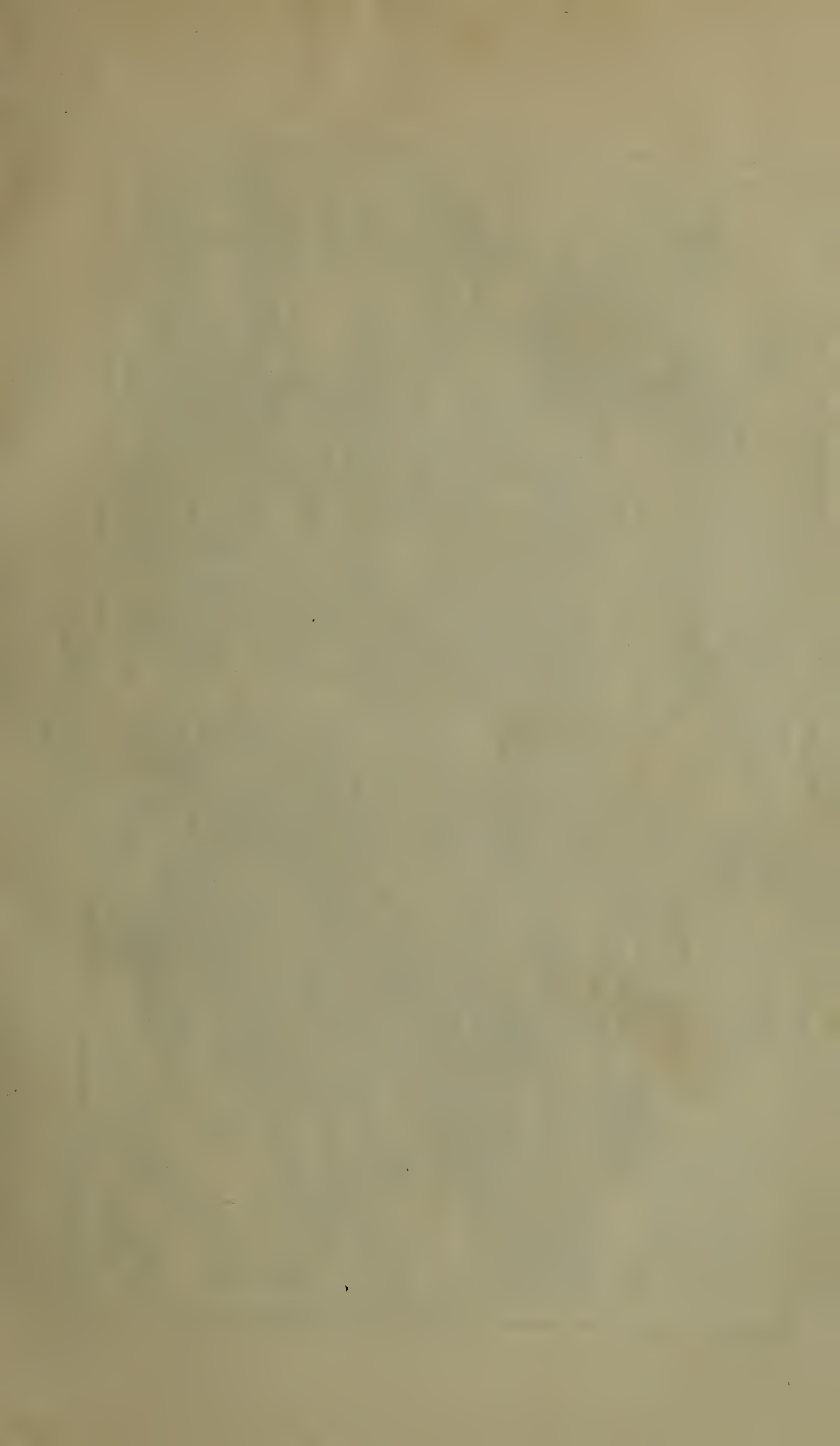
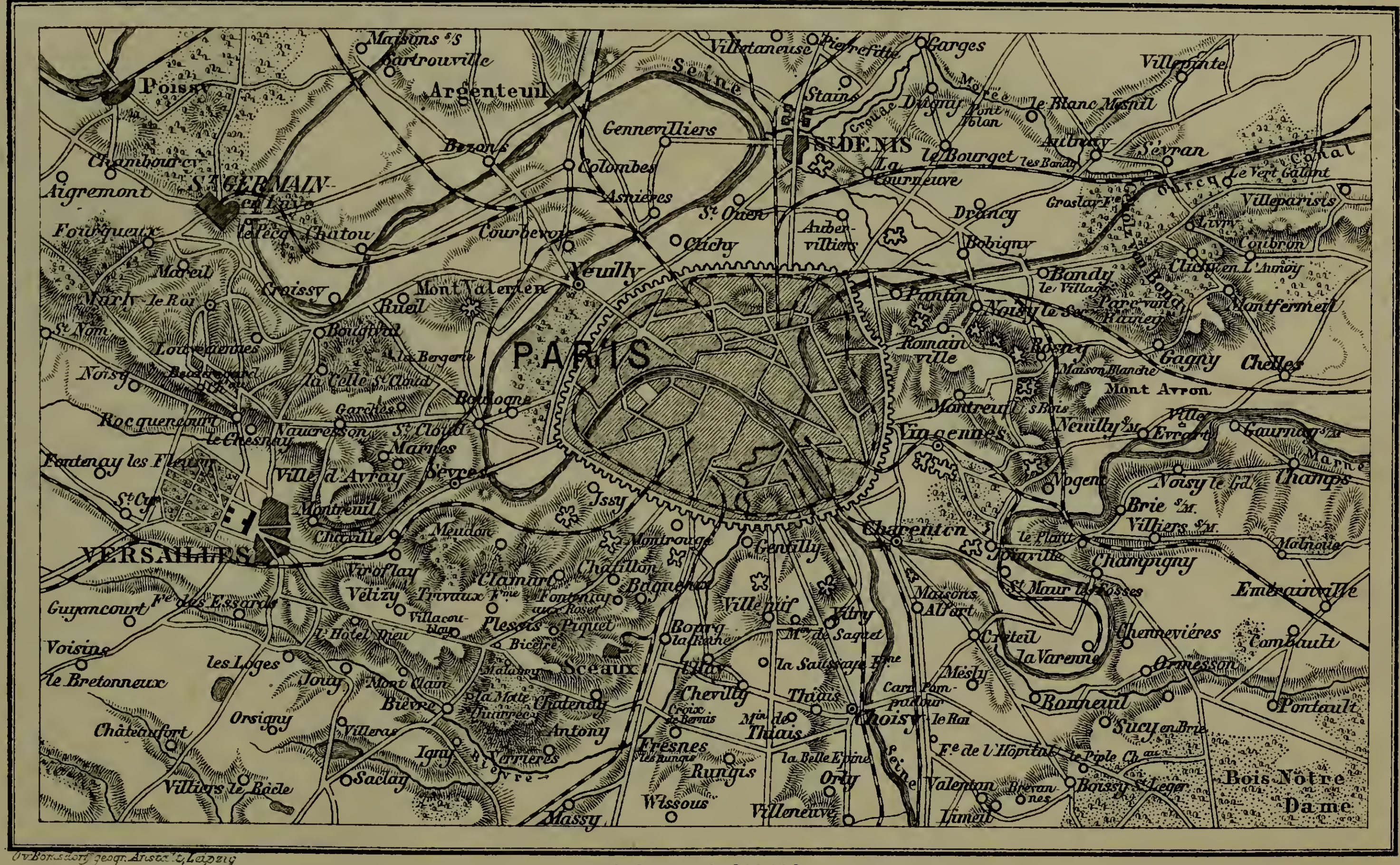



PARIS
Poissy
Argenteuil
Maisons s/S
Sartrouville
Villetaneuse
Pierrefitte
Garges
Villepinte
Seine
Stains
Dugny
Le Blanc Mesnil
Gennevilliers
St. DENIS
Le Bourget
Aulnay
Sévran
Bezons
Colombes
Chambourcy
Aigremont
St. GERMAIN-en-Laye
Asnières
St. Ouen
Drancy
Villeparisis
Fourqueux
Le Pecq
Chatou
Courbevoie
Clichy
Aubervilliers
Bobigny
Coubron
Mareil
Neuilly
Bondy
Montfermeil
Marly le Roi
Croissy
Mont Valerien
Rueil
Pantin
St. Nom
Bougival
Louveciennes
Gagny
Chelles
Noisy
Romainville
Mont Avron
Rocquencourt
Garches
Boulogne
Montreuil s Bois
Le Chesnay
Vaucresson
St. Cloud
Vincennes
Neuilly s/M.
Marne
Fontenay les Fleury
Marnes
Ville d'Avray
Sèvres
Nogent
Champs
St. Cyr
Issy
Brie s/M.
Villiers s/M.
Montreuil
Chaville
Meudon
Charenton
VERSAILLES
Montrouge
Gentilly
Champigny
Viroflay
Clamart
Chatillon
Bagneux
Vélizy
Guyancourt
Villejuif
Vitry
Emerainville
Voisins
Plessis Piquet
Bicêtre
Alfort
Créteil
Chennevières
Le Bretonneux
les Loges
Jouy
Sceaux
La Varenne
Ormesson
Bièvre
Chatenay
Chevilly
Thiais
Choisy
Boneuil
Pontault
Orsigny
Antony
Sucy en Brie
Chateaufort
Igny
Fresnes
Rungis
Orly
Valenton
Boissy St. Leger
Villiers le Bacle
Saclay
Wissous
Massy
Villeneuve
Limeil
Bois Notre Dame
Maßstab 1: 300,000
0
½
1
2
3
Meilen.
O. v. Borrsdorff geogr. Anstalt, Leipzig

Vor fünfzehn Jahren.

150 Tage vor Paris.

Erinnerungen
aus dem Großen Hauptquartier

von

H. R.

Mit einem Plan von Paris und Umgebung.

Leipzig.
Rengersche Buchhandlung
Gebhardt & Wilisch.

Druck von Hugo Wilisch in Chemnitz.

Vorwort.

Der Verfasser bezweckt mit der Herausgabe des vorliegenden Buches in erster Linie eine Charakterzeichnung. In einer Reihe von größeren und kleineren Zügen, die in die Zeit der Belagerung von Paris fallen, und die er seinen individuellen Erfahrungen, wie denen andrer entnommen hat, tritt uns, wie der Verfasser glaubt, das Wesen unsres Erbfeindes in einer Weise entgegen, daß wir daraus für die Gegenwart manches lernen können. Die Franzosen sind heute eine formidable Kriegsmacht geworden, eine andre, als sie im letzten Kriege waren, aber, wie man sich täglich aus ihrem Revanchegeschrei und überhaupt der Art ihres Benehmens gegen uns überzeugen kann, in ihrem Wesen sind sie die Alten geblieben. Dieselben Illusionen, derselbe Dünkel, dieselbe Geringschätzung des Feindes, dasselbe Bramarbasieren. Solange das so fortdauert, kann Deutschland ruhig sein. Die französische Selbsttäuschung und Selbstüberhebung ist sein bester Bundesgenosse, wie sie das schon vor fünfzehn Jahren war.

Der Verfasser hat der Belagerung von Paris im Großen Hauptquartier des Königs Wilhelm in Versailles beigewohnt. Das hat ihm manches näher gebracht, das vielleicht eine Wiederauffrischung verdient.

H. R.





I.

Die Barbaren kommen!

Nach der Gefangennahme des Kaisers Napoleon III. bei Sedan hatte sich in Paris eine unblutige Revolution abgespielt, wodurch die Napoleoniden des Thrones verlustig erklärt und die Republik ausgerufen wurde, deren hervorragendste Leiter der bisherige Minister des Innern, Gambetta, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Jules Favre, der frühere Minister Thiers und der General Trochu, als Gouverneur von Paris, waren. Um die Mitte September war es, als die ersten Friedensversuche von französischer Seite gemacht wurden. Die Verhandlungen fanden in Ferrières statt, ohne einen Erfolg zu haben. Wenn die neuen Regenten von Frankreich von der Unmöglichkeit einer Gebietsabtretung sprachen, so blieb Deutschland nichts anderes übrig, als den Krieg so lange fortzusetzen und seine Siege soweit auszubeuten, bis jene begriffen, daß die französische Nation die Konsequenzen eines Krieges sich ebenso gefallen lassen müsse, wie jede andere. Im deutschen Hauptquartier gab es nicht jene Sorte von gutmütigen Schwärmern, welche an den dem französischen Volk von Viktor Hugo verkündigten Glaubenssatz von der Heiligkeit des französischen Bodens und besonders der Stadt Paris glaubten. Wir mußten uns allerdings dafür gefallen lassen, Barbaren gescholten zu werden und den tiefsten sittlichen Abscheu hervorzurufen.

Mit dem Glauben an die Unverletzlichkeit und Unangreifbarkeit ihrer Stadt verbanden die Pariser aber auch den der Uneinnehmbarkeit derselben. „Nach den Forts die Wälle, nach den Wällen die Barrikaden", hatte Jules Favre in einem

Rundschreiben vom 6. September gesagt. So herrschte denn in Paris, während die deutschen Heereshaufen im Monat September näher und näher rückten, das Gefühl vollster Sicherheit hinter den Wällen und Forts. Die „Barbaren", indem sie es unternahmen, das stark befestigte und gut verproviantierte Paris zu belagern, begingen eine Unklugheit, die schwer gestraft werden würde: das war bei den Parisern die vorherrschende Vorstellung. „Paris liegen zu lassen, um neue Provinzen anzugreifen, würde — so hörte man allenthalben — weder die Erwartung des Heeres noch des deutschen Volkes erfüllen, und so muß es versucht werden, so mühsam, so gefährlich es auch sei, es muß gewagt werden! Nun hat zwar Preußen die erste Partie glänzend gewonnen, aber es wird die zweite verlieren! Die Bedingungen sind jetzt ganz andere. Wir stehen nicht mehr im offenen Felde, hunderttausend gegen dreimalhunderttausend, mit zweihundert Geschützen gegen mehr als tausend, nein, wir befinden uns jetzt in einem vollständig verschanzten Lager, das wohl verteidigt ist. Wenn sie doch die Belagerung beginnen wollten! Nur durch einen Handstreich könnte ihr Unternehmen glücken, eine regelrechte Belagerung muß sie zu Grunde richten. Wenn sie aber wirklich eine solche wagen sollten, dann brauchen sie noch zu den nötigsten Vorbereitungen mindestens zwei Wochen, wenn sie selbst die größten Anstrengungen machen. Während dieser Zeit werden sich unsere Armeen in der Provinz formiert haben, und ehe die Feinde die erste Parallele vollendet, werden ihnen diese Armeen in den Rücken fallen. Und dann kommt der Winter!"

Meist galt die Ankunft der Barbaren und Bombardement für dasselbe. Die Wasserkübel standen daher in den Häusern von Paris bereit, um jeden Brand zu löschen, den eine Bombe anrichten könnte, die Höfe waren mit Sand bestreut, die Fenster der Museen mit Erdsäcken verschlossen. Aber gegen eine Überrumpelung war man noch nicht völlig gesichert. Die Torpedos fehlten noch hier und da und Rochefort begann eben erst den Barrikadenbau. Glücklicherweise war man draußen weiter, um die Preußen noch einige Tage aufzuhalten. Im Festungsrayon hatte die Vernichtung der die Alleen einfassenden Bäume, der Gärten, der Villen und anderen Wohnstätten schon große Fortschritte gemacht, die Schußlinien waren frei, auch neue Befestigungen hergestellt, die Straßen

und Brücken verbarrikadiert, die Zugänge unterminiert. Darüber hinaus standen die Wälder in Flammen, um einen Wüstengürtel um Paris zu ziehen, unwirtlich für die Belagerer. „Sie brennen langsam fort und werden den Feind lange nicht durchlassen; überall, wo er durchdringen wollte, würden die Funken unter seinen Schritten aufblitzen und die Munition in Brand stecken", sagte der „National". Das Vergnügen der Pariser bestand jetzt darin, von der Lutte Montmartre die Feuersbrünste zu beobachten. Die Mobilgarde, eifrig in ihrem Werke, verbrannte auch das Getreide auf dem Felde und Wohnstätten, denen der Befehl nicht galt. Reisende, die noch Zeit hatten, Paris zu verlassen, genossen mehrere Meilen hindurch einen ebenso großartig schönen als schrecklichen Anblick. Nicht selten führte der Bahnzug sie so nahe an den brennenden Wohnungen vorüber, daß sie die Wärme der verzehrenden Flamme fühlten. Die Verteidiger der Hauptstadt verloren kostbare Stützpunkte für die Defensive. Der „Siècle" aber rief: „Dieser Feind ist ohne Erbarmen; seien auch wir ohne Erbarmen gegen ihn. Das Gesetz der öffentlichen Wohlfahrt ist das höchste Gesetz, ist das Gesetz der Gesetze, vor ihm verschwindet alles; Wälder, Schlösser, Villen, Paläste, Städte, Reichtümer aller Art wiegen nicht das Gewicht eines Strohfeuers in der Wagschale der Geschicke einer großen Nation auf und selbst das Menschenleben wird ohne Zaudern zum Heile des Vaterlandes geopfert". Ein Korrespondent der „Times" bemerkte, daß jeder Franzose sehr freigebig und tapfer ist, wenn es sich darum handelt, über das Eigentum oder das Leben seines Mitbürgers und Nachbarn zu verfügen.

Die Verwüstung hatte gleichwohl ihre Grenzen. Wenn auch einige Wälder zum Teil in Flammen aufgingen, wodurch Gebäude mit ergriffen wurden, so brannten doch die grünen Bäume nicht überall gut, und es fehlte sowohl die Zeit, als auch der nötige Vorrat an Petroleum, um die ganze Landschaft damit zu überschütten und in Brand zu stecken. Die Preußen fanden kein Moskau. Sie fanden verlassene Dörfer und Villen, in denen sie es sich bequem machen konnten; sie fanden auch versteckte Vorräte, welche die hastige Flucht der Einwohner vor den Barbaren hatte zurücklassen müssen. Sie trafen selbst Wohnstätten mit den Schlüsseln in den Thüren und mit einem Zettel: „entrez et ne brisez rien; le vin est dans les caves".

Der „Gaulois" klagte sogar: „In unnützer Vorsicht haben die Villenbesitzer um Paris ihre Wohnungen verlassen und sie mit Vorräten aller Art gefüllt, um nur nicht die Wut der Preußen zu reizen. Sehen wir uns ein wenig in den Umgebungen von Paris um, treten wir ein in die hübschen, von ihren Besitzern verlassenen Landhäuser. Wissen Sie, was wir überall finden werden? Die Schlüssel liegen auf den Schränken, welche mit Weißzeug gefüllt sind; Büchschen mit Eingemachtem, feine Liköre auf den Büffets, verschiedene kleine Vorräte jeder Art stehen hier und dort, wie vergessen, in weiser Unordnung umher, frische Kerzen sind auf die Leuchter gesteckt und das Streichholzetui steht daneben, nicht zu reden von einer Kiste schon beschnittener Zigarren und das alles aus Aufmerksamkeit für die Barbaren, die guten Barbaren, die man erwartet, und die man doch durch einige Aufmerksamkeit gewinnen muß! Die Schlüssel liegen da, damit die Feinde nicht die Möbels zerschlagen, das Leinenzeug ist frisch gewaschen und duftet nach Lawendel, die Konfitüren schimmern herrlich in den Gläsern und der Wein in den Flaschen, damit ihre Laune nicht getrübt werde. Man hofft ja, sie zu einiger Schonung bewegen zu können, denn ohne Zweifel werden die Feinde einige Mäßigung zeigen, wenn sie sehen, wie anständig man für sie gesorgt hat. Ja, die Preußen sind höfliche Leute nach allem, was man hört, und sie benehmen sich anständig! So, meint Ihr wirklich? Freunde, sucht lieber Eure Wohnungen auf, schafft die Fruchtsäfte daraus fort und entfernt die Flaschen mit Wein gefüllt. Rechnet nicht auf solche zarte Aufmerksamkeit, Ihr naiven Pariser. Sie werden essen und trinken, was Ihr dort gelassen habt, das erleidet wohl keinen Zweifel, aber sie werden keineswegs das Übrige verschonen, sondern alles zerschlagen, was sie nicht mit fortschleppen können. Sie sind zahlreich wie die Heuschrecken und gefräßig wie die Ameisen. Wo sie vorbeigezogen sind, wächst kein Gras mehr, davon wissen die Engländer zu erzählen. Und Ihr mit Eurer dummen Vorsorge werdet dasselbe erfahren! Ihr französischen Haushälterinnen, schämt Ihr Euch nicht, diesen Barbaren solche leckere Bissen zu bereiten, die sie lachend verzehren und worüber sie sich lustig machen werden?"

Diese Klage des „Gaulois" mußte wohl Gehör gefunden haben, denn die „Barbaren" fanden die leckeren Bissen gerade

nicht im Überflusse vor, häufiger wenigstens vermauert, als wirtlich serviert.

„Das Bombardement beginnt!“ „„Wirklich?““ „Ja, es ist ein preußischer Parlamentär an der Porte X. erschienen, um die Stadt zur Übergabe aufzufordern. Im Weigerungsfalle haben wir binnen 48 Stunden die erste Bombe zu erwarten.“ Diese Art Unterhaltung wiederholte sich seit dem 19. September sehr oft, um erst dann zu verstummen, als aus deutschen Zeitungen der Ausdruck „moralische Eroberung“ zum größten Jubel der Bevölkerung die Vorpostenkette durchbrochen hatte. Im Anfange des Monats Oktober wurde das Bombardement fast alle zwei Tage angesagt — nämlich von den Zeitungen oder den Eingeweihten der Boulevards. „Bah“, sagte man, „was haben wir zu besorgen? In Wirklichkeit nichts, wenn wir die Kaltblütigkeit nicht verlieren; der Feind wird viel Lärm machen, aber keinen Schaden thun. Gegen Brandfälle haben wir unsere Pompiers. Die meisten unserer in Haustein gebauten Häuser haben von Granaten nichts zu befürchten. Einige weniger solide und exponierte Baulichkeiten, sowie einige Dächer können eingeschossen werden. In den unteren Etagen und in den Kellern wird man sich gegen jede Gefährdung sichern können. Die nicht makadamisierten Straßen, welche in der Schußlinie liegen, werden ihres Pflasters entkleidet werden. Durch Anhäufung von Erde und Sand auf den Böden der oberen Etagen wird man das Durchschlagen der Bomben verhüten, und so den Schaden vermindern. Unermüdliche Wächter werden auf die Granaten und Brandgeschosse Wasserstrahlen richten, oder sie mit Decken unschädlich machen. Ein Bombardement hat nichts, was uns schrecken dürfte. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß es wenig Unglück von Personen und dank der Art, wie unsere Stadt gebaut ist, sowie vermöge ihrer unermeßlichen Ausdehnung auch nur unbedeutende Verwüstungen unserer Häuser und Gebäude mit sich bringen wird. Ein Bombardement der Stadt aber muß zugleich die Bürgerschaft erbittern und gewiß werden wir dieser barbarischen Angriffsweise gegenüber dieselbe Entschlossenheit, dieselbe Hartnäckigkeit entwickeln, durch welche die Bewohner von Lille 1792 die Österreicher zum Abzuge zwangen“. Bei solchen Worten rasselten dann die Nationalgardisten mit den Säbeln. Übrigens hatten die Bürgermeister

der verschiedenen Arrondissements die Concierges angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß die Bewohner der oberen Stockwerke eventuell beim Beschießen in den unteren Stockwerken untergebracht werden könnten. Auf die Höfe streute man Sand und stellte auf jeden Treppenabsatz einen Kübel mit Wasser für den Fall eines Brandes. Die Weinfässer, welche man nicht in den Entrepots unterbringen konnte und welche deshalb auf den Quais lagerten, wurden gleichfalls mit Erde und Sand bedeckt. Kurz, alles bereitete sich vor um einer Gefahr zu entgehen, die lange auf sich warten ließ. Die Ausführung dieser Anordnungen wurde von der „Bürgergarde" kontrolliert, das war wieder etwas anderes als „Nationalgarde". Jedermann ist nicht fähig, ein Gewehr zu tragen. Wenn andererseits die Fremden, welche Paris bewohnten, nicht die Waffen gegen Preußen ergreifen konnten, so waren sie doch im stande, sich nützlich zu machen, ohne die Gesetze der Neutralität zu verletzen. Um diese Kräfte zu benutzen, hatte man eine Bürgergarde (Garde civique) gebildet, welche aus den Fremden und denen bestand, welche zu alt oder zu jung waren, um Waffen tragen zu können. Dieses Korps hatte verschiedene Beschäftigungen; es überwachte die Einschreibung aller Bewohner in die Armeelisten und die Ausführung der Befehle der Verteidigungskomitees. Die Bürgergarde war arrondissementsweise organisiert und in Sektionen eingeteilt, welche unter dem Oberbefehl des Maires des betreffenden Arrondissements standen. Sie besetzten mehrere Posten in jedem Viertel, waren Tag und Nacht zur Verfügung des Publikums, trugen aber keine Waffen. Jeder Sektionschef besuchte die Straßen und Häuser, welche unter seiner Obhut standen und für die er verantwortlich war, um nachzusehen, ob im Hof der Sand, mit welchem die mit Petroleum gefüllten Bomben gelöscht würden, und die notwendige Zahl von Tonnen Wasser in den verschiedenen Stockwerken vorhanden waren. Außerdem mußte er die Pariser aufschreiben, welche die Hauptstadt verlassen hatten, und die, wenn sie keine triftigen Gründe für ihre Abwesenheit vorbringen konnten, mit einer Steuer von 60 bis 500 Frcs. pro Monat belegt wurden. Die Zählung ergab bis Ende Oktober, daß 15000 Pariser wirklich abwesend waren. Die wohlhabenderen Stände hatten durch Flucht aus Paris viele Erbitterung hervorgerufen. Die ärgsten Kriegs-

hetzer, wie Herr Emil Girardin, die wütendsten Preußenhasser, wie Herr Villemessant vom „Figaro", gaben das Signal zur Panik. Es fehlte aber keineswegs an Patrioten, die sich begnügten, Weib und Kind in einem Seebade oder im Süden unterzubringen, und dann das Pflichtgefühl, wie den Heldenmut besaßen, in die von der Belagerung bedrohte Stadt zurückzukehren.

Die Auswanderung, welche die Furcht vor den Preußen veranlaßte, und die Einwanderung aus der Umgegend von Paris, welche teils dieselbe Furcht verursachte, teils die Not diktierte, da die von Trochu zu Verteidigungszwecken angeordneten Zerstörungsmaßregeln Tausende von Wohnsitzen trafen, hielten sich nicht das Gleichgewicht, sondern gaben bei weitem der Einwanderung das Übergewicht.

Die „Times" schrieb damals, als freiwillig und gezwungen der Wohlstand auswanderte: „Während die Reichen von dannen gingen, hielten die Armen ihren Einzug. Nach den Berichten ziehen die Landleute Tag um Tag scharenweise mit hochbeladenen Karren voll Haushaltungsgegenständen in die Stadt und finden Unterkunft, niemand kann sagen wo. Eine große Anzahl von ihnen kampiert oder biwakiert im Freien, in offenen Räumen, und dieses unaufhörliche Hereinfluten trotzt allen Maßregeln, welche die Regierung treffen mag, um den Zuzug zu hindern. Die ungeheure Mehrzahl dieser Leute fristet ihr Leben vom täglichen Erwerb, der eben durch den Wegzug der Bemittelten sein Ende erreicht hat. So haben denn die Ärmsten nichts. Sie müssen, solange Paris eingeschlossen ist, von der Regierung auf öffentliche Kosten erhalten werden; mit welchen Opfern und durch was für eine verwickelte Organisation dies möglich sein wird, entzieht sich aller Berechnung." Unnütze Besorgnis! Das Nationalatelier, das allen geöffnet wurde und alle ernährte, war die Nationalgarde. Da gab es Löhnung für Mann, Frau, Kinder. In den städtischen Fleischerläden verteilte die Regierung nicht bloß das Fleisch, sondern auch die Zukost, und wem die von der Mairie ausgegebenen und ins Haus gebrachten billigen Rationskarten noch zu teuer waren, der holte sich unentgeltliche Bons für die städtischen Garküchen, um sie gegen fertig zubereitete Lebensmittel aller Art und auch ganz neuer Erfindung umzutauschen. Auch für die Bäckereien wurden bald Bons auf Brot und Wein ausgegeben, und für die Holzhöfe

auf Brennholz. Kleidung — die gaben die Leihhäuser auf Kosten der Regierung heraus. Miete wurde nicht bezahlt. Die Flüchtlinge der Bannmeile fanden zum Teil Quartiere, zu welchen sie sonst mit Neid heraufgeschaut haben mochten, wenn sie Paris besuchten. Eine Karrikatur zeigte noch nach der Kapitulation eine derbe Kleinstädterin, die nach Paris geflüchtet, in den eleganten Appartements eines von seinem Eigentümer verlassenen Hauses untergebracht worden war und zwischen den prächtigen Möbeln ihre Wäsche zum Trocknen aufgehängt, wofür sie vom Concierge weidlich gescholten wird. „Diese Heuchler von Concierges", ruft sie entrüstet aus, „sie schwatzen immer von Reinlichkeit, und machen einem Geschichten, weil man seine Wäsche reinigt."

Die Nationalgarde, welche während der Belagerung von Paris eine so große Rolle gespielt hat, wenn auch weniger auf dem Schlachtfelde unterhalb der Forts, so doch innerhalb der Stadt, wo sie das Regiment in Händen hatte und schließlich Uneinigkeit im eigenen Lager herbeiführte, die in den Kommune-Aufständen gipfelte, hat der Schreiber dieses Buches aus eigener Anschauung kennen gelernt, wenn auch erst nach der Kapitulation. Ich befand mich im Anfang des Monats Februar in Lagny, wo es mich drängte, der Stadt einen Besuch abzustatten, vor deren Mauer wir in Versailles über vier Monate, wie vor einem herabgelassenen Vorhang, gesessen hatten, den Ballons und andere Kommunikationen nur unvollkommen lüfteten. Ich fand einen Wagen, der aus Paris nach Lagny gekommen war und jetzt wieder dahin zurückkehrte. Paris, das ich jetzt wiedersehen sollte, war nicht mehr das der Ballons und der Brieftauben, des Pferdefleisches und des Bombardements. Nein, die Forts schwiegen längst, als ich einrückte; statt der ausfallenden Truppen bewegten sich Karawanen flüchtiger Einwohner, ihren Hausrat auf dem Rücken oder auf zweirädrigen Wagen mit sich führend, aus der Enceinte nach der Zone der Belagerer, während in entgegengesetzter Richtung das lange vermißte, breitstirnige Rindvieh seinen Triumphzug durch den Festungswall der Stadt hielt. Auch hatte die Post die fliegenden Transportmittel wieder beseitigt und die Briefbeförderung aus der Luft auf die Erde zurückgebracht. Dennoch war Paris zur Zeit meines Aufenthaltes noch eine belagerte Stadt. Denn der Waffenstillstand vom 28. Januar hatte seine Thore nur

erst halb geöffnet. Der Belagerer achtete streng auf Menschen, Vieh und Briefe, die Einlaß begehrten. Er hatte ja seine 200000 entwaffnete Gefangenen, welche in der Stadt geblieben waren, zu beobachten, und das bewaffnete Volk von Paris forderte auch seine Wachsamkeit heraus.

Die Waffen ruhten aber, insbesondere die Mörser, und die Pariser jauchzten wieder, ihre Pferde wieherten wieder froh beim ungewohnten Anblick der Ochsen auf. Sonst war der Kordon, der Belagerte und Belagerer trennte, nur schwach gelüftet. Ich kann davon erzählen. Eine deutsche Uniform durfte auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen nicht in Paris erscheinen, ein Deutscher im bürgerlichen Rock, selbst mit einem den Bestimmungen des Waffenstillstandes entsprechenden laisser-passer versehen, nicht auf Grund eines geheimen Dekrets des souveränen Volkes von Paris. Während die Friedensverhandlungen ihrem Abschlusse zueilten, blühte in der französischen Hauptstadt die Spionriecherei, wie in der Siedezeit des Krieges.

Mein Kutscher war ein gesprächiger und intelligenter Mann, der mich unterwegs über alles aufklärte, was mir aufstieß. Kaum hatten wir den letzten deutschen Posten passiert und befanden uns auf rein französischem Boden, nämlich in Pantin, so warf mein Kutscher seinen schwarzen Cylinder in einen Winkel des Wagens, langte sich aus seinem Sitzkasten eine andere Kopfbedeckung hervor — ein Käppi von sehr feinem schwarzen Tuche, mit rotem Streifen um den Rand und einem goldgestickten Deckel, stülpte es über den Kopf, den er stolz zurückwarf, strich sich den Schnurrbart mit der Hand, die nicht durch die Peitsche engagiert war, mit den Augen deutlich nach mir hinschielend, gleichsam um den Eindruck zu beobachten, den diese plötzliche Verkleidung auf mich machen würde.

Ich bewunderte die bunte Kopfbedeckung und das treffliche Aussehen, das sie verlieh.

„Das ist, mein Herr, das Käppi eines Kapitäns der Nationalgarde.“

„Sie sind Kapitän der Nationalgarde?“

„Allerdings, mein Herr. Die Nationalgarde trägt Rock, Beinkleid und Mütze von schwarzem Tuch mit roten Streifen; diese Stickerei an der Mütze bezeichnet den Grad des Offiziers, der Unterlieutenant trägt bloß diese Goldlitzen, der Oberlieutenant so, der Kapitän so . . . .“

„Sehr geschmackvoll, in der That . . . .“

An der Enceinte angelangt, salutierte der kleine buckelige Nationalgardist, der auf seinem Posten stand, meinen Kapitän, und nachdem der Octroibeamte seine Formalitäten abgemacht hatte, gings aus der Rue de Metz in die Rue d'Allemagne. Meine militärischen Kenntnisse erweiterten sich schnell, dank den Erläuterungen meines Kapitäns, der das bunte Gewimmel von Uniformen, das die Straße füllte, mir entwirrte. „Die mobile Garde trägte eine schwarzrote Mütze, wie wir, eine blaue, aufgeschürzte Kapotte, wie die Linie, aber statt der roten Pantalons der letzteren blaue, die mobile Garde aus der Provinz graue.“ „Und jene Leute in schwarz und rot, wie die Nationalgarde, aber in einer Kapotte, statt der Vareuse?“ „Das ist die mobilisierte Nationalgarde, zum Unterschiede von der sedentären, welche auf den Dienst innerhalb der Stadt angewiesen ist, während die mobilisierte mit den Regulären und den Moblots das Fechten besorgt, nämlich als Reserve. General Trochu wollte erst aus Freiwilligen der sedentären Nationalgarde solche Feldbataillone bilden, aber, Sie begreifen . . . . die Sache machte sich besser, oder schneller, als aus den Bürgerlegionen zwangsweise Aushebungen für die mobile Nationalgarde angeordnet wurden. O, sie haben ihre Schuldigkeit gethan, mein Herr, die Feldbataillone, oft durch ihre patriotischen und kräftigen Zurufe die fliehenden Regulären aufgehalten. Nein, die Linie und die Mobilgarde dürfen sich nicht eines gleichen heroischen Widerstandes rühmen. Wir Pariser haben ihnen erst das Beispiel gegeben. Am 19. Januar waren viele Feldbataillone sogar im Feuer. Jetzt will ich Ihnen einen Franctireur de la Presse zeigen. Sehen Sie dort das Individuum, oben Nationalgardist, unten Gardemobile. Das führt Schwert und Feder zugleich; wenn unser einer etwas ausrichtet, wer meldet's? Der Freischütz von der Presse berichtete sogar: «Heute sind uns die Preußen nicht zu Gesicht gekommen, ein Glück für sie». Aber er macht sich gut, nicht war? Ja, ja, wir sind ein Volk in Uniform.“

Schade, daß ich meinen Kapitän verlor, nachdem er mich am Westbahnhof abgesetzt hatte. Er war so äußerst nachsichtig gegen meine Qualität als Prussien, und so sehr gefällig gegen mich, worauf vielleicht die zwei Napoleons einigen Einfluß hatten, die ich ihm für die Gelegenheitsfahrt von Lagny nach

Paris zu zahlen hatte. Es gab noch so viele Uniformen zu erklären, und ich mochte mich nicht jedem Unbekannten als Fremdling entdecken, noch auch ein neues Honorar von gleicher Höhe für Fortsetzung der zu früh abgebrochenen Lektion zahlen. Aktiv war aber nur noch die Nationalgarde, z. B. jener Tambour, der, entweder vom Dienste kommend, oder zum Dienste kommandiert, zwischen den verschiedenen Eclaireurs und Franctireurs dort oben auf dem Omnibus die Boulevards entlang Exerzitien auf seinem Instrumente zum Besten gab. Aktiv waren auch die beiden Damen, die Arm in Arm, durch das Gedränge der Boulevards sich Bahn brachen, ohne weitere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, weder durch ihre schwarzroten Pantalons, die in Stiefeln, die bis zur Wade reichten, sich verloren, noch durch ihr schwarzrotes Käppi auf dem zopfreichen Kopfe, noch durch ihre schwarzrote Vareuse, die von der männlichen Nationalgardistenuniform nur durch einen dem weiblichen Oberkörper angepaßten Schnitt sich unterschied. Meine Aufmerksamkeit spannte sich um so mehr, denn noch hatte ich keine Marketenderinnen der Nationalgarde gesehen. Als solche verrieten sie sich durch ihre Embleme am Käppi und am Rocke: Faß und Flasche.

Die Nationalgarde in ihrer wirklichen Aktivität sollte ich aber erst noch kennen lernen. Das waren zwei niederträchtige Gesichter unter dem schwarzroten Käppi, die mich auf Schritt und Tritt verfolgten. Ich war, nichts ahnend, von meinem Tischchen vor einem Kaffeehause des Boulevard Poissonnière aufgestanden; ich hatte dort Kaffee getrunken, mit Hunderten die linde Abendluft genießend, und beim hellen Flammenlicht, das aus dem Restaurant auf die Terrasse drang, in Zeitungen geblättert. Meine beiden Verfolger spürte ich schon, als ich mich kaum zehn Schritte entfernt hatte. Denn in dem Tempo ihres Ganges erkannte ich bald, selbst im dichten Menschengewühl, den Wiederhall des meinigen, und beim zweiten Umwenden des Kopfer fand ich dieselben Kerle auf meinen Fersen, als beim ersten. Ich blieb vor einem hell erleuchteten Laden stehen, wo ich ausgehängte Gedichte, Broschürentitel, Photographien und Stiche aller Art mir ansah. Die Tritte hinter mir hefteten sich in demselben Moment am Boden fest. Die Alexandriner wie die Prosa des Ladens, die tiefernsten Bilder wie die Karrikaturen riefen mir einstimmig zu: du Barbar,

du Mörder, du Dieb, du Schänder; die Gesichter hinter mir, nach denen mich abermals umzuwenden ich nicht unterlassen konnte, durchbohrten mich mit den Blicken, die noch hinzuzufügen schienen: du Spion. Vor dem Laden, in welchem Wild und Geflügel, Hummern und Krevetten, Austern und Fische, Früchte und Gemüse, der eben überstandenen Hungersnot spotteten, gleiches Manöver. Doch sah ich mich nicht mehr um. Auch blieb ich nachher nicht mehr stehen, sondern setzte meinen Weg ununterbrochen fort, die eine Seite der Boulevards Montmartre, des Italiens, des Capucines entlang, den Unbefangenen spielend. Und wie befangen war ich! Wie Henkerstritte hinter mir schallte es immer in meinen Ohren. Vor dem glänzenden Restaurant de l'Opera an der Ecke des Opernplatzes angelangt, lenkte ich plötzlich meine Schritte rechts, um einzutreten und so vielleicht mich zu befreien. In demselben Momente vertrat mir der eine Verfolger den Weg und zwar mit den Worten:

„Ihr habt hier nichts zu suchen; wir werden Euch den Weg weisen, folgt uns."

„Was giebt Euch das Recht, mich aufzuhalten?"

„Ihr werdet uns nach der nächsten Wache folgen."

Die Worte, die wir wechselten, fingen schon an, das passierende Publikum aufmerksam zu machen. Mein schneller Entschluß, Aufsehen zu vermeiden, schlug die Wogen, die sich um uns herum bildeten, sofort wieder nieder. Ich bog mit den uniformierten Volksmännern in eine Seitenstraße ein. Hier verbreiteten nicht mehr glänzende Säle der Boulevardrestaurants ihr Licht auf das Asphaltpflaster. Die trüben Petroleumlämpchen der Straßenlaternen entzogen mich einigermaßen der Beachtung der Passanten um so mehr, als unsere Gruppe keine Worte austauschte. Nach einigen Kreuz- und Querwegen gelangten wir an eine Seinebrücke (es mochte wohl Pont-Neuf sein) und am jenseitigen Ufer vor ein großes altertümliches Gebäude. Zwei Schwarzrote standen Schildwache. Die übrige Wache, wahrscheinlich durch die Abendluft herausgelockt, hatte die Bänke vor dem Hause inne. Ich wurde, nachdem ich durch die Glossen des uniformierten Volkes Spießruten gelaufen, in die Wachstube gebracht und dem Offizier als „Prussien", als „Spion" vorgeführt, als Besitzer eines „gefährlichen" Notizbuches, in das ich auf dem Boulevard Poissonnière heimlich Bemerkungen eingetragen hätte.

„Heimlich?“ fiel ich ein. „Herr Kapitän (ich weiß nicht, ob dies der richtige Titel war), „hier ist mein Notizbuch; die Ausgaben des heutigen Tages habe ich niedergeschrieben. Sehen Sie doch, 40 Frcs. an Monsieur Blois, Mietskutscher in der Rue d'Allemagne, für die Fahrt von Layny nach Paris . .“

Ich weiß nicht mehr, was mir erwidert wurde. Meine Seele füllte ganz der Kutscher und Kapitän aus, auf den meine Denunzianten mich wider Willen gewiesen hatten. „Der soll mich retten“, sagte ich mir, — „für zwei Napoleonsd'or.“

„Herr Kapitän“, fuhr ich fort, „ich bezahle jeden Preis für einen Boten an Monsieur Blois, Kapitän der Nationalgarde und Freund von mir, erlauben Sie, daß ich gleich dieses Zwanzigfrankstück hier bei Ihnen deponiere; lassen Sie gefälligst nur sagen, daß der Herr ihn erwartet, den er diesen Morgen von Lagny nach Paris gefahren.“

Die anstoßende Zelle, in die ich vorläufig gebracht wurde, zählte schon zwei Insassen, und zwar schwarzrote; der eine unten, der andere oben Nationalgardist. Der unten uniformierte Volksmann schnarchte auf einem Strohsack, der andere, oben kostümierte, war in einem Monolog begriffen, als ich eintritt. Sein Lallen erwies sich bald als eine Wirkung derselben Ursache, die seinen Kameraden schon aufs Lager gestreckt hatte. „Citoyen“, sagte er zu mir, „habt Ihr auch gestohlen? Ich soll ein Kilo Rindfleisch geklemmt haben. Nach dieser Hungersnot. O, Citoyen, die Reaktion erhebt schon lange frech ihr Haupt, die Republik ist verraten, verkauft, der Trochu, der Favre . . . .“

Glücklicherweise zollte auch der zweite Schwarzrote bald seinen Tribut der menschlichen Schwäche. Er setzte sich aufs Lager, streckte sich aus und schlief ein. Ich durfte also meinen Gedanken mich ungestört hingeben, d. h. im Zimmer auf und abgehen und meinen weiteres Schicksal abwarten. Konnte eine schnellere Wendung desselben eintreten, als durch das Klirren des Schlüsselbundes, das schon nach einer Stunde an meiner Thür laut wurde, als durch den Besuch meines Kapitäns? In voller Uniform erschien er. Zu dem gestickten Käppi war die schwarzrote Vareuse mit den Schnörkeleien von Goldlitzen auf den unteren Ärmeln, die schwarzroten Pantalons hinzugetreten, und an der linken Seite klirrte der Degen.

Zuerst bewunderte ich sein Aussehen, und dann, auf meine Person übergehend, richtete ich die Worte an ihn: „Mein Kapitän, Sie haben mir diesen Morgen, als Sie mich von Lagny nach Paris mitnahmen, eine Gefälligkeit erwiesen, die kein Gold aufwiegt; mein Kapitän, Sie wissen aber auch, daß ich von Ihrer Güte nur auf Ihr Versprechen hin Gebrauch machte, mich sicher durch Paris zu bringen, man hat mich auf dem Westbahnhofe nicht weiter befördert, und so sehen Sie mich hier im Gefängniß. Schaffen Sie mich weiter, Sie können es, für jedes Opfer von Ihnen ein gleiches von meiner Seite".

Der Kapitän wendete sich an den wachhabenden Offizier mit den Worten: „Mein Kamerad, dieser Herr ist ein honnête homme, ma parole."

O, wie leicht wurden mir in diesem Augenblicke die zwei Napoleonsd'or, die mich während der Fahrt von Lagny nach Paris doch etwas gedrückt hatten.

Am nächsten Morgen brachte mich das Pferd, dessen Dampfkraft ich schon einmal kennen gelernt hatte, in schnellem Trabe aus Paris heraus nach Sèvres. Mein Kutscher trug das goldgestickte Hauptmannskäppi. An der Pontonbrücke verließen wir den Wagen, nachdem das Käppi wieder mit dem schwarzem Cylinder vertauscht war, und gelangten zu Fuß an das andere Ufer, auf deutsches Terrain. Die preußischen Zehnthalerscheine hatten hier wieder Kurs. Sie waren bald gegen französisches Geld umgetauscht.

„Hier, mein Kapitän, mit bestem Danke 40 Frank für die heutige Fahrt."

Unser Abschied war herzlich. Noch als mein Kutscher die Pontonbrücke zurückpassiert war, grüßte er über die Seine zu mir hinüber, nicht mit dem schwarzen Cylinder, denn der war wieder in den Winkel des Wagens gewandert, sondern mit dem goldgestickten Käppi des Kapitäns von der Nationalgarde.

Nun wußte ich doch aus eigener Anschauung, was Nationalgarde war, dieses Volk in Uniform, das Paris während der Belagerung beherrscht und das Wort geführt hat. Meine Nebelbilder waren zerronnen, und durch plastische Gestalten ersetzt. Wenn in diesem Buche von Parisern, oder von Einwohnern der Stadt, oder vom Volke die Rede ist: so wissen jetzt die Leser, daß sie dabei sich Figuren in Vareuse

oder im Käppi vorzustellen haben. Auch den Wutschaum spritzenden „Figaro" müssen sie sich als Nationalgardisten, und die feuerspeiende „Liberté" als Nationalgardistin mit Stiefeletten, die die halbe Wade herranreichen, denken. Kinder und Weiber, die nicht in schwarzroten Pantalons stecken, kommen auch in diesem Buche vor, und von wirklichen Soldaten, die statt der Vareuse eine Tunika oder Kapotte tragen und mit den Waffen umzugehen wissen, die Stadt auch effektiv verteidigt haben, ist begreiflicherweise sehr viel die Rede. Vornehmlich aber werden wir es mit dem „Volk in Uniform" zu thun haben. Die Nationalgarde war ein aristokratisches oder plutokratisches Institut während der Kaiserzeit gewesen, das kaum einen andern Dienst kannte, als das Paradieren. Die Regierung hatte dasselbe in einer gewissen Anzahl von Stadtvierteln ganz unterdrückt, in anderen sehr purifiziert. Nur Leute, auf welche sie zählen konnte, waren geblieben, und die Offiziere, die sich um Posten bewarben, trieb der Ehrgeiz, der nach dem roten Bande trachtete, oder, noch bescheidener, auf Einladungen zu offiziellen Festen einen Wert legte. Die Kriegsereignisse aus dem Anfange des Monats August drängten die Aufmerksamkeit des gesetzgebenden Körpers auf die Nationalgarde. Am 11. August wurde der Antrag Jules Favre's, die Nationalgarde auf Grund des Gesetzes von 1831 zu reorganisieren, einstimmig angenommen. Die kaiserliche Regierung hütete sich zwar, eine allgemeine Volksbewaffnung in der Hauptstadt zu ihrer Verteidigung herzustellen, beeilte sich gleichwohl, das alte Institut zu reorganisieren. Die aus soliden Bürgern, Kaufleuten, Beamten, Advokaten, Ärzten bestehenden Bataillone, 800 bis 1000 Mann zählend, wurden auf 1200 Mann gebracht, indem man homogene Elemente der Gesellschaft hinzufügte. Dazu kamen neue Bataillone, so daß bis zum Sturze des Kaiserreichs 60 Bataillone Nationalgarde bestanden. Sie führten, im Gegensatz zu den Bataillonen, welche die Republik, um die Volksbewaffnung allgemein zu machen, hinzufügte, den Namen „alte Bataillone." Die „neuen Bataillone" der Republik gehörten teils den Stadtvierteln an, wo keine Nationalgarde existiert hatte, wie in Belleville, Menilmontant rc., teils den wohlhabenderen Quartieren, wo die alten Bataillone nicht ausreichten, um den republikanischen Forderungen zu genügen.

Ihre Stärke stieg bis auf 2000 Mann. In den „alten Bataillonen" war mehr der Ehestand vertreten, d. h. der legitime, in den „neuen" mehr das Junggesellentum.

Letzteres schüttelte den Waffenrock und den unförmlichen Czako der Ehemänner ab und warf sich in die Vareuse nebst Käppi, unstreitig eine geschmackvollere, bequemere und billigere Kleidung, zumal für den, der auf das Käppi sich beschränkte, oder gar nur das von der Regierung gelieferte Gewehr als Uniform trug. Ich habe nach der Kapitulation die Nationalgarde exerzieren sehen, die schwarze Vareuse mit der blauen Bluse, das Käppi mit dem schwarzen Cylinder, die schwarzroten Pantalons mit der leinenen Hose gemischt. Die Ehemänner unterschieden sich damals nicht mehr von den Junggesellen. Sie hatten ebenfalls längst die billigere Montur angelegt. Nicht bloß das Gewand der Nationalgarde war bunt. Neben einem Greis mit weißen Bart stand der unbärtige Knabe, weiterhin folgte ein dicker guter Familienvater, dessen runder Bauch auf zwei kleinen Beinchen ruhte; friedlich blickende Bürger neben martialischen Gestalten, aus denen der ehemalige Soldat herausguckte, Bläßlinge neben aufgedunsenen Gesichtern mit der verräterrischen roten Nase: alle in dem einen Gedanken vereint, täglich sich je einen Preußen aufs Korn zu nehmen.

Schon am 6. September dekretierte Gambetta als Minister des Innern:

„Die 60 Bataillone der Nationalgarde des Seinedepartements, alten und neuen Ursprungs, die bereits existieren, werden beibehalten.

„60 neue Bataillone, jedes von einem Bestande von 1500 Mann in 8 Kompagnien, sollen sofort gebildet werden.

„Sobald die Bildung eines Bataillons vollendet ist, wird der Maire des Arondissements zur Wahl der Offiziere, Subaltern- und Unteroffiziere schreiten lassen.

„Eine Uniform ist nicht vorgeschrieben, doch wird die Vareuse als gemeinsames Abzeichen empfohlen."

Ein Bericht vom 18. September meldete über die bewaffnete Nationalgarde:

„Die 60 alten Bataillone, welche vor dem Zirkulare vom 6. September existierten, hatten eine Bewaffnung von 72 840 Gewehren. Die 123 Bataillone (61—183), welche seit dem 6. September gebildet und organisiert sind, haben erhalten

166 170 Gewehre, Summa 239 010 Gewehre, so daß es jetzt zirka 240 000 bewaffnete Nationalgardisten gibt. Zehn neue Bataillone sind in der Bildung begriffen, so daß wir in etwa 14 Tagen 200 Bataillone oder 275 000 Mann Nationalgarde zählen können."

Diese Ziffer wurde aber trotz 25 500 bestrafter Subjekte kaum erreicht. Gambetta brachte schon am 9. Oktober in seiner von Tours aus erlassenen Proklamation an die Departements 400 000 Mann zusammen, als kaum die Hälfte der Truppen formiert war. Wie wir später sehen werden, wurde ein Teil der Nationalgarde mobilisiert, d. für den Felddienst verwendbar gemacht. In dieser Eigenschaft wurden allmählich 130 Bataillone oder einige 40 Regimenter in der Stärke von 80 000 Mann geschaffen. Der Oberbefehlshaber der Nationalgarde war seit dem 8. September, nachdem der General de la Motte-rouge den Abschied genommen, Herr Tamisier, ein früherer Artillerieoffizier und Volksvertreter. Am 4. November trat General Thomas an seine Stelle, um die Truppen zu reorganisieren.

Der uniformierte Volksmann bezog einen täglichen Sold von 1 Frank 50 Centimes (Dekret vom 12. September). Die Radikalen verlangten Zahlung dieses Soldes an jedermann ohne Unterschied des Standes, mit dem Rechte für denjenigen, der des Geldes nicht bedurfte, es an den Staatsschatz zurückzuzahlen, andere dagegen wollten, daß der Sold nur an diejenigen gezahlt würde, die vor einem Familienrat ihre Dürftigkeit nachweisen. Die Regierung entschied sich für die letztere Meinung, ohne übrigens die verschiedenen Korps der Nationalgarde in ihren eigenen Dispositionen über den Modus zu beschränken. Die Meisten ließen sich für bedürftig erklären. Die Rechnungen stimmten selten. Der „Charivari" brachte eines Tages einen halbbetrunkenen Nationalgardisten, der inbrünstig sein Gewehr mit den Worten küßt: „Meine Geliebte, mein Schatz, meine Freude, mein Trost, mein Vermögen, mein Nationalatelier!". Gearbeitet wurde nicht mehr. Später erkannte man, daß 1½ Frank für einen Verheirateten nicht ausreichte; man fügte (durch Dekret vom 29. November) 75 Centimes für die Frau, 25 für jedes Kind hinzu. Sofort war die Mehrzahl verheiratet, die Maires hatten mit den Ehepublikationen vollauf zu thun. Es war sonderbar, daß

die Wohnung der Brautleute immer dieselbe Straße und dieselbe Hausnummer zeigte, wie das sonst nur bei Eheleuten der Fall ist. Oft hatte auch das junge Ehepaar schon die nötigen Kinder, die zu 25 Centimes zu besolden waren.

Die Fünfzehnsous-Heirat, wie der Modeausdruck lautete, die Verwandlung der wilden Ehe in eine zahme, ein sittlicher Vorteil, den die Pariser der Belagerung, also den Preußen verdanken, war auch von Wichtigkeit durch den Unterschied, der zwischen dem kostbaren Leben eines (legitimen) Ehemannes und Familienvaters und dem weniger wiegenden Junggesellenleben bestand. Als die Nationalgarde aus ihrem sicheren Port auf die hohe See sollte, aus der Enceinte auf das Schlachtfeld, da hieß es: die Unverheirateten voran. Die Fünfzehnsous-Heiraten mehrten sich. Am 9. November erschien das Dekret, welches Marsch- oder Kriegskompagnien schuf und die sedentäre Nationalgarde zum Teil mobilisierte. Das Dekret bestimmte, daß jedes Bataillon der Nationalgarde je nach seiner Stärke acht bis zehn Kompagnien zählen solle, wovon die vier ersten Kompagnien, Kriegskompagnien genannt, 100 resp. 125 Mann stark sein sollten, je nachdem der Bestand des Bataillons unter oder über 1200 Mann betrüge. Um die Kriegskompagnien zu bilden, sollten die folgenden Kategorien nach einander das Kontingent dazu liefern, indem, wenn die erste Kategorie nicht Leute genug stellte, zur zweiten und von dieser, wenn sie erschöpft wäre, zur dritten u. s. w. gegriffen würde: 1) Freiwillige jedes Alters, 2) Junggesellen oder kinderlose Witwer von 20 bis 35 Jahren, 3) Junggesellen oder kinderlose Witwer von 35 bis 40 Jahren, 4) Ehemänner oder Familienväter von 20 bis 35 Jahren, 5) Ehemänner oder Familienväter von 35 bis 45 Jahren. Die erste Klasse, die der Volontaires, lieferte fast kein Prozent der mobilisierten Nationalgarde, es mußte also die zweite Klasse desto stärker herangezogen werden. Die Ehen nahmen zu und die Maires hatten mit neuen Aufgeboten zu thun, indessen doch nicht in dem Grade, daß der Unterschied zwischen den alten und den neuen Bataillonen aufgehoben wurde. In jenem war der Ehemann fast so exclusiv, daß da Kategorie I unergiebig war, Kategorie II und III kaum bestanden, der solide Familienvater allein Krieger werden, also das große Wort „für das Vaterland sterben“ in die That umsetzen sollte. In den neuen Bataillonen,

den Bellevillern, fehlte auch die Kategorie I, die zweite und dritte waren aber trotz der Fünfzehnsous-Ehen noch stark genug, um nicht, wie bei den alten Bataillonen, mit der Überspringung der übrigen Klassen den Heerbann der Eheleute, also der vierten Klasse, aufzubieten. Das Mißverhältnis bestand also darin, daß ein fünfundvierzigjähriger Aristokrat und Familienvater eines alten Bataillons ins Feld rücken mußte, während der fünfunddreißigjährige Junggeselle aus einem neuen demokratischen Bataillon auf der Wache in Paris Whist spielte. Die alten Bataillone murrten. Trochu fand es für nötig, Überweisungen von Bataillon zu Bataillon zu machen. Die Aufgebote der Maires nahmen abermals zu. Das Institut der Kriegskompagnien sagte nicht zu, auch denen nicht, die vor der Einrangierung sich glücklich retteten. Denn da die mobilisierte Nationalgarde besser bewaffnet sein mußte, als die sedentäre, so sollte letztere die Chassepots und Remingtons an die erstere abliefern und sich mit den Flingots, d. h. den in Hinterlader verwandelten Feuerstein- oder Perkussionsgewehren begnügen. Die Junggesellen traten gerne ihren Flingot ab und nahmen dafür das Chassepot des Ehemannes; wenn sie nur mit diesem hätten in Paris bleiben können. Der Ehemannn, zumal der Advokat, der Bankier, der Kaufmann von großem Vermögen sollte seinen Patriotismus und Heroismus glänzen lassen, mit dem Feuersteingewehr in der Hand? Der Umtausch der Waffen stieß auf Schwierigkeiten. Stolz wie Leonidas, der aufgefordert, seine Hinterlader auszuliefern, antwortete: „Hole sie Dir", gab der Pariser der alten Bataillone seinen Remington auch nicht freiwillig heraus. Die Gewehrnot blieb lange empfindlich, da bei dem Andrang zum Sterben für das Vaterland die Nachfrage lange das Angebot überstieg. Anfangs hatte man schon Mühe, die Moblots zu bewaffnen. Indessen die Not macht erfinderisch; man durchsuchte die Arsenale, gab die Einfuhr von Waffen und Pulver völlig frei und forderte die Spekulation auf, Waffen kommen zu lassen oder sie selbst zu fertigen. Immer aber blieben die Gewehre sehr teuer: Ein Chassepot, das dem Staate auf 70 Frank zu stehen kam, kostete, von der Privatindustrie geliefert, bis 200 Frank.

Der Andrang zum Tod für das Vaterland hatte übrigens seine Grenzen. Die Regierung mußte wiederholt Zwangsmaßregeln treffen, um die Renitenten in die Vareuse zu stecken.

Wer der 30 Sous nicht bedürftig war, oder wer eine Witterung davon hatte, daß die „seßhafte“ Garde auch einmal auf die Beine gebracht, d. h. mobilisiert werden könnte, drückte sich gern beim Dienste vorbei. Schon am 12. September wurde publiziert: „Das Gouvernement ist benachrichtigt worden, daß viele Einwohner, die nach dem Gesetze vom 10. August, welches alle unverheirateten Bürger von 25 bis 35 Jahren unter die Fahnen beruft, zum Dienste in der aktiven Armee herangezogen werden können, deswegen es unterlassen haben, sich in die Listen der Nationalgarden eintragen zu lassen. Da die militärischen Operationen die größte Anzahl von Männern, die im stande sind, Waffen zu tragen, zurückhalten müssen, so fordert das Gouvernement die Maires der Arondissements auf, von Amts wegen zur Einschreibung der der oben bezeichneten Kategorie angehörigen Bürger zu schreiten und diese zu benachrichtigen, daß der Dienst der Nationalgarde von der Publikation des Gegenwärtigen an obligatorisch ist.“ Seitdem entzogen sich die Pflichtigen möglichst durch die Flucht aus Paris.

Man kann sagen, daß der Dienst des sedentären Nationalgardisten anlockend und abschreckend zugleich war. Von September bis Januar immer nur auf der Lauer sein, um täglich einen Preußen zu treffen, ohne einen zu Gesichte zu bekommen; abwechselnd Wache stehen und — seine Mäßigkeit aufs Spiel setzen, entweder auf dem Walle, oder in der Schenke auf dem qui vive, dort auf alles Verdächtige, Menschen und Vieh, Lebendes und Lebloses, das oben nach preußischer Weise spitz zulief, knallen, an dem andern Orte darüber ernsthaft berichten: das war nach dem Geschmack vieler, aber doch nicht aller. Für die meisten vertrat es die Stelle von Theater und Konzert; es war ja auch eben nur ein Amüsement. Aber „Müßiggang ist aller Laster Anfang“, das hätten diejenigen beherzigen sollen, welche so viele Hunderttausende bewaffneten, um sie lediglich außerhalb des Schußbereiches des Feindes zu halten. Morgens und abends wurde auch etwas exerziert, und die Boulevards und öffentlichen Plätze waren fortwährend von Nationalgardisten oder den ebenso ungeübten Moblots belebt. Aber diejenigen, welche sie einexerzieren sollten, guckten selber erst in das Büchelchen: „Anleitung, in 24 Stunden ein perfekter Soldat zu werden“. Die Truppe zog es vor, das Heft sich selbst zu kaufen, und es ging in Hunderttausenden von Exemplaren ab.

Ein Kapitel darin handelte auch von der Disziplin, von Gehorsam und Pünktlichkeit. Man überschlug es, als nur für die Moblots oder andere Soldaten berechnet, nicht für das „Volk in Uniform". Die Beschwerlichkeit des Wachestehens war dadurch etwas erleichtert, daß die Vorgesetzten, von Eifer und Vorsicht getrieben, eine sehr große Zahl von Schildwachen stellten, alle 15 Schritt eine, bei einer doppelten oder dreifachen Postenkette. Jede Schildwache fühlte dadurch ihre Verantwortlichkeit verringert; ein Posten verließ sich auf den andern.

Ernst Blum vom „Rappel" schilderte sein Debüt als Nationalgardist auf den Befestigungen von Paris mit den Worten:

„Ich habe endlich eine Nacht auf den Wällen zugebracht. Ich will nicht sagen, daß ich gerade mich sehr danach gesehnt habe, aber das Los mußte mich doch einmal treffen, weil ja jetzt jeder ein Vaterlandsverteidiger ist. Ich will auch im Gegenteil dem Vaterlande daraus keinen Vorwurf machen — aber ich bin dreißig Stunden lang auf der Wache gewesen, und das ist viel für einen, der nur sozusagen Soldat spielt. Meine Kompagnie hatte den Befehl bekommen, über die Sicherheit der Bastion 98 zu machen. Wir waren 113 Mann, alle brave Jungen, aber sehr zu Rheumatismus geneigt, wenn ich nach den Ereignissen des Tages nachher urteilen soll. Wir wollen keine Anschuldigungen gegen eine Regierung schleudern, die alles thut, was sie nur vermag, aber die Wachthäuser auf den Wällen glänzen durch ihre Abwesenheit. Wir hatten zwei Zelte, in denen sich ungefähr sechzehn Mann zur Ruhe legen konnten, ziehen wir also diese Glücklichen ab, so bleiben 97 Mann, die nur den Himmel zur Bettdecke hatten, und diese Decke pflegt in jetziger Jahreszeit so gegen 3 Uhr früh grade nicht zu warm zu sein. Um dieser ungewöhnten Betthülle zu entgehen, warf ich mich dem Kapitän zu Füßen und beschwor ihn, mich zum Patrouillendienst zu verwenden. Er willigte ein, und ich sage dem Biedermanne hiermit öffentlich meinen Dank. Sie sind reich an Abwechselung, diese Patrouillengänge in den Wällen: bei jedem Schritt wird man angehalten, und ein Wachtposten fordert das Losungswort ab. Dieses ewige Haltmachen ist ermüdend, aber dafür trägt es sehr zur Sicherheit der Stadt bei. Die Thore der Stadt sind in der That so gut bewacht, als ob man den Kaiser verhindern wollte, wieder

nach Paris hineinzukommen. Und was für rührende Geschichtchen erlebt man auf solchen Patrouillen! Die Wachtposten, die den neuformierten Bataillonen angehören, sind mehr als nachlässig gekleidet, aber trotz der ganz bedeutenden Kühle sind sie fest entschlossen und sich ihrer hohen Rolle wohl bewußt. So habe ich unter anderen einen Heldenjüngling gesehen, der alles in allem nur mit einem engen leichten Überrock bekleidet war und eine Küchenschürze, um den Kopf gebunden, als Helm trug. Außer diesen Bekleidungsstücken war nichts weiter an ihm zu entdecken, aber stolz schulterte er sein Gewehr, um sein armes Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Und solcher Helden findet man viele auf den Wällen um Paris, vierzehn Wegstunden an Ausdehnung. Als wir zu unseren Zelten zurückkehrten, wurde eben alarmiert, denn ein Schuß war draußen in der Ebene gefallen, und alles rief: „Zu den Waffen!" In einem Augenblick war jeder auf dem Posten, die Flinte schußfertig und die Patrontasche gefüllt. Man wartete eine Viertelstunde: nichts rührte sich; der Lärm war blind gewesen, aber der Beweis geliefert, daß niemand vor der drohenden Gefahr zurückbebte, und wäre der Feind wirklich erschienen, er wäre empfangen worden — von Republikanern."

Zu dieser Schilderung sei bemerkt, daß sie schon aus dem Anfang des Monats Oktober herrührt. Später war für die Bequemlichkeit der „Wächter der Stadt" besser gesorgt, und Herr Ernst Blum hätte nicht mehr nötig gehabt, sich über den Himmel als Bettdecke zu beklagen. Bloß der „blinde Lärm" wiederholte sich alle Tage. Bis zur Kapitulation hat sich nie ein Preuße an die Enceinte gewagt.

Die Verteidigungsarmee im ganzen, das heißt Armee und Nationalgarde, konnte gegen 500 000 Mann geschätzt werden, wovon die kleinere Hälfte aktiv war. Das nach der Katastrophe von Sedan geflüchtete Corps des Vinoy, das seit dem 7. September mit Eisenbahnzügen in Paris anlangte, belief sich auf 28 000 Mann, dazu kamen 40 000 alte Soldaten und Leute aus den Depots, 15 000 Mann Rekruten der beiden letzten Kontingente, zusammen (mit der Marine) etwas über 90 000 Mann. Die Hauptmasse der aktiven Armee bildeten die Mobilgarden, etwa 120 000 Mann stark, wovon über zwei Drittel aus den Departements, ein Drittel aus Paris gestellt

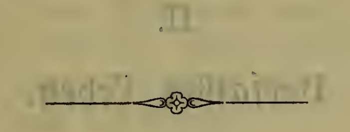
waren. Die Marine lieferte nicht bloß die Monstrekanonen zur Bewaffnung der Forts, sondern auch Mannschaften für die Artillerie, insbesondere für Festungsgeschütze und die Seineflottille. Ein Teil der Marinesoldaten wurde zu einer Division Infanterie zusammengestellt. Im ganzen stieg aber die Zahl der aus den Häfen berufenen Seeleute nicht über 10 000. Zählt man die Franctireurs hinzu, die zur Aktion verwendet wurden und in den militärischen Rapports oft eine Rolle spielten, so belief sich die aktive Armee auf 220 000 Mann. Die Marinesoldaten galten als ein tüchtiges und zuverlässiges Korps, während die vom Kriegsschauplatz unter General Vinoys Führung zurückgekehrten Heeresteile in mehrfacher Beziehung einen peinlichen Eindruck machten und zur Entmutigung der Bevölkerung beitrugen. Es war dies eines jener Korps, welche zur Zeit der Dampforganisierung des Grafen Montauban-Palikao ohne Rücksicht auf geeignete Kadres aus jungen Elementen formiert wurden, und welche weder auf dem Marsche, noch in der Schlacht, wohl aber zuweilen in Meutereien etwas leisteten.

Die Mobilgarden waren in Frankreich durch Gesetz vom 1. Februar 1868 geschaffen und als besondere Kategorie der bewaffneten Macht eingefügt. Sie sollten alle vom Dienst im Heere und der Reserve befreiten Wehrfähigen vom 20. bis 40. Jahr umfassen. Diese Organisation war aber 1870 noch nicht vollendet, die im Kriege jenes Jahres auftretenden Mobilgarden waren nur mobile Nationalgarden. Sie waren schlecht befehligt und bei gänzlichem Mangel an Disziplin ohne militärischen Geist.

„Nach den Forts die Wälle, nach den Wällen die Barrikaden." Jules Favre hätte auch sagen können: erst die aktive Armee, dann die passive oder Nationalgarde. Die Enceinte von Paris hielt diese beiden Hauptgruppen der Streiter während der Belagerung weit auseinander. Die rothosigen Lignards (die Liniensoldaten oder die „Truppe"), die Moblots in blauen Kapottes und ebensolchen Pantalons, oder wenn sie der Provinz angehörten, in grauen, die Seesoldaten in den blauen Jacken mit großen Umlegekragen und mit dem Wachstuchhut auf dem Kopfe bildeten erst wieder einen Bestandteil der Straßenbevölkerung von Paris, als dieses die Forts übergeben hatte. Sie stellten damals auf den Boulevards die

Fremden vor, die in Friedenszeiten das Asphaltpflaster füllen, schauten gleich diesen neugierig um sich und gafften die Häuser, die Läden, die Menschen an. Denn Paris war ihnen fast fremd. Während der Belagerung hatten sie draußen kampiert und das Fechten besorgt. Das uniformierte Volk war nur dann und wann aus seinem Schneckenhaus mit den Fühlhörnern zum Vorschein gekommen. Die Kapitulation der Forts hob den Unterschied zwischen den Kämpfern des Vorterrains der Stadt und den Zuschauern von den Wällen auf und man sah sie in den Straßen von Paris bunt durcheinander gemischt, nämlich die „Truppe“ und Mobilgarde mit der Nationalgarde. Wer beide Teile nach ihrer Wiedervereinigung gesehen, weiß, daß sie sich nicht bloß durch ihre Pantalons und Käppis unterschieden. Merkwürdigerweise waren es die Aktiven, welche sich mit der Kapitulation zufrieden zeigten, während die passive Armee Wut schnob und auf Rache sann, weil sie um Thermopylä gekommen war. Darin dachte sie spartanisch. Die Mäßigkeit zeichnete aber mehr den anderen Teil aus. Man sah in der Vareuse manche Gestalt, zu der man wie zu Bardolph hätte sagen können: „Du bist ein ewiger Triumph, ein immerwährendes Freudenfeuer“. Große Eintracht hatte zwischen der Armee und dem uniformierten Volke niemals bestanden. Zum Teil lag das an den Lohnverhältnissen. Soldaten erhielten 1 Frank 10 Centimes, die Mobilen 1 Frank 50 Centimes, im Felde außerdem Provisionen und Wein, aber unregelmäßig. Auch die Nationalgardedienstkompagnien erhielten sie und zwar ohne Sistierungen und ihr Sold belief sich auf 1 Frank 50 Centimes. Da sagten nun die wirklichen Soldaten: warum sind wir schlechter daran, als diese Soldaten à 30 Sous, die wir doch ihren Herd verteidigen und stets vor der Front sind? Die Moblots verhöhnten die sedentäre Nationalgarde, weil sie über die Enceinte, das heißt den die Stadt unmittelbar umgebenden Wall, nur hinauskam, um sich aus der Ferne eine Schlacht anzusehen, und schimpften auf die mobile Nationalgarde, weil sie mehr zu essen bekam, ohne viel mehr zu leisten, als die sedentäre Garde. Linie und Mobile drohten wiederholt, beim nächsten Ausfalle die Nichtsthuer, von denen sie wegen unglücklicher Kämpfe gemeistert wurden, mit Kolbenstößen in das feindliche Feuer zu treiben. Daher Zank über Zank. Der Streit zwischen den Mobilen

und den (Nationalgarde-)Mobilisierten machte sogar wiederholt die Rückberufung der letzteren in die Stadt nötig. Einigkeit herrschte aber zwischen ihnen in dem Abscheu gegen die Barbaren, welche seit dem 21. September die heilige Stadt umklammert hielten und ihnen die Zufuhr abschnitten.



II.

Versailler Leben.

I.

Am 19. September 1870 war es, wo die preußischen und bayrischen Truppen von den Höhen, die sie eben in blutigem Kampf erstürmt hatten — es war das Plateau von Plessis-Piqué vor der Südfront von Paris — auf die prächtige französische Hauptstadt ihre Blicke schweifen ließen. Die Windungen der Seine und Marne verloren sich in dem endlosen Häusermeer, über dem die mächtige Kuppel des Pantheon, der Dom der Invaliden und die Türme von Notre-Dame hoch emporragten. Fern am Horizont zeichnete sich am klaren Herbsthimmel der hohe Triumphbogen, wie ein dünnes, zerreißbares Gespinnst und im Norden der Stadt tauchte, halb von der Abendsonne umglänzt, halb in nebelhaften Umrissen verschwindend, der Montmartre empor, als wollt' er den deutschen Kriegern die Erinnerung wachrufen an jene ruhmvolle Waffenthat, durch welche die Heldenväter sich vor mehr denn einem halben Jahrhundert den Einzug in die feindliche Hauptstadt erkämpften.

Die Maasarmee, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen (des jetzigen Königs Albert), und die III. Armee, unter demjenigen des Kronprinzen von Preußen, hatten unmittelbar nach der Schlacht von Sedan den Vormarsch auf Paris begonnen, wobei sich die erstere an den rechten Flügel der III. Armee setzte und dieser einen Tagmarsch Vorsprung ließ, damit die Zernierung der Hauptstadt so ziemlich gleich-

zeitig geschehen könne und zwar von der Maasarmee im Norden und Westen, von der III. im Süden und Osten. Das VI. Armeekorps und die 5. Kavalleriedivision, welche nicht bei der Schlacht von Sedan beteiligt waren, nahmen sofort die Verfolgung des einzigen noch geschlossenen feindlichen Korps im freien Felde auf. Es war dies das XIII. Korps unter Vinoy. Der französische General erkannte die Umstände zu gut, als daß er sich in einen ernsthaften Kampf eingelassen hätte, entzog sich durch Gewaltmärsche bald den Verfolgern und verstärkte die Besatzung von Paris. Da jetzt keine französische Armee mehr im offenen Felde stand, näherten sich die Deutschen ohne Kämpfe der Hauptstadt des Landes.

Sobald sich die deutschen Armeen der Umgebung von Paris näherten, begann der Widerstand sich zu regen, täglich fielen kleine Gefechte bei unseren Avantgarden vor. Trotzdem erreichten sie aber mit leichter Mühe ihre täglichen Marschziele. Auch vielerlei Marschhindernisse waren zu überwinden, da waren die Brücken zerstört, dort waren die Straßen abgegraben, hier gab es wieder Verhaue und Verrammlungen u. s. w. Aber alles dies konnte die Deutschen nicht verhindern, am 19. September, allerdings nicht ohne harten Kampf von seiten des V. preußischen und II. bayrischen Armeekorps in dem Gefechte bei Petit-Bicêtre—Châtillon und nach Besetzung der Schanze Moulin de la Tour — von nun an „Bayern-Schanze" genannt — den Ring um Paris zu schließen.

Während die Garde-, die 2., 4., 5., 6. und 12. Kavalleriedivision, sowie die bayrische Ulanen- und württembergische Kavalleriebrigade den Rücken des Zernierungskorps sicherten, hatten die Armeen folgende Aufstellungen genommen:

Maasarmee. Mit dem IV. Armeekorps im Westen von Paris auf der Halbinsel Argenteuil bis Pierrefitte im Nordwesten der Stadt; das Garde-Korps im Norden von dem genannten Punkte bis Sévran, an dieses anschließend das XII. (sächsische) im Nordosten und Osten bis zur Marne.

Die III. Armee. Rechter Flügel die württembergische Felddivision zwischen Marne und Seine, dann das VI. Armeekorps auf dem linken Seineufer bis zur Bièvre, das II. bayrische Armeekorps jenseits des ebengenannten Flüßchens und endlich das V. Armeekorps, welches die Kette im Südwesten bei Versailles und St. Cloud schloß. Das XI. preußische und I. bay-

rische Armeekorps waren noch im Anmarsch und durch die Entsendung der Gefangenentransporte noch nicht vollzählig.

Schon im Laufe des Nachmittags des 19. September nach dem erwähnten Treffen rückten Truppen des V. Korps in Versailles ein, wo sofort das Hauptquartier der III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen etabliert wurde.

Der Einzug der ersten Deutschen in die französische Königstadt fand die Bewohner derselben hinter geschlossenen Fensterläden. Auf den Straßen gab es nur neugierige Blousenmänner, die finster zuschauten. Die Quartiere der Soldaten in Privathäusern zeigten nicht selten einen schnellen Umschwung der Stimmung zwischen Wirt und Gast.

Mademoiselle Lucrèce S. bewies dies. In einer Nachmittagsstunde war es, als sie, vor ihrem bejahrten Vater sich als deckenden Schild postierend, die über das bescheidene Maß der Durchschnitts-Französinnen weit hinausgehende Taille noch zur drohenden Attitüde gegen den — vorläufig noch imaginären — Angreifer emporstreckte, die dunkeln Augen unter der edeln Stirn und dem nach Pariser Art aufgeputzten Haar des Vorschädels scharfe Wurfspieße schleudern ließ und in der Hand eine Axt schwang.

„Sieh, Vater, so empfange ich den, der unser Haus betritt.

„Du thätest besser, Dich von hier fort zu machen und mich allein zu lassen; ich will mit den Leuten schon fertig werden.“

Lucrèce blieb trotz der Barbaren, die in einer Stunde kommen mußten. Während des sich fortspinnenden Dialogs von Vater und Tochter ging Anna, die Bonne, in demselben Zimmer auf und ab, mit verschränkten Armen, ohne, wie es schien auf das, was um sie vorging, zu achten, indem sie nur dann und wann einen schweren Atemzug that. Sie gehörte jener Klasse französischer Domestiken an, die durch langjährige Ausdauer im Dienste sich in die halben Rechte eines vollen Familiengliedes hineinleben, am Tische des Hausherrn speisen und dergleichen, zumal wenn die Frau vom Hause schon fehlt.

„Sie kommen, sie kommen“, rief Anna. Es schmetterte plötzlich Musik. Die ersten Preußen rückten ein. Lucrèce wollte in ein Hinterzimmer, um die ihr patriotisches Herz zerreißenden Klänge nicht zu hören. Der Vater hieß alle zusammenbleiben. Lucrèce befahl Anna, die Persiennes herunterzulassen, um sie, die Wilden, nicht zu sehen. Das Zimmer

verdunkelte sich. Die fortwährend wechselnde Musik, bald Trommelschlag, bald Hörnerschall, verriet die Menge der einziehenden Truppen. Allmählich wurde es still, bis ein andrer Lärm die Straße füllte. Die Soldaten liefen mit Quartierzetteln umher, laut die Straße und Nummer ausrufend. Bei Monsieur S. horchte man gespannt auf den Ruf: Avenue X. Nr. 7. Er ließ nicht lange auf sich warten und bald wurde an die Hausthür gepocht. Monsieur S. ging selber zu öffnen, Lucrèce ergriff die Axt. „Du legst das Ding hin und bleibst hier." Lucrèce blieb dicht am Kamin, auf dessen Gesims die Axt lag, sie nicht aus den Augen verlierend. Monsieur S. brachte die Einquartierung, bestehend aus zehn oder zwanzig Mann, auf die vorbereiteten Zimmer und kehrte in seinen Salon zurück, wo zwei weibliche Seelen bebten.

„Nun, die Leute sind etwas brüsk," erzählte Monsieur S. „fordern aber nichts Unbilliges. Nur der eine junge Mann bittet, für einen Augenblick mit uns die Küche zu teilen, um sich selbst schnell etwas zu kochen."

„Teilen?" rief Lucrèce, „wir teilen nichts mit einem Prussien."

„Übrigens spricht der junge Mann gut französisch und scheint wohl erzogen zu sein. Nun macht beide, daß Ihr in die Küche kommt und das Diner fertig schafft, denn in einer Viertelstunde kann er schon kommen."

Lucrèce und Anna stürzten in die Küche. Es galt nicht bloß, vor der feindlichen Überrumpelung das Mittagessen noch herzustellen, sondern die Küche auch in einen Zustand zu versetzen, daß man sie ohne Besorgnis vor Plünderung der preußischen Okkupation überlassen konnte. Lucrèce packte ein, Anna schürte das Feuer, um das Fleisch schneller zum Kochen, die Kotelettes zum Braten zu bringen, sie rupfte und wusch den Salat. . . . Da öffnete sich die Thür und hereintrat ein junger Soldat, der das Gepäck abgelegt und sichtlich eben vom Marsch die Toilette einigermaßen wieder hergestellt hatte. Anna stürzte aus der Küche in den benachbarten Speisesalon und schrie um Hilfe. Lucrèce griff zur Axt und stellte sich drohend vor den Eindringling. Dieser wußte nicht, ob er das Seitengewehr ziehen oder lachen sollte. Er that das erste und als dann die zornsprühende Französin die geschwungene Waffe fortwarf, Anna'n nachstürzte und ihr Hilfegeschrei verstärkte, das zweite.

Es mochte eine Viertelstunde dauern, daß Monsieur S. und die beiden weiblichen Seelen in ihrem Salon des Schicksals harrten, das ihnen bevorstand. Dieses trat dann in der Gestalt eines preußischen Soldaten ihnen aus der Küche entgegen, und zwar eine Suppenterrine in der Hand. Monsieur S. und Anna sprangen erstaunt von ihren Stühlen auf, Lucrèce, welche die Seelenpein gar nicht hatte zum Sitzen kommen lassen, ergriff ein Messer.

„Aber meine Damen, Sie lassen ja die Suppe überkochen; ich bringe Ihnen auch gleich die Kotelettes, die beinahe verbrannt wären.“ So der preußische Soldat, der eine Minute darauf zum zweiten Male kam, die Kotelettes brachte, dazu noch eine Schüssel mit einem Riesenbeefsteak und sie auf den schon gedeckt dastehenden Tisch setzte.

„Ich habe“, sagte er, „meine Ration Rindfleisch gleich zu Beefsteak verarbeitet. Nun bitte ich, nehmen Sie davon; es ist reichlich für vier Personen. Wenn sie es erlauben, esse ich mit Ihnen.“

Lucrèce, das Messer in der Hand, sprang auf ihren zaudernden Vater zu: „Nichts anrühren! Der Prussien will uns vergiften!“

„So erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich mich zuerst vergifte. Der lange Marsch hat mich hungrig gemacht; den Bratenduft kann ich nicht lange ohne Zugreifen vertragen!“

Der Prussien zog Monsieur S. an der Hand zu Tische. Beide aßen. Anna kam, als die Suppe sich an den beiden Männern als unschädlich zu erweisen schien. Lucrèce folgte, als auch die Kotelettes keine gefährliche Wirkung zeigten. Die Unterhaltung aber blieb auf die Männer beschränkt, der Wein auch. Anna mußte wiederholt in den Keller; dem roten Burgunder folgte der weiße, diesem der Moët. In einem Toast einigten sich die Männer, die sonst in allen Anschauungen auseinandergingen, in dem Toaste: vive la paix!

Nach Tische empfahl sich der Prussien. Er mußte zum Appell und wollte sich dann in den Abendstunden ein wenig das okkupierte Versailles ansehen. Monsieur S. sagte zu seinen Damen: „In dem Zimmer mit den andern Mannschaften können wir den Herrn nicht lassen. Das ist ein Mann von guter Familie, ein Kaufmann aus Berlin. Anna, Lucrèce, macht den Salon neben dem Billardzimmer zu seinem Quartier

zurecht. Ich werde diesen Abend schon aufbleiben, bis er nach Hause kommt, und ihn mit seiner Umquartierung bekannt machen."

Der Abend kam, es wurde fast Mitternacht, der Prussien blieb immer noch aus und Monsieur S. . . nicht auf, denn er sagte zu Anna:

„Ich werde müde, der Prussien hat mich heute mehr als gewöhnlich trinken lassen. Öffnet Ihr dem Herrn und besorgt das Nötige!"

„Wir werden schon öffnen," erwiderte Lucrèce.

Bald darauf nickte Anna ein. Lucrèce sagte:

„Ihr solltet Euch niederlegen, ich werde schon öffnen."

Anna erwiderte: „Das schickt sich nicht für Euch, geht Ihr nur zu Bette, ich werde das Anklopfen schon hören." Darauf nickte sie wieder ein.

Als sie aufwachte, war sie allein. Sie sah erschreckt nach der Pendule. Es war 2 Uhr. Sie nahm das Licht und stieg die Treppe hinauf, passierte das Billardzimmer und — sie wollte nicht gern beim Prussien anklopfen — schrie laut: „Lucrèce! Lucrèce!"

Diese hatte, während Anna schlief, dem Prussien geöffnet, und war noch dabei, ihn mit der Umquartierung bekannt zu machen. Als sie sich rufen hörte, trat sie ins Billardzimmer und schalt Anna mit den Worten aus:

„Wie könnt Ihr in so später Nacht solchen Lärm im Hause machen?"

„Ach, Fräulein Lucrèce, ich wollte Euch bloß die Axt bringen". . . . .

„Anna, Ihr seid garstig. . . . ."

Zwischen der Militärbehörde und der Stadtverwaltung von Versailles schien äußerlich das beste Einvernehmen zu herrschen. Die Proklamationen, welche die Quartierverhältnisse, die Verproviantierung, die freie Zufuhr der Lebensmittel für die Bürgerschaft ordneten, wurden von dem Kommandanten, Generalmajor v. Voigts-Rhetz, und dem Maire der Stadt, Mr. Rameau, gemeinsam erlassen. Eine Bestimmung wegen der Geldwerte, deren vollgültige Anerkennung bei den Einwohnern der okkupierten französischen Landesteile anfangs stets auf einigen Widerspruch stieß, war in französischer und deutscher Sprache öffentlich bekannt geworden. Die Bürger von Versailles

erhielten die Erlaubnis, alle Straßen der Umgegend, mit Ausnahme der nach Paris führenden, ohne weitere schriftliche Genehmigung für den einzelnen Fall frei zu passieren; sie wurden aufgefordert, ihre Märkte nach wie vor abzuhalten und ihre Verkaufsmagazine, deren beim Einrücken der deutschen Soldaten ein größerer Teil geschlossen war, wieder zu öffnen, überhaupt Handel und Wandel im vollsten Umfange wieder aufzunehmen. Anfangs störrig, waren sie bald, als die vortreffliche Haltung der deutschen Armee sie ermutigte, den Aufforderungen der Kommandos bereitwillig nachgekommen. Die preußische Kommandantur befand sich im Hotel de France. Die deutschen Fürsten wohnten im Hotel du Réservoir, der Kronprinz in der Präfektur, die er später an den König abtrat, um die Villa aux Ombrages zu beziehen.

Am 26. September waren auf dem Ehrenhof vor dem Schloß von Versailles die Besatzungstruppen des gegenwärtigen Feldlagers der III. Armee zu einer Revue vereinigt. Den Mittelpunkt bildete die Reiterstatue Ludwigs XIV. im Zentrum der „Grande Cour“ von Versailles. Hier erwarteten die deutschen Fürsten mit ihrer Suite und das Offizierkorps der befohlenen Truppen die Ankunft des Kronprinzen und seines Gefolges. Schlag 10 Uhr erschien der Kronprinz und besichtigte zunächst die Front der Truppen, die im Viereck zwischen den Stadtbildern der Marschälle Frankreichs geordnet waren. Die Truppen waren hierher beordert worden, um aus der Hand des Oberbefehlshabers der III. Armee die eisernen Ehrenkreuze für ihre militärischen Verdienste im Gefecht vom 19. zu empfangen. Nachdem die Verteilung vor sich gegangen, hielt der Kronprinz mit lauter, über den ganzen Platz hin vernehmbarer Stimme eine Ansprache an die Truppen. Er freue sich, daß ihm von Sr. Majestät dem Könige der Auftrag geworden, den Regimentern, die unter seiner Führung so viele Beweise der Tapferkeit abgelegt, diese Auszeichnung zu überreichen. Sie empfingen den schönsten Lohn, der dem Soldaten zu teil werden könne; sie hätten denselben in Ehren verdient, da sie sich alle der Thaten ihrer Vorfahren im Befreiungskrieg würdig gezeigt. Das Vaterland rechne auch weiter auf ihre Treue und Ergebenheit. Se. königliche Hoheit endete mit einem Hoch auf Se. Majestät den König, in das alle Anwesenden unter den Klängen der Volkshymne dreimal jubelnd einstimmten. Dann

trat der General von Sandrart auf die Stufen des Denkmals Ludwigs XIV. und rief: „Dem Oberfeldherrn der III. Armee, der uns bis vor die Thore von Paris geführt, unserm teuren Kronprinzen Friedrich Wilhelm ein lautes Hurra!“ Begeistert antworteten Offiziere und Soldaten diesem Zuruf. Demnächst ordneten sich die Truppen zum Vorbeimarsch, der auf der „Avenue de Paris“ stattzufinden hatte. Der Kronprinz, welcher zu Pferde gestiegen war, nahm Aufstellung gegenüber von dem Hauptquartier in der Präfektur, da, wo die Rue des Chantiers in die Straße von Paris ausmündet. In der Umgebung des Kronprinzen befand sich der Generalstab, Generallieutenant von Blumenthal, Oberst von Gottberg, die Majors von Dresow und von Hahnke, von der bayrischen Armee General von Bodemer, Major Freiberg, Rittmeister von Stauffenberg, Hauptmann von Xylander, als Vertreter der württembergischen Armee Oberst von Faber; ferner von preußischen Offizieren: Generallieutenant Herkt von der Artillerie, General Schulz vom Ingenieurkorps u. s. w. Die Truppen defilierten in Sektionen.

Schon am 30. September, am Geburtstage der Königin von Preußen, erfolgte der erste Ausfall der Belagerten. Der Kronprinz war schon unterwegs nach Ferrières, um dort, wo der König noch sein Hauptquartier hatte, den Geburtstag seiner Mutter zu feiern, als der Ausfall des Generals Vinoy gegen le Hay, Chévilly, Thiais und Villejuif vor den Forts Montrouge und Bicêtre erfolgte, der auf die 12. preußische Division unter dem General von Hoffmann stieß und gleichzeitig auf den Flügeln auch auf Truppen des V. und XI. Armeekorps demonstrierte. Als der Kronprinz sah, daß die Pariser Besatzung es diesmal ernst meinte, verließ er den Wagen, nahm, da keine Reitpferde mitgenommen waren, das Pferd einer Ordonanz und übersah nun den Gang des Gefechtes, bis die Franzosen wieder bis hinter das Fort Montrouge zurückgeworfen worden waren. So konnte er also erst später in Ferrières eintreffen, um seinem königlichen Vater zum Geburtstage der Königin und einem abermaligen Siege seiner Armee zu gratulieren. Alle fürstlichen Gäste blieben bis spät in Ferrières versammelt, der König selbst erschien aber abends beim Thee nicht, da er sich von den anstrengenden Fahrten und Ritten der letzten Tage etwas angegriffen fühlte. — Der

Kronprinz übernachtete in Ferrières und wohnte am 1. Oktober dem Generalsvortrage bei, in welchem die nun weiter zu erwartenden Ausfälle und die sich von allen Seiten mehrenden Meldungen über Anfälle von Bauern auf Feldpostillone, einzelne Soldaten, Fouragierungen und Ordonanzen besprochen wurden. Bei dem im Ausfallsgefechte vom 30. September gefallenen französischen General Guilhem hatte man Papiere gefunden, nach denen schon der Ausfall am 29. September festgesetzt worden war, ein Zweck desselben sich aber nicht erkennen ließ. Hatte man sich durchschlagen und nach dem Süden marschieren wollen, um dort den Kern einer neuzubildenden Südarmee hinzubringen? Das war möglich, denn unter den Toten fand man Soldaten von 42 verschiedenen Regimentern, die, wie es schien, für diesen Ausfall zusammengewürfelt waren; oder war es blos eine Rekognoszierung, um zu ersehen, wie stark unsere Einschließung gerade auf dieser Seite sei? Wie alle Ausfälle, bei denen der Eingeschlossene sich das Schlachtfeld aussuchen kann und sehr genau kennt, hatten auch die beiden Divisionen unter dem General Vinoy im Anfange Terrain gewonnen, bis das für solche Fälle vorbereitete und wohlthuende Zangensystem auf sie angewendet wurde, nämlich die rechts und links stehenden Truppen sich gesammelt hatten und den Ausfallenden in die Flanke fielen. Im Anfange jedes Ausfalls ist der Belagernde schwächer als die Belagerten. Im weiteren Verlaufe kehrt sich aber jedesmal die Sache um, und am sichersten, wenn man die Ausfallenden, je nach dem Terrain, erst recht weit ins Land hinein läßt.

Schon vor diesem Tage war davon die Rede, daß der König sein Hauptquartier von Ferrières näher an Paris verlegen würde. Die Entfernung von Ferrières war doch zu groß, um rechtzeitig auf einem Punkte erscheinen zu können, der von einem Ausfalle der Pariser bedroht wurde. Ehe die Nachricht von einem solchen und vorzüglich, ob er ernsthaft gemeint sei, nach Ferrières gelangen und der König auf dem Schlachtfelde erscheinen konnte, wäre eine kostbare Zeit verloren gegangen. Es war daher der General von Kleist, Ingenieurgeneral des großen Hauptquartiers, ausgesendet worden, um sich nicht allein diejenigen Stellen auszusuchen, von welchen später der Angriff geschehen sollte, sondern auch, wo so nahe als möglich genügender Raum zur Aufnahme für das König=

liche Hauptquartier sei. Erst hieß es, das Hauptquartier werde nach dem Schlosse Saint Cloud kommen, wo allerdings Raum genug gewesen wäre; das dortige außerordentlich schöne Schloß konnte aber von den Kugeln des Mont Valérien erreicht werden, von denen es auch später nur zu sehr erreicht wurde. Dann wurde von dem Schlosse St. Germain en Laye gesprochen, bis wohin die Kugeln des Mont Valérien zwar nicht reichten, aber wieder andere Bedenken vorwalteten. Da blieb denn nur Versailles übrig, wo sich schon das Hauptquartier der III. Armee befand.

Am 5. Oktober gingen beide Staffeln des Hauptquartiers aus Ferrières und Lagny nach Versailles, eine Entfernung von 8 Meilen, ab. Der König fuhr über Pontault, Boissy und Limeil direkt nach Villeneuve St. Georges, einem ziemlich bedeutenden Städtchen an der Seine, dessen steinerne Brücke über den Fluß ebenfalls gesprengt, wofür aber eine besonders starke Schiffsbrücke von fünfzig Pontons geschlagen worden war, weil die aus Deutschland erwarteten Belagerungsgeschütze hier für den Süden und Westen der Einschließung über die Seine gehen sollten, für welche die nächsten und am wenigsten bergigen Landwege mit der Inschrift: „Kolonnenweg" bezeichnet worden waren. Bis nach Villeneuve St. Georges und dieses Städtchen mit eingeschlossen, waren alle Ortschaften von ihren Einwohnern verlassen, und nur von Soldaten bewohnt, überall Lazarette etabliert und überall der Dienst der Truppen unmittelbar vor dem Feinde bemerklich, denn der ganze Weg bis Versailles mußte natürlich außerhalb des Kanonenschußbereiches der Pariser Südforts zurückgelegt werden. An dem einen Ufer der Seine, an den letzten Häusern von Villeneuve St. Georges erwartete schon der Kronprinz mit dem Stabe der III. Armee und jenseits der Brücke der kommandierende General des IV. Armeekorps, von Tümpling, mit dem Stabe seines Korps den König, so daß sich an dieser Brücke ein glänzendes Zusammentreffen vieler hoher Personen und Generäle gestaltete. Von der Brücke ging es eine steile Auffahrt hinan, nach Villeneuve le Roi. Beide Villeneuve liegen sich, durch die Seine getrennt, einander gegenüber. In Villeneuve le Roi nahm der König im Freien das Frühstück ein, stieg zu Pferde und begab sich nun mit seinem Gefolge weiter; er besichtigte auf dem schon im Bereiche des Kanonenfeuers aus

den Forts Bicêtre und Ivry liegenden Wege das VI. Armeekorps. Alle Truppen waren in vollkommener Gefechtsbereitschaft ausgerückt, hatten aber die Tornister hinter sich abgelegt und die Gewehre zusammengesetzt, weil man jeden Augenblick wieder einen Ausfall erwarten konnte. Der Ritt und teilweise die Fahrt ging hier über einen bedeutenden Teil des Schlachtfeldes vom 30. September. Die sämtlichen Equipagen und der Train des Hauptquartiers mußten einen bedeutenden Umweg nach Süden machen, um nicht unter Feuer zu kommen, und fuhr über Massy, Bièvre und Jouy Josas nach Versailles, wohin der König von Wissous aus den Weg über Anthony und Petit Bicêtre zu den Kantonnements des II. bayrischen Armeekorps einschlug, auch dieses besichtigte und etwas nach 5 Uhr in Versailles eintraf, der Kronprinz im Wagen neben ihm.

Von dem Übergang über die Seine an bis nach Versailles war die Herstellung der von der Pariser Verteidigungsregierung befohlenen „Einöde" nicht so vollständig durchgeführt, als auf der Ost- und Südostseite. Allerdings war auch hier die Brücke abgebrochen und die prächtigen Alleebäume umgehauen und über die Straße geworfen, die Chaussee teilweise aufgerissen und unfahrbar gemacht worden, aber der bei weitem größere Teil der Einwohner war in seinen Häusern geblieben und schien sich recht gut mit der, allerdings etwas zahlreichen Einquartierung zu vertragen. Wie durchaus vergebens alle diese Zerstörungen gewesen waren, bewies die Leichtigkeit, mit welcher unsere Truppen sie wieder ausgebessert hatten. In Versailles selbst trat dies noch deutlicher hervor, denn alle Verkaufsläden waren offen, die Cafés und Restaurants besucht und auf den Straßen standen Gruppen der Einwohner, sogar einige elegant angezogene Damen, bei denen die Neugier, den König von Preußen zu sehen, doch wohl stärker gewesen sein muß, als ihr Haß gegen uns Barbaren. Vor dem Gitter des Präfekturgebäudes im oberen, gegen das Schloß hin liegenden Teile der Avenue des Paris stand als Ehrenwache eine Kompagnie des 3. Posenschen Infanterieregiments Nr. 58 und alles was von preußischen Offizieren und Soldaten, bis zum Marketender herab, dienstfrei in Versailles war, hatte sich zur Begrüßung des Königs in der Rue des Chantiers und der Avenue de Paris versammelt. Mit wahrhaft betäubenden Hurras empfangen, ging der König erst an

der Front der Ehrenwache entlang, begab sich dann auf kurze Zeit in die für ihn bereiteten Zimmer und fuhr dann um 7 Uhr zum Diner bei seinem Sohne, dem Kronprinzen, nach der Villa aux Ombrages, von wo er erst spät und bei vollständiger Dunkelheit zurückkam.

Das Gebäude der kaiserlichen Präfektur in Versailles, also die Wohnung desjenigen hohen Beamten, welcher ungefähr dieselben Funktionen ausübt, wie in Preußen der Oberpräsident einer Provinz, ist ebenso geräumig als prächtig; neben der Pracht aber auch bequem eingerichtet. Der nach der „Avenue de Paris" gerichtete Hof ist mit einem Gitter gegen die Straße abgeschlossen und die ganze Ausstattung des Gebäudes zeigt, daß Kaiser Napoleon III. etwas darauf hielt, seine obersten Beamten in der Provinz mit Glanz und Auszeichnung auftreten zu lassen. In der Mitte des Gebäudes über dem Haupteingange auf dem Hofe, lagen große Säle, in denen später so merkwürdige Dinge vorgehen sollten; rechts vom Eingange durch das Gitter oben im ersten Stockwerk die Wohnung des Königs, die aus einem Vorzimmer, einem Arbeitszimmer und einem Schlafzimmer, sowie hinter diesem noch aus einem Kabinett bestand, an welches sich auf der Rückseite die Zimmer für die Bedienung des Königs anschlossen. Aus seinen Fenstern konnte der König auf die Avenue de Paris und den Eingang zur Rue des Chantiers, sowie auf den dazwischen liegenden großen Raum sehen, wo eigentlich die ganze Bewegung von Versailles sich konzentrierte, wo die Kriegsgefangenen vorüber transportiert wurden — manchmal recht viele — und Truppen vorüber marschieren mußten, die Wachtparade aufzog und die Transporte vorüber fuhren. In dem Vorzimmer hielten sich die Flügeladjutanten vom Dienste auf, im Arbeitszimmer ließ sich der König den täglichen Generalsvortrag halten. Das Diner und der Thee fanden in den Sälen statt, in die man unmittelbar von der Wohnung des Königs gelangen konnte. Die Stabswache befand sich, den Fenstern des Königs gegenüber, in einem Parterrelokal des linken Flügels, dem sich dann die Verwaltungslokale, Registraturen und Amtszimmer der Präfektur mit ihrem Ausgange in die Rue de Ligne anschlossen.

General von Moltke wohnte in der Rue neuve, Hotel Lambinet; General und Kriegsminister von Roon in der Rue

Colbert, neben der Platzkommandantur. Das übrige Personal des Hauptquartiers, 7 Generale, 92 Offiziere und Beamte, 27 Trainsoldaten, zusammen 126 Personen, 135 Pferde und 28 Wagen, wurden in möglichster Nähe der Präfektur untergebracht. Die schwarzweißrote Fahne von dem Balkon des Hauses Nr. 12 in der Rue de Provence, dessen wohlhabende Besitzerin, Madame de Jessé vor Ankunft der Deutschen geflüchtet war, bezeichnete das Hauptquartier des norddeutschen Bundeskanzlers. Bismark hatte dasselbe wegen des großen, wohlgepflegten Gartens gewählt, in dem er, meistens in späten Abend- oder Nachtstunden, frische Luft zu schöpfen liebte. Zu seinem persönlichen Gebrauch hatte er ein einziges Zimmer genommen, in dem er arbeitete und schlief. Das ausgeräumte Billardzimmer diente als Bureau. Ein unter den Trainsoldaten entdeckter Gehilfe des bekannten Berliner Hoftraiteur Huster besorgte die Küche.

Der König hätte das prachtvolle Schloß Ludwigs XIV. beziehen können, zog es aber vor, ein Lazarett für seine und französische Soldaten in demselben bestehen zu lassen, die hier in größeren und prächtigeren Räumen lagen, als wohl je ein Lazarett sie geboten hat. Wir folgen dem König bei einem seiner Besuche daselbst in einen Saal, worin sich zwei uns Deutsche nahe berührende Bilder vorfinden. Das eine stellt Napoleon am Grabe Friedrichs II. zu Potsdam dar, das andre führt uns auf das Schlachtfeld von Roßbach, wo das dort aufgerichtete Denkmal von Franzosen im Jahre 1806 wieder niedergerissen wird. In diesem Saale fanden sich im Monat Oktober 1870 zwei Betten mit schwer Verwundeten, oder vielmehr eine Chaiselongue und ein Bett. Auf jener ruhte ein junger Offizier, dem die rechte Hand amputiert war. Seine Gesichtsfarbe war zwar von den ausgestandenen Leiden noch bleich, aber alle seine Bewegungen verrieten eine ungeschwächte Körperkraft und ließen auf ein baldiges Verlassen des Schmerzenslagers rechnen. Das Bild des jungen Militärs, der das Bett einnahm, war ein trostloser. Sprachlos, fast bewegungslos, die unwillkürlichen Zuckungen der Gliedmaßen abgerechnet, mit verdrehten Augen, in denen sich der bereits eingetretene Zustand der Bewußtlosigkeit auszudrücken schien, mochte der Leidende kaum noch die kühlenden Wirkungen der Eisblasen empfinden, die ihm eine junge schöne Dame in tiefem Schwarz,

deren Augen vom Weinen wund waren, alle zwei oder drei Minuten auf das Haupt legte. Dann und wann wendete sich die Krankenpflegerin ab, um ihren Thränenstrom zu verbergen, oder beschäftigte sich mit dem Amputierten auf der Chaiselongue, um im leisen Geflüster mit ihm ihre Trost- und Hoffnungslosigkeit auszudrücken; eine Mitteilung, die der junge Offizier mit schmerzerfülltester Miene und nicht ohne einige Tropfen an den Augenwimpern aufnahm. Da öffnete sich die Flügelthür des Saales. Ein Wärter trat ein und meldete: „Se. Majestät der König.“ Die schwarze Dame erschrickt sichtlich, ebenso wie der junge Offizier. Sie wußten beide, daß der König wiederholt in den letzten Tagen im Schlosse erschienen war, um tapferen Helden die Hand zu drücken und Worte des Dankes und der Hoffnung an sie zu richten. Heute galt der Besuch den Braven, die unterhalb des Bildes von „Napoleon am Grabe Friedrichs II.“ und des Gemäldes von dem „Schlachtfelde von Roßbach“ an ihren Wunden litten. Die schöne Dame ordnete schnell an ihrer Toilette, was noch zu ordnen war, der junge Offizier richtete sich zum Sitzen auf, wobei ihm jene ihren kräftigen Beistand lieh. Da trat der König Wilhelm ein, begleitet von einem Adjutanten und Dr. Kirchner. Die Krankenpflegerin verbeugte sich ehrfurchtsvoll. Der Lieutenant ergriff hastig mit der Linken die ihm dargebotene Hand des Königs und bedeckte sie mit Küssen. —

„Bleiben Sie nicht sitzen, Malzan, lehnen Sie sich wieder zurück“, sagte der König, der offenbar vor seinem Eintritt in den Saal sich hatte unterrichten lassen, welche Persönlichkeiten derselbe in sich schloß. „Malzan“, fuhr er fort, „meine Seele hört nicht auf zu bluten, so viel Unheil führt mir dieser harte Krieg vor — wie sind Sie zu dem Verlust der Hand gekommen, die nun nicht mehr das Schwert für das Vaterland führen soll?“

„Majestät, beim Ausfall am 30. geriet ich zwischen zwei feindliche Dragoner, ein Säbelhieb auf das Handgelenk machte mich wehrlos, ein zweiter Hieb würde mich niedergestreckt haben, wenn nicht der Brave dort, Unteroffizier Lehfeld — Thränen entrollten bei diesen Worten dem Erzähler — ihn aufgefangen hätte, mit seiner Hirnschale, deren Verletzung ihm erst die Kopfrose, dann die Gehirnhautentzündung zugezogen. Dieser Engel, seine Schwester, ist aus Schlesien herbeigeeilt, ihn und

mich zu pflegen ..." Weiter kam der Erzähler nicht. Die erschöpfte Stimme versagte ihm den Dienst. Fräulein Bertha verhüllte sich das Gesicht, um ihr Schluchzen zu verbergen. Der König wandte sich dem Unteroffizier Lehfeld zu, dem er die Hand nicht geboten hatte, weil er wußte, daß sie von dem Schwerleidenden nicht würde ergriffen werden. Da bemerkte er das Album, das derselbe auf dem Bette vor sich liegen hatte, und in dem er wohl vor einer Stunde noch geblättert haben mochte. Der König nahm das Album und schrieb mit einem Bleistift, den ihm sein Adjutant reichte, die Worte ein: „Gedenke Deines treuen Königs Wilhelm." Er legte das Album wieder auf das Bett. Der Bewußtlose erwachte, er las die eingeschriebenen Worte, raffte sich noch einmal zu dem Aufruf zusammen: „Es lebe mein König!" und fiel dann ohnmächtig zurück. Fräulein Bertha sank in die Knie, der König erhob sie, indem er ihre Hand ergriff, und gleichzeitig die Linke des Lieutenants von Malzan fassend, tröstete er sie beide durch den Hinweis auf das Vaterland, das solche schwere Opfer fordert, wobei ihm selber die Thränen über die Wangen liefen und er die Hände beider so nahe aneinander brachte, als wenn er das Paar segnen wollte.

„Er ist bei Gott", das waren die mit unterdrücktem Schmerze ausgestoßenen Worte Berthas, als der König mit seinem Gefolge sich zurückgezogen. Sie sank mit gefalteten Händen in einen Sessel. Gebhard von Malzan machte eine seine Kräfte übersteigende Anstrengung, um aufzuspringen. Wollte er der Schwester oder dem Bruder zu Hilfe? Das Fräulein sprang auf, um seinem Bemühen zu wehren.

„Bertha", rief der in sein Chaiselongue zurückgebeugte Leidende aus, indem er ihre Hand festhielt, „vor wenigen Wochen erst hast Du mutterlose Waise Deinen Vater verloren, jetzt Deinen Bruder, Du stehst allein in der Welt: werde ich Dir die Heimgegangenen nur zum Teil ersetzen können?....."

„Herr von Malzan, lassen Sie Ihre Träume."

„Wie, was? Bertha, was soll diese Anrede, diese Sprache?"

„Herr von Malzan, ich hoffe und wünsche nichts mehr. Wozu diese Täuschungen? Ich ein bürgerliches Mädchen, eine Lehfeld, beladen mit dem Fluche, den Ihre Eltern, den Sie auf meinen Vater, auf meine Familie geschleudert...."

„Bertha, Du tötest mich — noch ein Wort weiter, und ich reiße mir diese Verbände ab, daß ich verblute. Laß mich lieber Deine Sprache führen: ich Bettler, ich beraubt des Gliedes, ohne das das einzige Handwerk, das ich gelernt, nichts mehr ist, ich Krüppel, ich beladen mit nie zu tilgender Schuld gegen Dich und Deinen Bruder, ich unwürdig Deiner Liebe, ich werde von Dir verstoßen, von Dir engelsgleichem Wesen gerade jetzt, wo ich so viel des Trostes, der Vergebung, des Mitleides, der Liebe bedarf..."

„Gebhard, denke an Deine Mutter!"

„Wie kaltsinnig Du sein kannst, Bertha was hat wohl meine Mutter, was hat alles das, was unsere Eltern mit einander gehabt haben, mit unserer Liebe zu thun? Sage es heraus, liebst Du mich nicht?"

Bertha beugte sich über den Kopf ihres Gebhard und in einem langen, langen Kusse verschwammen zwei deutsche Seelen im Schlosse der französischen Könige, in dem in eine Ambulanz umgewandelten Gemäldesaal, in welchem eben unterhalb der Darstellung französischen Ruhmes ein deutscher Held seine Seele ausgehaucht hatte, und ein deutscher König gewandelt.

Am nächsten Tage gegen Abend bewegte sich bei leichtem, frostigen Regenschauer ein langer Leichenzug von der Place d'armes durch die Avenue de St. Cloud, Rue du Plessis u. s. w. unter tiefen Trauerklängen.

Preußische und bayrische Soldaten wurden in Kasten von rohester Form, alle aber mit frischen Blumen bekränzt, oben auf der Helm oder Tschako, zum gemeinsamen Kirchhof getragen, von zwei Geistlichen, einem protestantischen und einem katholischen begleitet, dem eine Eskadron Dragoner und eine Kompagnie Infanterie, dieselbe, bei der der Unteroffizier Lehfeld gestanden, folgte. Die Straßen waren trotz des unfreundlichen Wetters mit Bewohnern von Versailles dicht gefüllt, die alle ehrfurchtsvoll, wie immer bei den Leichenbegängnissen, ihr Haupt entblößten. Auf dem Kirchhof gab die Kompagnie die üblichen Salven, ein Geistlicher sprach eine tief ergreifende Predigt, die vom Kriege nur die das Gemüt herabstimmende Seite hervorhob, dann folgte der Rückmarsch, die Musik des Königin-Elisabeth-Regiments ließ heitere Klänge erschallen, und wie am Tage des Ausmarsches aus der schlesischen Garnisonstadt, schmetterte es durch die herbstliche Atmosphäre, die

über der französischen Königsstadt lag: „Denn treu ist die Soldatenliebe“.

Das ist doch Stoff für einen Romandichter! Ich berichte aber nur ein Faktum. Zwei feindliche Nachbarsfamilien auf dem Lande in Schlesien, deren schroffe Entzweiung dem Bunde zweier Herzen entgegengestanden hatte, fanden auf dem Schlachtfelde und am Krankenbett ihre Versöhnung, und König Wilhelm hatte, ohne es zu ahnen, zwei Hände in einander gelegt, die sich nie wieder trennen sollten.

Da sich nur eine kleine evangelische Kirche in Versailles befindet, so hatte der preußische Kommandant der Stadt befohlen, daß der deutsch-evangelische Gottesdienst in der Notredamekirche abgehalten werden solle. Die katholische Geistlichkeit dieser Hauptkirche wurde aber vorstellig gegen die Benutzung derselben zu einem andern als katholischen Gottesdienste und trug darauf an, daß sie als Garnisonkirche ausschließlich für die katholischen Soldaten der deutschen Armee benutzt werden möge. Der König, welcher gewiß niemandem in seiner religiösen Überzeugung Gewalt anthut, ließ sich diese Vorstellung der Geistlichkeit gefallen und bestimmte nun die sogenannte königliche Kapelle im Schlosse dazu, welche sehr prächtig ausgeschmückt, nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht wurde, da die Herrscher des Landes nicht mehr dort wohnten und schon seit 1789 nicht mehr dort gewohnt hatten. In dieser Schloßkapelle wurde, so lange die Anwesenheit des Hauptquartiers in Versailles dauerte, jeden Sonntag evangelischer Gottesdienst gehalten, dem jeder evangelische Soldat, so viele das Gotteshaus faßte, beiwohnen konnte und zu dem auch der König jedesmal mit dem Glockenschlage erschien, aber nicht in der Loge Platz nahm, in welcher der XIV., XV. und XVI. Ludwig gesessen, sondern auf der vordersten Bank zu ebener Erde links am Altar. Auf der anderen Seite des Mittelganges saß der Kronprinz und neben oder hinter ihm die fürstlichen Herren nach ihrem souveränen und Alters- oder Verwandtschaftsrange. Die nächsten danach folgenden Bänke waren durch die Generalität und Offiziere besetzt. Wo sonst noch Platz zum Sitzen oder Stehen war, füllten Soldaten aller Waffengattungen die Kirche. Auch draußen auf den Gängen und Fluren, welche zur Kirche führten, standen oft die Andächtigen so gedrängt, daß kaum durchzukommen war. Der

Gottesdienst wurde von den Divisionspredigern der vor Paris stehenden Armeekorps abwechselnd gehalten. Gleichzeitig wurde auch die kleine Kirche der protestantischen Gemeinde in Versailles zweimal zum Gottesdienste gebraucht. Der Pastor derselben, Herr Passa, verweigerte zwar anfangs die Aushändigung der Schlüssel, es wurde ihm aber durch fünf Mann der nächsten Wache überraschend schnell klar gemacht, daß es besser sei, wenn er sie herausgäbe.

Für das Postwesen nicht bloß in Versailles, sondern auf der ganzen Linie der Belagerungstruppen, hatte der Generalpostmeister Stephan gesorgt, welcher bereits von Meaux aus den Truppen gefolgt und mit einigen Beamten um ganz Paris herum gefahren war, überall die sofort eingerichteten Feldpostbureaux inspizierte und sich überzeugt hatte, daß alles nach seinem Sinn — also gut und in bester Ordnung war. Wer selbst während des Feldzuges Briefe nach der Heimat geschickt oder von dort empfangen, wer die Arbeit und das Treiben in diesen Feldpostanstalten gesehen, der weiß es auch, wie viel Dank Millionen und abermals Millionen Menschen der Thätigkeit und dem energischen Geschick dieses Mannes in allen Dingen, die er in die Hand nimmt, schuldig sind. Der König nahm auch stets das lebhafteste Interesse an allen Einrichtungen seines Generalpostdirektors und ließ fortdauernd Bericht erstatten, wie viel Briefe, Päckereien und Liebesgaben befördert wurden. Noch nie, in keinem Lande und bei keiner Armee hat die Feldpost so Außerordentliches geleistet, als unsere preußische von Beginn bis Ende dieses Feldzuges, ja noch über diesen hinaus bis in die Okkupationszeit und während derselben.

Bei der Wichtigkeit, welche Versailles durch zwei Hauptquartiere und durch den zeitigen Aufenthalt so vieler fürstlichen Personen gewonnen hatte und voraussichtlich auch für die Dauer der Belagerung von Paris behalten mußte, stellte sich die Notwendigkeit einer Einrichtung des gesamten Polizeiwesens nach dem Muster einer preußischen Polizeidirektion heraus, wie jede größere Stadt des Heimatslandes eine solche besitzt. Das dazu nötige Personal, gegen hundert Beamte, konnte von der Feldpolizei des großen königlichen Hauptquartiers, des Hauptquartiers der III. Armee, sowie von der Feldgendarmerie des V. und XI. preußischen Armeekorps

gestellt werden, zu denen auch die dort noch fungierenden Polizeibeamten genommen wurden, welche, da die frühere Polizeiverwaltung in Versailles kein Kommunalinstitut war, unter einem Direktor, der den Titel Commissaire central führte, von drei kaiserlichen Commissaires geleitet, funktionierten. Fünfundzwanzig Stadtsergeanten waren unter dieser Leitung thätig. Statt dieser kaiserlichen wurde nun eine Polizeiverwaltung eingerichtet, an deren Spitze als Chef der Feldpolizeidirektor Stieber stand und für deren äußeren Dienst die frühere französische Polizeidirektion in Funktion blieb. Die Stadt wurde in drei Inspektionsbezirke, Süd-, Nord-, Ostbezirk, geteilt. An der Spitze jedes dieser Bezirke stand ein Offizier der preußischen Feldpolizei als Inspekteur, neben ihm ein französischer Kommissar. In jeder Inspektion waren sechs bis zehn Polizeireviere gebildet, deren jedes von zwei preußischen Feldgendarmen und einem französischen Stadtsergeanten beaufsichtigt wurde. Außerdem war das nötige Personal für den Patrouillendienst, die Marktwachen und die Bewachung der öffentlichen Gebäude vorhanden. Sämtliche preußische Beamte waren beritten und die Gendarmen standen unter der Disziplinaraufsicht von zwei Rittmeistern der Feldgendarmerie. So rasch diese Organisation geschaffen wurde, so vortrefflich bewährte sie sich in der Ruhe und Sicherheit, welche in der ganzen Stadt herrschte. Zunächst Organ der Kommandantur, mußte diese Polizeiverwaltung vorzugsweise, dem augenblicklichen Verhältnisse entsprechend, einen militärischen Charakter tragen und sich ihre Gesetze und Vorschriften teils nach französischem, teils nach preußischem Muster bilden.

„Was sind das für Herren, mit denen Sie zusammen wohnen?“ fragte mich eines Tages meine Wirtin. Ich hatte das Vertrauen der Dame, da ich französisch sprach und gern mich mit ihr unterhielt, als bloßer Kriegskorrespondent ihr auch weniger antipathisch zu sein schien. Auch war ihre Frage natürlich, da die Herren, mit denen ich gemeinsam einquartiert war, eine Uniform trugen, die nicht eine der gewöhnlichen militärischen war. „Das sind Herren von der Feldpolizei,“ antwortete ich. Meine Wirtin drohte vor Schreck in die Ohnmacht zu fallen. „Gendarmes?“ fragte sie mich entsetzt. Ich hatte Mühe, sie zu beruhigen, indem ich auseinandersetzte, daß meine Quartiergenossen gebildete Herren von der höheren

Berliner Polizei seien. „Ce sont donc des chefs de gendarmes?“ Sie sprach dann von monstres und dergleichen und kramte eine Pariser Zeitung heraus, worin folgendes aus dem Monat Juli zu lesen war: „Bevor ich abreise, um dem gigantischen Kampfe beizuwohnen, in den die preußische Anmaßung uns verwickelt hat, sende ich Ihnen einige Details über den Mut und die Disziplin der Armee des Königs Wilhelm, des „Siegers der sieben Tage“. Wie es scheint, war im Jahre 1866 das Vertrauen zum Zündnadelgewehr nicht genügend, um aus den Vandalen und Pommern (sic) tapfere Ritter ohne Furcht und Tadel zu bilden. Man verfiel deshalb auf ein Auskunftsmittel, vielleicht erfunden von einem großen Kriegsmanne von dort drüben (de là bas), wohl gar von Friedrich II. selbst. Es besteht nämlich in Preußen ein Korps der Feldgendarmen. Dasselbe ist mit der Militärpolizei und mit Strafvollstreckung beauftragt, hat aber vor dem Feinde eine ganz spezielle Mission. Hinter den im Kampfe begriffenen Truppen aufgestellt, wachen diese Gendarmen, in der einen Hand den Karabiner, in der andern den Säbel, darüber, daß kein Soldat den Kampfplatz verläßt. Derjenige, welcher eine rückgängige Bewegung macht, wird sofort aufs Korn genommen und erschossen, oder er wird mit Säbelhieben in die Reihen der Kämpfer zurückgeschleudert. Bei der Landwehr ist diese etwas brutale Behandlung fast unerläßlich, denn die Landwehrleute, mehrenteils Familienväter und Feiglinge, sind vielfach geneigt, die Gewehre fortzuwerfen, die Beine in die Hand zu nehmen und „auszusprengen“ (dies Wort steht in dem französischen Text), das will sagen, nicht zu desertieren, sondern sich zu drücken. Das Wort „auszusprengen“ ist preußisch und es läßt sich im Französischen nicht wieder geben. Die preußische Armee ist tüchtig und tapfer; aber glauben Sie mir, diese Automaten werden der furia francese nicht widerstehen. Mit gleichen Waffen werden wir entscheidende Siege über König Wilhelms Soldaten davontragen, von denen mindestens zwei Drittel widerwillig in den Kampf gehen. Auch der Tapferste wird sich nicht ermutigt fühlen, wenn er Frau und Kinder ohne Hilfsmittel und ohne Brot zurücklassen und sein Leben für eine Sache aufs Spiel setzen muß, die nicht ihn, sondern nur seinen ehrgeizigen König angeht; am allerwenigsten können unter solchen Umständen Soldaten Kampfeslust fühlen, die nur durch Feldgendarmen im Feuer

erhalten werden. Ich spreche hier als Augenzeuge, da ich als solcher Gelegenheit hatte, dem Kriege von 1866 beizuwohnen. Dazu kommt noch eine weitere Maßregel, die angewendet wird, um den Nachzüglern und Säumigen Beine zu machen. Dieselbe wurde in Böhmen, bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl, in großartigem Maßstabe angewendet. Überall, wo die Invasionsarmee ihren Marsch zurückgelegt hatte, fanden sich an den Baumästen Früchte von ganz besondrer Beschaffenheit — heulend und röchelnd. Es waren arme Teufel, die von Strapazen erschöpft, den Gendarmen in die Hände gefallen waren. Diesen Leuten wurde ein Stock mit laufenden Knoten unter die Armee geschlagen und sie dann zum abschreckenden Beispiel an die Äste gehängt. Röchelnd hingen diese Ärmsten an den Bäumen, wenn nicht, nachdem das Armeekorps die Straße passiert hatte, die Bauern sie erlösten. Ich fordere die Preußen auf, diese Thatsache zu widerlegen, sie ist authentisch. Aber werden derartige Disziplinarmaßregeln sich im Jahre 1870 ausreichend erweisen? Unsere Krieger werden für ihr beleidigtes Vaterland kämpfen und deren Mut wird mit der Größe ihrer Aufgabe wachsen. Sie sind in der Bewaffnung den Franzosenfressern zu Berlin überlegen; sie haben zwei berühmte Armeen geschlagen, sie werden auch jene Frechen strafen, die im Jahre 1867 schworen, sie würden alsbald ihre Pferde bei Paris in der Seine tränken. Doch wir werden sie bald bei der Arbeit sehen und Ihnen dann melden, ob die preußischen Feldgendarmen unsren tapfern Kriegern überlegen sind. Nächstens sende ich Ihnen meinen ersten Brief. F. Salles."

In Versailles konnte man überhaupt etwas erleben, wenn man sich von Franzosen ihre Vorstellungen über die Deutschen erzählen ließ. Mein Wirtin hat meinen Landsleuten nie wieder einen freundlichen Blick gegönnt. Dazu kam denn nun noch, daß mancher Versailler und manche Versaillerin verdrießliche Berührungen mit der preußischen Polizei hatte. Da entdeckte diese z. B., daß sich Mr. le Sourd, welcher als Sekretär des französischen Botschafters in Berlin am 19. Juli dem Grafen Bismarck die französische Kriegserklärung überreicht hatte, ganz ungeniert schon längere Zeit bei seiner Mutter in Versailles aufhielt und also alles aus erster Hand beobachten konnte, was im Hauptquartier geschah. Da man nun nicht wissen konnte, in welchen Beziehungen dieser Herr zu seinen frühern

Vorgesetzten und zu seiner frühern Regierung stand, so wurde ihm von dem Feldpolizeidirektor angedeutet, ob es nicht besser, namentlich aber schicklicher für ihn selbst wäre, wenn er Versailles verließe, und wurde ihm Mainz als ein besonders günstig gelegener Ort für seinen künftigen Aufenthalt empfohlen. Er meinte zwar, er hielte es für wünschenswerter und zweckmäßiger, in Versailles zu bleiben, da er seine kranke Mutter pflegen müsse und ganz zurückgezogen lebe. Für dergleichen Versicherungen sind aber Feldpolizeidirektoren ungemein schwerhörig, und so befand sich denn Mr. le Sourd einige Tage später in Mainz. Die Feldpolizei hatte überhaupt ein schweres Amt im großen königlichen Hauptquartier. Ihre Aufgabe ist zwar keine so glänzende und ehrenvolle wie die der Kombattanten, aber eine um so nützlichere, denn es ist geradezu unglaublich, was für Personen sich alles in einem Hauptquartier einfinden, also ihre Anwesenheit daselbst für dringend nötig halten müssen. Gesandtschaftsagenten, Zeitungskorrespondeten, Projektenmacher, selbstbeauftragte politische Ratgeber, sogar Damen, die auf — Spekulationen ausgehen.

So hatte sich denn alles gut eingerichtet, ein regelmäßiger Polizei- und Verwaltungsdienst war in Wirksamkeit, und Versailles eine preußische Haupt- und Residenzstadt geworden. König Wilhelm führte dort dieselbe Lebensweise wie in der Heimat. Sobald morgens mit dem Hofmarschall die wirtschaftlichen Angelegenheiten geordnet waren, begannen die Staats- und Regierungsgeschäfte mit den Vorträgen, zu denen die Chefs der verschiedenen Behörden erschienen. Im Kriege gingen natürlich die militärischen allen andern vor. Das Militärkabinett hatte während des Feldzugs täglich Vortrag, ebenso der Kriegsrat, wenn man diesen Ausdruck, der bekanntlich in der preußischen Armee nicht gebräuchlich, anwenden darf. Er bestand aus dem Kronprinzen nebst dem Chef seines Stabes, Generallieutenant v. Blumenthal, dem Chef des großen Generalstabes der Armee, General der Infanterie, Graf v. Moltke, dem Generalquartiermeister der Armee v. Podbielski und zwei Generaladjutanten — während dieses Feldzuges General der Infanterie v. Boyen und Generallieutenant v. Treskow. In außerordentlichen Fällen wurde der Kriegsrat oder Moltke allein auch zu andern Tageszeiten berufen. Zuweilen wohnte, wenn die hohe Politik mit im Spiele war, Graf Bismarck dem Kriegsrate bei. Hatte

nun die ununterbrochene Arbeit bis 2 oder 3 Uhr gedauert, so fuhr der König entweder in die Lazarette, oder er besah eine Anstalt, eine Kunstsammlung, ein Schloß, eine Merkwürdigkeit der Stadt, auch wohl die Umgegend, um die Stellung der Truppen, ihre Verteidigungsarbeiten oder die feindlichen Werke zu übersehen. An Gefechtstagen wurde natürlich die ganze Tagesordnung umgeworfen, der König sprengte mit seiner Eskorte auf das Schlachtfeld.

Sobald der König sich nach Tische in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, begann er auch sofort wieder zu arbeiten. Dies war die Tageszeit, wo der König alle längeren Berichte, die Gefechtsrelationen, die Etatsrapporte über die Stärke der Truppen, die Berichte über den Gesundheitszustand bei den Armeekorps, überhaupt die umfänglicheren Schriftstücke las und mit seinen Randbemerkungen versah. Ebenso war es die Zeit, wo die Spezialkarten der verschiedenen Kriegstheater bis ins kleinste Detail studiert wurden. Die Entfernungen wurden mit dem Zirkel ausgemessen und die Gefechtsrelation bei jedem Dorfe, jedem Wäldchen oder Bach mit der Karte verglichen. Darum war der König auch ebenso genau über den Stand der Dinge auf hundert Stunden Entfernung, wie in seiner unmittelbaren Nähe unterrichtet, und brachten Offiziere persönliche Rapporte, so waren sie gewöhnlich nicht wenig erstaunt, wenn sie hörten, wie vertraut der König mit den Terrainverhältnissen auf so weite Entfernungen war. Manchmal kam es vor, daß auch in diese Zeit noch Vorträge fielen, oder das Einholen sofortiger königlicher Befehle; denn wenn irgend eine Eigenschaft bei einem Hauptquartier sehr bald als unumgänglich notwendig erkannt wurde, so war es Eile in allen Dingen. Da hatte nichts Zeit, konnte nichts vertagt oder auf die lange Bank geschoben, sondern mußte schnell erledigt werden. So wurde denn wohl plötzlich der Bundeskanzler oder der Kriegsminister oder eine andre vertraute Persönlichkeit geholt, um zu berichten und Weisungen für ihr Verhalten zu empfangen. In der Heimat pflegt der König zur Erholung abends das Theater zu besuchen, einer Vorlesung, einem Konzerte beizuwohnen, während des Feldzugs aber gestattete er sich nicht die geringste Erholung, Zerstreuung oder irgend ein Vergnügen. Dagegen nahm er abends den Thee in Gesellschaft seiner Umgebung ein, wo Zeitungsnachrichten vorgelesen, Erfahrenes

mitgeteilt und illustrierte Werke besehen wurden. Auch bei dieser Gelegenheit teilte der König den Versammelten meistenteils die seit dem Mittag eingegangenen Telegramme und Berichte mit und die daran geknüpfte Unterhaltung war ebenso vollkommen frei als zwanglos.

Der Thee dauerte gewöhnlich bis 11 Uhr. Dann hob der König die Gesellschaft durch sein Weggehen auf und begab sich wieder in sein Arbeitszimmer, wo er nun ganz allein und ungestört, bis nach zwölf Uhr, auch länger an seinem Schreibtische arbeitete. Aus der Zahl der am nächsten Morgen zur Bestellung gegebenen Briefe sah man, daß der König während dieser späten Stunde besonders viel schrieb.

Wie lange sollte denn nun diese häusliche Einrichtung in Versailles dauern? Allem Anscheine nach schien man sich auf Monate, wenn nicht gar auf den ganzen Winter gefaßt machen zu müssen. Daß nach Wochen noch nicht davon auf unsrer Seite die Rede war zu bombardieren, noch sonst offensiv vorzugehen, erweckte vielfach Ungeduld und Unmut. In der Rue de Provence, bei Bismarck, fand man, wie gesagt wurde, sich auch bald in seiner Erwartung getäuscht. Wenn ein fortdauernder Kanonendonner die Luft durchrollte, wenn oft der alte Bullrian, wie in der Soldatensprache der Mont Valérien hieß, und die andern Forts der Südseite von Paris ganze Tage oder Nächte in jeder Minute 5 bis 10 Schüsse abgaben, die heftig an den Fenstern der höher gelegenen Häuser in Versailles klirrten und unsre Batterie- und Schanzenbauten störten, während von unsrer Seite immer noch nicht mit Artillerie geantwortet wurde, die Pariser Ingenieure auch mit dem Bau von Erdwerken vorgingen, so konnte man geneigt sein, zu fragen, ob denn nicht die Pariser vielmehr uns belagerten, aber wir nicht die Pariser. Sollte unsre Offensive einzig in der Aushungerung bestehen? Jules Favre hatte in seiner schon erwähnten Zirkulardepesche vom 6. September prahlend verkündet: „Paris ist auf drei Monate verproviantiert.“ Also bis etwa zum 6. Dezember. Das schien uns allen eine kleine Ewigkeit, auf deren Ablauf wir unmöglich warten dürften. Aber je mehr das Bombardement auf sich warten ließ, desto mehr waren wir darauf angewiesen, die Wirkungen der Einschließung von Paris auf die Widerstandsfähigkeit des Magens der Belagerten mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Leider be-

richteten noch nach drei Monaten weder die Pariser Zeitungen, noch die Ballonbriefe, die wir auffingen, noch die Aussagen der Gefangenen oder Spione etwas Tröstliches für uns, d. h. eine drohende Hungersnot. Im Gegenteil, die Belagerten verhöhnten uns ob unsres Versuches, statt in die Forts — in den Magen Bresche zu schießen. Wie konnte da von Friedensneigungen der Pariser die Rede sein, wenn auch ihre Stürme auf unsre Positionen immer ergeblos abliefen? Ihre Stimmung entsprach vielmehr andauernd ganz der stolzen Sprache Jules Favre's, der in den Verhandlungen vom 18. bis 21. September in Ferrières dem Grafen Bismarck erklärte: „Kein Zoll von unserm Gebiete, keinen Stein von unsern Festungen.“

Blanqui und Genossen setzten hinzu: „und kein Thaler aus unserm Schatze.“ „Nun,“ sagte eines Tages ein Witzbold zu einem Belleviller, „wissen Sie, der Friede ist geschlossen; die Preußen ziehen sich zurück.“

„Man hat ihnen doch wohl nichts bewilligt?“

„Keinen Zoll von unserm Gebiete, keinen Stein von unsern Festungen und keinen Thaler aus unserm Schatze.“

„Aber welche Kriegskostenentschädigung zahlt Preußen?“

Nun, wußte man, daß man es vor Paris mit einem langwierigen Unternehmen zu thun hatte, so kam es jetzt vor allem darauf an, die Schwäche der Armee durch Erdwerke, Erbauung von Batterien, Herstellen von Annäherungshindernissen vor der Front und Verbindungsstraßen hinter derselben durch Überbrückung der die einzelnen Korps trennenden Flußläufe einerseits zu verstärken, andrerseits eine rechtzeitige Unterstützung möglich zu machen. Es wiederholte sich im wesentlichen alles, wie es bei der Zernierung von Metz geschehen war.

Auch eine telegraphische Verbindung zwischen dem großen Hauptquartier, welches sich anfänglich in La Ferrières, später in Versailles befand, mit den Hauptquartieren der III. und Maasarmee, sowie mit den einzelnen Armeekorps wurde hergestellt.

Dennoch hätte es einer thatkräftigen gegnerischen Armee gelingen müssen, an irgend einer Stelle die Fesseln zu sprengen. Was aber Mitte September und gleich nach der Einschließung noch verhältnismäßig leicht zu erreichen gewesen wäre, wurde mit jedem Tage schwieriger. Schon am 21. und 22. September

trafen die allerdings noch nicht vollzähligen Korps von dem Gefangenentransporte ein und wurde das XI. Armeekorps am 23. zwischen die württembergische Felddivisionen und das VI. Armeekorps von Sucy en Brie bis Villeneuve St. Georges an der Seine eingeschoben. Das I. bayrische Armeekorps hingegen war seit dem 22. September bei Longjumeau und Arpajon als Reserve und Rückendeckung gegen Süden und die Loire aufgestellt.

Wie der Ausfall der Pariser am 30. September, so scheiterte auch ihr Vorstoß gegen die Vorposten des V. Armeekorps bei Bellevue und des XI. bei Mesly.

Bald nach diesem Ausfall war aber wieder eine Schwächung der Zernierungslinie notwendig geworden, indem das I. bayrische Armeekorps und die 22. Infanteriedivision unter dem Kommando des Generals von der Tann am 6. Oktober gegen die Loire vorgeschoben wurde, um die Ansammlung von Streitkräften daselbst zu verhindern.

Zum Glück waren durch die Übergabe Touls und den Fall von Straßburg wieder Teile der deutschen Armee freigeworden, die nun an Stelle der eben genannten Abteilungen in die Zernierungslinie einrückten. So traf am 10. Oktober die 17. Infanteriedivision ein und löste die zurückgebliebene Division des XI. Armeekorps (die 21.) in den Stellungen auf dem rechten Seineufer ab. Letztere schob sich dann zwischen das II. bayrische und V. preußische Korps ein und besetzte die Stellungen von Meudon bis Sèvres.

Noch ehe eine weitere Verstärkung, welche aus der Gardelandwehrdivision bestehen sollte, angelangt war, machten die Pariser wiederholt Ausfälle, so am 13. Oktober gegen das II. bayrische Armeekorps (Gefecht bei Bagneux). Dieser wurde mit bedeutend überlegenen Kräften unternommen und es gelang auch den Franzosen, die Vortruppen der 4. bayrischen Division nach energischem und zähem Kampfe aus Bagneux, die der 3. Division aus Châtillon zn verdrängen. Als aber die Unterstützungen eingetroffen waren, das II. bayrische Korps in einer Linie von Sceaux bis zum Walde von Meudon aufmarschiert war und in das Gefecht eingriff, wurden die verlorenen Punkte in den ersten Nachmittagsstunden wieder erobert. Jetzt ($3^1/_2$ Uhr nachmittags) gab der französische General Vinoy den weiteren Angriff auf und zog sich in den Schutz der Festungswerke

zurück. Am 21. Oktober fand gegen das V. preußische Armeekorps (Gefecht bei La Malmaison) und endlich am 28. Oktober gegen das nur von einer Gardegrenadierkompagnie besetzte Le Bourget im Norden von Paris ein Angriff statt. Es gelang den Franzosen, den letztern Ort zu nehmen, er wurde aber am 30. Oktober durch Abteilungen des Gardekorps zurückerobert und von nun an mit einem Bataillon besetzt gehalten.

Am letztgenannten Tage war auch die Gardelandwehrdivision, deren erste Abteilungen schon am 16. Oktober Versailles passiert hatten, bei St. Germain en Laye als äußerster linker Flügel der III. Armee, der sie sowohl als auch die 17. Infanteriedivision unterstellt wurden, eingetroffen.

Die 17. Infanterie- und württembergische Felddivision traten unter das Kommando des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, der nach der Einnahme von Soissons am 28. October vor Paris ankam.

Noch vor dem Falle von Metz wurde die 4. Infanteriedivision am 26. Oktober von dort nach Paris herangezogen und bildete anfänglich bei Longjumeau und Palaiseau eine Reserve. Sie war am 5. November dortselbst vollzählig konzentriert. Als dann aber die übrigen Teile des II. Armeekorps (3. Infanteriedivision und Korpsartillerie) sich näherten, ging die 4. Infanteriedivision am 17. in eine Stellung hinter das XI. Armeekorps, die übrigen Teile stellten sich am 18. bei Longjumeau und Palaiseau auf und schoben gegen Ende des Monates eine Infanteriebrigade nach Villeneuve St. Georges zur Unterstützung der Württemberger vor. Denn hier war nun durch den am 7. November erfolgten Abmarsch der 17. Infanteriedivision, welche zur Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg übertrat, eine Verstärkung der Einschließungslinie notwendig geworden.

Durch die verschiedenen Verstärkungen und Entsendungen war eine Verschiebung der einzelnen Korps in ihrem Kommandoverhältnis eingetreten. Die württembergische Felddivision wurde der Maasarmee (die demnach aus dem Garde-, dem IV. und XII. Armeekorps und der württembergischen Felddivision, sowie der Garde- und 12. Kavalleriedivision bestand), dagegen das II. Armeekorps der III. Armee (nunmehr aus dem II., V., VI. und II. bayrischen Armeekorps, der 21. Infanterie-, der Gardelandwehr- und 5. Kavalleriedivision bestehend) unterstellt.

Während dieser ganzen Zeit sparten die Pariser ihre Artillerieangriffe gegen unsre Einschließungsstellung nicht und warfen ihre Granaten bis auf unglaubliche Entfernungen, so z. B. die Geschütze des Mont Valérien in einen Garten dicht hinter dem Quartier des Obersten v. Eberhardt in Bougival, also volle $^7/_8$ deutsche Meilen weit. Auch in das Schloß St. Cloud schlugen Kugeln ein und richteten arge Verwüstungen an.

Das überaus schön an der Seine gelegene, wahrhaft kaiserlich ausgestattete Schloß von Saint Cloud, in welchem Kaiser Napoleon III. gewohnt, von wo aus er Preußen den Krieg erklärt und von wo aus er mit seinem Sohne in diesen Krieg gezogen war, lag unter dem Feuer des Mont Valérien und der am andern Ufer der Seine eingeschnittenen Batterien, konnte auch aus Schützengräben beschossen werden, welche in den Gärten und überhaupt am jenseitigen Ufer entlang ausgehoben waren. Als die Einschließungsschlinge fester zugezogen wurde, besetzten Truppen unsres V. Armeekorps auch den Park des Schlosses, etablierten Feldwachen in demselben und setzten Posten an der Lisière des Parkes aus, während das Schloß selbst unbesetzt blieb, in seiner obersten Etage aber allerdings, ganz der Örtlichkeit entsprechend, einen Beobachtungsposten erhielt. Die Parkseite nach der unten vorbeifließenden Seine, sowie die Verbindung des Parkes und Schlosses mit dem Städtchen Saint Cloud waren verbarrikadiert und im Parke dazu die Kübel mit Orangenbäumen benutzt worden, die man übereinander gesetzt hatte, wodurch ein sehr gutes Bollwerk geschaffen war, an welchem die Chassepotkugeln drüben lustig, aber wirkungslos abprallten.

Nach dem Kriege gab in einer Pariser Zeitung der einstige Verwalter dieses Schlosses eine genaue Schilderung der Einzelheiten, die sich an dieses Ereignis knüpften, und betonte dabei, daß das genannte Palais durch die Preußen in Brand gesetzt und demnächst beraubt worden sei. Als Augenzeuge jener Vorgänge (wie er sagte) nahm der Verwalter für seine Mitteilungen die Autorität eines durchaus glaubwürdigen Erzählers in Anspruch.

Diesen Angaben gegenüber empfiehlt es sich, zur Klarlegung des Sachverhältnisses, ganz einfach die aktenmäßig feststehenden historischen Thatsachen kurz zu rekapitulieren:

Vorausgeschickt sei, daß, nachdem am 21. September 1870 das Schloß St. Cloud durch Truppenabteilungen des 5. preußischen Armeekorps besetzt worden war, der Sous-regisseur du palais sogleich nach Versailles geschafft wurde, da man fürchtete, daß sein Verbleiben auf dem innegehabten Posten zu Unzuträglichkeiten Veranlassung geben könne. Der Sous-regisseur kann demnach unmöglich Augenzeuge bei den später erfolgten Vorgängen gewesen sein. Mit der Besetzung des Parks und der angrenzenden Abschnitte wurde, nachdem die Zernierungslinie an dieser Stelle gebildet war, das 1. schlesische Jägerbataillon Nr. 5 beauftragt und speziell die 3. Kompagnie desselben in das Schloß selbst hineingelegt. Der Kompagniechef, Hauptmann von Strantz, wurde zum Kommandanten des Schlosses ernannt und für die Sicherheit und Erhaltung desselben auf Grund einer besonderen Instruktion persönlich verantwortlich gemacht. In dieser Instruktion war namentlich die Konservation des Schloßinventars, sowie der Schutz desselben gegen Entwendung oder Beschädigung als erste Aufgabe betont und ausdrücklich angeordnet, daß nur Offiziere des Generalstabes das Recht hätten, die vorgefundenen Schriften durchzusehen und nur diese mitzunehmen. Auf höhern Befehl wurde ein besonders dazu geeigneter Oberjäger der Kompagnie mit den Funktionen als Kastellan des Schlosses betraut, diesem die Schlüssel übergeben und ihm eingeschärft, sämtliche Räume, mit Ausnahme der von der Kompagnie als Kasernement benutzten, unter strengem Verschluß zu halten. Dieser Instruktion wurde gewissenhafterweise Folge gegeben und fremde Besucher des Schlosses nur in Begleitung von Offizieren der Kompagnie durch die Räume desselben geleitet.

Am 7. Oktober 1870 brannte das Schloß zum ersten Mal infolge einer von Mont Valérien geworfenen Bombe, obgleich schon vorher mehrere dieser Projektile gegen das Gebäude geworfen worden waren, die aber nicht gezündet hatten, sondern nur das Dach und die Mauer stellenweise beschädigten. Der Brand am 7. Oktober erstreckte sich nur auf einen Teil des Dachstuhles und wurde von den Jägern der Kompagnie mit Mühe gelöscht. Von diesem Tage an richtete sich das Bombardement täglich auf das Schloß, mit besonderer Heftigkeit in den Stunden zwischen 12 und 2 Uhr mittags, wahrscheinlich um die alsdann stattfindende Ablösung zu stören. Am 13. Oktober wurde das Palais mit größerer Heftigkeit als gewöhnlich be-

schossen. Ein Geschoß schlug durch das Fenster des Schlafzimmers Kaiser Napoleons, ging durch das Bett, entzündete dies und schlug durch den Fußboden in das Parterrezimmer. Als darauf zwei kurz hintereinander einschlagende Granaten den Dachstuhl an mehreren Stellen in Brand setzten, mußten die bis dahin mit den vorhandenen Kräften angestrengt betriebenen Löschversuche eingestellt und die Kompagnie aus den bewohnten Räumen zurückgezogen werden. Um 12 Uhr mittags war das Feuer ausgebrochen und hatte sich, genährt durch neu einschlagende Projektile, immer weiter verbreitet, so daß um 11 Uhr abends nur noch die Umfassungsmauern standen. Das Innere war völlig zusammengestürzt und bildete einen großen und unergründlichen Trümmerhaufen, in welchem man nicht die kleinste Glasscheibe unzerbrochen gefunden hätte. Die Trümmer reichten bis zur Höhe des ersten Stockwerks. Daß sich unter denselben bei den späteren Nachsuchungen zwei Terpentinflaschen gefunden haben sollen, ist möglich, sie rührten dann aber aus der Zeit nach der Beschießung her, sonst wären sie sicher nicht unzertrümmert geblieben.

Was die Angabe betrifft, die Bewohner von St. Cloud seien preußischerseits verhindert worden, sich dem Parkgitter zu nähern, um den Brand des Schlosses anzusehen, so ist darauf nur zu erwidern, daß dieselben während des Bombardements es vorzogen, in ihren Häusern und Kellern zu bleiben, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von den einschlagenden Granaten getroffen zu werden; eine Annäherung einzelner Leute an das Parkgitter wäre außerdem aus dem Grunde nicht zu dulden gewesen, weil dort die preußischen Vorposten standen und ein Verweilen von Einwohnern aus Feindesland, unmittelbar vor der Postenkette, in keinem Falle im Kriege geduldet werden kann.

Durch die Zerstörung des Schlosses von St. Cloud ging für die preußischen Vorposten ein mittelst Verhauen, Schützengräben und Erdwällen hergerichteter fester taktischer Stützpunkt verloren, dessen Verlust diesseits um so mehr beklagt wurde, als es sich dabei nicht allein um eine gute Position in dem betreffenden Zernierungsabschnitt, sondern auch um ein bequem gelegenes Observatorium handelte.

Das durch seine überhöhende Lage, seine Befestigung und seine feste Bauart dem rechten Flügel der Stellung des 5. Armee-

korps einen festen Halt gebende Palais von St. Cloud gestattete eine gute Umsicht über die Seineufer und auf die jenseit des Flusses stehenden französischen Vorposten. Es war daher für den Gang der Operationen eine Art Schlüsselpunkt, für die Beobachtung des Feindes eine Art Warte geworden, die zu vernichten in keiner Weise im Interesse der Belagerer lag.

Die bei der Zerstörung des Schlosses St. Cloud geretteten Kunstgegenstände — Bücher u. s. w. — wurden von der Brandstätte erst in ein Orangeriehaus des Parks und dann nach Versailles in die Präfektur gebracht, wo dieselben bis zur Rückgabe an die französische Behörde beim Abzuge des Hauptquartiers aufbewahrt blieben. Für den Hauptmann von Strantz, den Premierlieutenant von Bissing und den Sekondelieutenant von Saint-Paul vom 1. schlesischen Jägerbataillon Nr. 5, sowie für den Major von Klaß, Hauptmann Baumann, Lieutenants Keller und Kapler vom 3. posenschen Infanterieregiment Nr. 5, welche sämtlich bei Bergung dieser, teils sehr kostbaren Dinge aufopfernd thätig gewesen, erließ der König am Tage darauf eine Ordre, in welcher es heißt:

„Die Obengenannten dürfen sich von den, durch ihre Hilfe geretteten Gegenständen einige kleine Andenken mitnehmen; sie haben dieselben aber in dem allgemein anzufertigenden Inventarium genau beschrieben anzugeben, damit der Nachweis zu führen ist, wo diese entnommenen Gegenstände geblieben sind.

Versailles, 17. 10. 70. Wilhelm."

Danach ist denn auch verfahren worden. Der Tisch, an welchem der Kaiser Napoleon den letzten Ministerrat abgehalten und die Kriegserklärung unterzeichnet hatte, befindet sich jetzt im Hohenzollernmuseum. — Einige Zeit nachher kam aus dem kleinen Städtchen Ville d'Avray, welches auf dem Wege zwischen Versailles und St. Cloud liegt, die Meldung, daß dort französische Granaten dicht bei der Kirche eingeschlagen. Nun liegt aber Ville d'Avray über eine deutsche Meile vom Mont Valérien und den äußersten Pariser Verteidigungswerken entfernt. Bald darauf sollte es noch besser kommen; denn kaum 300 Schritte von der Wohnung der Prinzen Karl und Adalbert von Preußen und des Großherzogs von Sachsen-Weimar schlug ebenfalls und zwar unmittelbar bei einem dort aufgefahrenen Artilleriemunitionspark eine Granate ein, durch

deren Explosion die sämtlichen Häuser jener Gegend, allerdings am äußersten Rande der Stadt, erschüttert wurden. Man mochte mit dem Zirkel auf der Karte messen, soviel man wollte, immer blieb es eine so ungeheure Entfernung, daß man Respekt vor der französischen Artillerie bekommen mußte und mit Besorgnis ferneren Versuchen dieser Art entgegensah; denn vielleicht war es eben nur ein Versuch gewesen, ob man die Granaten nicht bis in die Stadt Versailles hineinwerfen könnte? Später glaubte man eine Erklärung dieses merkwürdigen Schusses dadurch gefunden zu haben, daß eines der Pariser Kanonenboote auf der südlichen Ausbiegung der Seine zwischen Issy und St. Cloud mehr als sonst herangefahren und diese Granate aufs Geratewohl geworfen habe. Immerhin war die Möglichkeit erwiesen, daß auch Versailles von der französischen Artillerie erreicht werden konnte. Ein Trost war wenigstens dabei. Konnten Pariser Verteidigungskanonen beinahe bis Versailles schießen, so mußten preußische Angriffskanonen auch bis nach Paris hineinschießen können! Aber wann?

II.

Versailles bot stets ein reges militärisches Leben. Die Durchmärsche von Truppen, welche zur Ablösung gegen Paris vorgingen, oder abgelöst von dort zurückkamen, wiederholten sich regelmäßig. Jedesmal wenn der Trommelwirbel sich nähernder Truppen in den anliegenden Straßen hörbar wurde, kam der König aus seiner Wohnung vor das Präfekturgebäude und ließ dieselben an sich vorübermarschieren, um sich von ihrem Zustande und ihrer Stimmung zu überzeugen.

Am 21. Oktober fand der schon oben kurz erwähnte (vergleiche Seite 52) Ausfall statt. Am Morgen sah es noch nicht

so aus, denn da die Franzosen an den Tagen vorher ebenfalls zwischen und hinter den Forts exerziert hatten, so konnte es ja auch heute wieder so sein und also ruhig bleiben. Zwar feuerten die französischen Geschütze schon von früh morgens an mit besonderer Eile; das war aber nach den bisherigen Erfahrungen auch noch kein gewisses Anzeichen und in Versailles wußte man bis zum Mittag noch nichts Bestimmtes darüber, daß die Vortruppeu bereits an einander geraten waren. Der König hatte sich von den Generalen den gewöhnlichen Vortrag halten lassen, mußte also bis Mittag doch auch noch keine Meldung von dem Ausfall erhalten haben. Als aber die in Versailles stehenden Regimenter nach Paris zu ausrückten und andere hinter Versailles stehende Regimenter ebendahin durch die Stadt marschierten, und endlich um $2^1/_2$ Uhr der König in seinen Wagen stieg, dem diesmal die Reitpferde mit größter Schnelligkeit folgten, wurde man gewahr, daß doch etwas Bedeutendes draußen vorgehen müsse, um so mehr, als der Kanonendonner bald nach der Abfahrt des Königs bedeutend näher kam. Mehr noch als an dem sich nähernden Kanonendonner merkte man an der unruhigen Bewegung und an den Gesichtern der Versailler, daß die Sache diesmal eine recht ernsthafte werden konnte, und das wurde zur Gewißheit, als bald darauf der Befehl vom Schlachtfelde einlief, die sämtlichen Fuhrwerke des großen Hauptquartiers sollten sich angespannt und bepackt zum Abrücken bereit halten, was dann auch sofort pünktlich ausgeführt wurde; der ganze Wagenpark sammelte sich auf dem Platze vor dem Schlosse. Es zeigte sich indessen bald genug, daß diese Vorsichtsmaßregeln nicht nötig gewesen wären, denn die ganze Sache mit dem Ausfall hatte ihren gewöhnlichen Verlauf, das heißt, er schnitt sich in sein rückwärtiges Terrain; aber Vorsichtsmaßregeln sind ja eben dazu auf der Welt, um für alle Fälle getroffen zu werden. Von der Grenze bis hierher war man allerdings an dergleichen Abrückungsbereitschaften noch nicht recht gewöhnt; sie machte daher auch keinen durchweg erfreulichen Eindruck, namentlich an das dem Hauptquartier attachierte Zivil, und die grimmigen Gesichter der Versailler, sowie die großen Knüttel in den Händen der Arbeiter, die sich zusammenrotteten, und die eilig nach dem Schloßplatz fahrenden Wagen verhöhnten, zeigte, was den etwa Abziehenden bevorstand. Kurz, es war

kein angenehmer Nachmittag, dieser 21. Oktober, für die in Versailles zurückgebliebenen Nicht-Kombattanten.

Der König war über Ville d'Avray zur Aufstellung der 10. Division bei der Villa Beauregard gefahren, wo auch zu Pferde gestiegen wurde. Aus allen Meldungen ging hervor, daß die Franzosen mit etwa 35 Bataillonen und vielen Geschützen sowohl vom Mont Valérien und Rueil, als aus Suresne gekommen und sowohl die preußischen Stellungen bei Malmaison, als bei Bougival angegriffen hätten, und daß sie es auf ein Durchbrechen der Einschließungslinie abgesehen zu haben schienen, um nach Versailles zu gelangen. Unsererseits kam dabei die 9. und 10. Division (V. Korps) und die 21. Division (XI. Korps), sowie das in St. Germain stehende 1. Gardelandwehrregiment ins Gefecht.

Da der König, rings von Gehölz umgeben, nichts übersehen konnte, der Kanonendonner aber sehr vernehmlich anzeigte, daß größere Truppenmassen im Gefecht und zwar in einem recht lebhaften Gefecht waren, so ritt der König nach dem Aquädukt von Marly und bestieg hier die Plattform des starken viereckigen Turmes, in welcher sich die Hebewerke für das Wasser befinden, durch welches die Fontänen und Kaskaden im Parke von Versailles gespeist werden. Es ist dieser Aquädukt ein großes massives Bauwerk, welches in der ganzen Umgegend von Paris sichtbar ist, von dem man aber auch die ganze Umgegend übersehen kann, und das deswegen vom Könige zu seinem Standpunkt gewählt worden war. Zur Einleitung des Gefechtes und zur Deckung des Vormarsches hatte sowohl der Mont Valérien, als die Forts Issy und Montrouge in unserer rechten Flanke, und auch ein Kanonenboot auf der Seine, bei St. Cloud heftig gefeuert, und dann waren Angriffe gegen Malmaison und gegen Bougival erfolgt. Auf diese beiden Punkte beschränkte sich überhaupt das ganze Gefecht, sodaß die Franzosen unmöglich schon an diesem Tage die bestimmte Absicht gehabt haben können, bis Versailles vorzudringen, sonst hätten sie doch irgend einen Punkt der Höhen zwischen St. Germain und St. Cloud angreifen müssen. Das geschah aber nicht, und die auf der Selle de St. Cloud, Garches u. s. w. versammelten Truppen und deren Reserven blieben unbeteiligt. Dagegen kamen die drei Gardelandwehrbataillone des 1. Regiments ganz ordentlich ins

Feuer, drei Kompagnien des Graudenzer Bataillons machten bei Bougival allein über 100 Gefangene. Besonders zeichnete sich das 3. niederschlesische Infanterieregiment Nr. 50 bei dem diesseitigen Angriff auf Malmaison aus, denn es eroberte zwei feuernde Kanonen und schleppte sie trotz des feindlichen Salvenfeuers, welches auf 600 Schritt abgegeben wurde, vom Kampfplatze fort. Als die Franzosen sahen, daß unsere braven Truppen sich von ihren Angriffen nicht schrecken ließen und dann selbst zum Angriff übergingen, hörte das Gefecht nach und nach auf, und man weiß noch heute nicht, was General Trochu mit diesem Ausfall eigentlich hat sagen oder erreichen wollen. Der Lage der Dinge nach hätte er allerdings alles Mögliche thun sollen, um das Hauptquartier aus Versailles zu verjagen, oder überhaupt durch unsere Linien durchzubrechen, um der neugebildeten Loirearmee entgegenzugehen; aber obgleich die Franzosen diesmal durchaus tapfer fochten, ließ sich doch kein weitgehender Plan aus ihren Anordnungen und Bewegungen erkennen. Nachher hieß es freilich, General Trochu habe seine Truppen nur erst an das Feuer gewöhnen wollen. Das klingt sehr hübsch, hätte aber alle Tage womöglich dreimal und um ganz Paris stattfinden sollen. Denn wenn man 600 000 Mann Bewaffnete hat, so macht man keinen Ausfall mit nur 30 Bataillonen, also höchstens 30 000 Mann, nach nur einer Seite hin, von der man doch nach den bisher gemachten Erfahrungen vermuten konnte, daß sie besonders gut verhauen und zur Verteidigung vorbereitet war. Die eigentliche Taktik einem Ausfalle gegenüber kam bei diesem Ausfall des 21. Oktober gar nicht zur Anwendung; das heißt die Einschließungstruppen brauchten sich gar nicht erst zurückzuziehen, um dann die Nachdringenden mit den von allen Seiten herbeikommenden Truppen einzuschließen und zurückzutreiben, denn, wie gesagt, kamen die Franzosen gar nicht bis auf die Höhen des südlichen Seineufers. Recht bezeichnend für den Charakter der Pariser war, daß man deutlich sehen konnte, wie auf den Wällen der Stadt eine Menge Frauenzimmer standen, die dem Gefechte zusahen und die Sache wie jedes andere Schauspiel zu betrachten schienen. Mit dem Eintritt der Dunkelheit hörte jeder Kampf auf, und nachdem der König die Berichte entgegengenommen, kehrte er nach Versailles zurück, nach ihm die in und hinter Versailles stehenden Truppen, auch das

Königsgrenadierregiment, dessen Offiziere schon am Morgen dieses Tages, infolge der Vorstellung am 17., auf den 21. zur königlichen Tafel befohlen worden waren. Das Regiment kam aus einer Reservestellung bei Beauregard noch zur rechten Zeit zurück, sodaß die Offiziere direkt aus dem Dienst an die königliche Tafel gehen konnten. Der Kontrast, von einem Gefechte in die hell erleuchteten schönen Säle der Präfektur zu treten und nicht eben geschlachtetes zaseriges Hammelfleisch, sondern eine vortreffliche Mahlzeit einzunehmen, gehört wohl auch mit zu den eigentümlichsten Erlebnissen in diesem Kriege. Noch während der Dauer der Tafel kamen auch die anderen Regimenter aus ihren Reservestellungen zurück. Bataillone auf Bataillone marschierten an der Präfektur vorüber, und Bataillone auf Bataillone sangen: „Die Wacht am Rhein", eins mit, eins ohne Musik, das eine schneller, das andere langsamer, im Takt und ohne Takt, einige unrein, aus höherem oder tieferem Grundton, aber alle mit einer unbeschreiblichen Begeisterung. Es war ein herzerbebendes Schauspiel, wie der Gesang so gar kein Ende nehmen wollte, die Bataillone aus der Dunkelheit heraus- — auf kurze Zeit vor der glänzend erleuchteten Präfektur sichtbar — wieder in die Dunkelheit hineinmarschierten, und der König mehrmals ans Fenster kam, um sich den Jubel mit anzusehen, den man in der That mit erlebt haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können. Jedenfalls war der 31. Oktober einer der merkwürdigsten Tage für das Hauptquartier in Versailles.

Am 22. wurden morgens die beiden am Tage zuvor von den Fünfzigern eroberten französischen Geschütze auf den Platz vor dem Schlosse gebracht und gerade vor der Statue König Ludwigs XIV. aufgefahren, auch die abermals gemachten recht zahlreichen Gefangenen durch die Stadt transportiert, so daß die Versailler ihre vorher so grimmigen und drohenden Gesichter wieder in sanfte und kontributionsgemäße Falten legten, und die Knüttel einstweilen noch bei Seite stellten, wo sie auch bis zu unserem Abmarsch stehen geblieben sind. Man erfuhr nun auch allerlei von den Verbindungen, in denen die Versailler noch immer mit den Parisern stehen mußten, denn in einem Mädchenpensionat hatten die Schülerinnen schon am frühen Morgen weiße Kleider angezogen und sich mit Blumenboukets versehen, um die siegreich in Versailles einziehenden

Franzosen gleich festlich empfangen zu können. Aus Bougival wurden Bauern eingebracht, welche aus ihren Häusern auf die Fahnenunteroffiziere geschossen, die beim Vorgehen der Tirailleurs des Bataillons hinter den Häusern zurückgeblieben waren. Kurz, man überzeugte sich, daß es hätte zu bösen Vorgängen kommen können, wenn wirklich das Hauptquartier die Stadt verlassen mußte. Man kann der Stadt nur gratulieren, daß es nicht dazu kam, denn gewiß hätte sie am schwersten an den Folgen zu tragen gehabt! Die Haltung der Einwohner war aber doch während des Ausmarsches der Truppen so offenbar feindlich und drohend gewesen, daß der Kommandant, General von Voigts-Rheetz, folgenden Anschlag an den Straßenecken heften ließ:

„Wir, Kommandant des Platzes Versailles, befehlen hiermit, daß angesichts des Belagerungszustandes, in welchem sich die Stadt befindet, von dem Augenblicke an, wo Alarm für die deutschen Truppen geschlagen wird, jedermann gehalten ist, zu Hause zu bleiben, oder sich nach Hause zu begeben.

Die Truppen haben Anweisung erhalten, in jedem Falle des Ungehorsams gegen diesen Befehl von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Versailles, den 22. Oktober."

Bei dem Lesen dieses Befehls bemächtigte sich der Versailler eine große Niedergeschlagenheit, die gewaltig gegen den Hochmut des Tages vorher abstach, denn sie ersahen daraus, daß die Militärgewalt doch nicht mit sich spaßen lasse, besonders als der Magistrat auch seinerseits eine Bekanntmachung erließ, in welcher die Einwohner aufmerksam gemacht wurden, daß nach preußischen Gesetzen jedesmal sämtliche Einwohner einer Stadt für alles verantwortlich gemacht würden, was einzelne von ihnen sich etwa gegen die Truppen zu schulden kommen ließen.

Die preußischen Behörden, der Polizeidirektor, der Präfekt der Seine und Oise, Herr von Brauchitsch, der Kommandant von Versailles, General von Voigts-Rheetz, hatten mit dem bösen Willen der Versailler viel zu kämpfen. Einquartierungen, Kontributionen, Requisitionen und andere Ansprüche der Sieger führten oft zu Konflikten. Eine preußische Okkupation ist freilich eine so gründliche und in so viele Verhältnisse eingreifende, daß sie zumal von dem Haß, der die Franzosen

gegen die Prussiens erfüllte und noch mehr von jener kindlichen Naivetät, welche die unvermeidlichsten Kriegsnotwendigkeiten nicht zugeben wollte, und den Unterschied zwischen Krieg und Frieden, zwischen Besiegten und Siegern vollständig ignorierte, als eine unerträgliche Last empfunden werden mußte. Wir Deutschen haben vor siebzig Jahren schlimmere Erfahrungen gemacht. Aus jener Zeit stammt das furchtbare Wort eines höheren französischen Verpflegungsbeamten, als der Bürgermeister von Berlin ihm vorstellte, daß bei solchen Forderungen die Stadt und das ganze Land zu Grunde gehen müßten: „Mon cher, Sie glauben gar nicht, was eine Nation leiden kann. Das wissen wir besser."

Wie es sich im übrigen in Versailles während der Belagerung lebte, hat der Verfasser dieses Buches in einer Reihe von Briefen damals geschildert. Sie sind frisch unter den empfangenen Eindrücken des Tages geschrieben. So mögen denn einige von ihnen hier ihre Stelle finden.

Versailles, 10. November.

Als vor fast anderthalbtausend Jahren die Deutschen ihre Rosse in der Seine tränkten (sie sind seitdem öfter hierher gekommen), nahmen die Sieger die Sprache der Besiegten an, die deutschen Franken die der romanisierten Gallier. Nur einige besonders anheimelnde Dinge, wie Bier, Pott u. s. w. trugen die Sieger in das Idiom der Besiegten hinüber. Unsre Philologen erklären diese Erscheinung, d. h. den Triumph der gallischen Sprache über die deutsche, aus dem Übergewicht der römischen Bildung über die fränkische Roheit. Wenn dies die wirkliche Ursache der damaligen Nachgiebigkeit der deutschen Sprache war, so muß heute das Übergewicht der Bildung auf der deutschen Seite sein, denn die Franzosen nehmen das Idiom der Sieger an. Ich trete bei einem Wollwarenhändler ein und frage nach einem caleçon. Daß ich trotz meiner französischen Anreden immer sogleich als Deutscher erkannt werde, bin ich längst gewohnt; es hat das anfangs meine sprachliche Eitelkeit tief verletzt, bis man mich mit der Versicherung beruhigt hat, daß nicht mein Französisch, sondern der type allemand mich verriete, worunter man hier, wie es mir scheint, besonders die Brille versteht. Also auch der Wollwarenhändler erkennt mich und erwidert mir ein Wort,

was ungefähr so klingt, als wenn es von ihm geschrieben würde: oune—tère—au—sé? „Ah, Sie sprechen deutsch, mein Herr?“ fahre ich fort. Statt der Antwort und als Beweis seiner Kenntnis der deutschen Sprache fängt der Wollwarenhändler an zu zählen: a—ins, tsua—i, dra—i, fihre u. s. w. In den Restaurants zählen die Kellner seit der Okkupation längst schon deutsch, und ein „Glaß“ heißt nicht mehr Spiegel (glace) bei ihnen, sondern hat die alte fränkische Bedeutung wieder bekommen. In manchen Geschäften habe ich schon bemerkt, daß die Kontordame in einem Buche studierte, dessen Titel nichts Geringeres aussagte, als: französisch-deutsche Dialoge. Kurz, die Besiegten nehmen dieses Mal die Sprache der Sieger an. Man muß sich nur bei dieser Wahrnehmung nicht dadurch täuschen lassen, daß von unsern Truppen alles disponible Französisch den Eingeborenen entgegen gebracht wird und diese das Dargebrachte gern annehmen. Wenn die Versailler gleichwohl das Deutsche kultivieren, so ist dies ein Beweis, daß der entscheidende Einfluß nicht bei den Einjährigfreiwilligen und bei den Offizieren liegt, sondern bei dem Gros der Truppen, welches es mit einer Sprache hält, und zwar mit der seinigen. Dieses Gros ist durchaus nicht so einseitig, um nicht diesen oder jenen französischen Brocken anzunehmen, und ich glaube sogar, daß kaum ein deutscher Soldat nach Hause zurückkehrt, der nicht etwas Französisch als Beute heimführt. Das hindert ihn aber nicht, hier überall mit dem Anspruch aufzutreten, daß man sein Deutsch verstehe (auch das Pommersche), daher die „Sammlung französisch-deutscher Dialoge“ in den Händen der Kontordame, daher die Erwiderung des Wollwarenhändlers auf meine Forderung eines caleçon. Ich halte diese Beobachtung für wichtig. Wenn in Lothringen und im Elsaß dasselbe Phänomen sich zeigt, und daran ist nach meinen Erfahrungen in Nanzig nicht zu zweifeln, so wird die Assimilation der zeitweilig französisch gewesenen Länder mit dem Mutterlande das Werk weniger Jahre sein.

Ob nun jetzt in Versailles und anderswo derselbe Prozeß sich vollzieht, wie vor anderthalbtausend Jahren, d. h. die Bildung dem Gegner ihre Sprache aufzwingt, wage ich nicht zu entscheiden. Es kommt mir so vor, als ob bei den Versaillern das Interesse den Haupthebel ihrer deutschen Studien bildet. Sie sind so klug gewesen, vor den anrückenden Siegern

nicht das Weite zu suchen. Sie haben auch ihre Boutiquen und Magazine nicht geschlossen, sondern halten im Gegenteil alles feil, was nicht nur zu des Lebens Nahrung und Notdurft gehört, sondern auch zum Luxus, die Charcutiers ihre Pasteten und andre Meisterwerke der Fleischkochkunst, die Patissiers feines Backwerk, die Fruchthändler saftige Birnen in der Größe eines Kindskopfes, die Wildprethändler Hasen, Kaninchen, Fasanen, die Hoteliers und Restaurants ihre Dejeuners und Diners, den Chablis und den Champagner, und die Fuhrherrn stellen ihre Droschken auf den Halteplätzen wie im Frieden aus. Das Monopol der Zigarren ist dagegen vom Staate auf Berliner, Hamburger und Bremer Kaufleute übergegangen. Aus der Umgegend, die sonst Paris versorgte, wird Gemüse, Wild, Geflügel in Massen, die unvertilgbar erscheinen, in die Markthallen gebracht und erfreut durch den bloßen Anblick, besonders der hoch aufgestapelte Blumenkohl, das Herz. Heute gehen die Gänse rasend ab, denn der Soldat will seine Martinsgans haben. Das preußische Kommando ist durch den Schutz, den es dem freien Verkehr gewährt und durch allerlei Erleichterungen desselben dem guten Willen der Versailler gern entgegengekommen, und das in deren eigenem Interesse. Dem guten Willen der Versailler, sage ich. Man muß das recht verstehen. Die Kanonen, die bei jedem Alarm auf der Place d'Armes (unsre Soldaten sagen Darmenplatz) vor dem Schlosse aufgefahren werden und ihre Verderben drohenden Schlünde in die drei ausstrahlenden Avenues de Paris, de St. Cloud, de Sceaux richten, haben den Zweck, den „bösen Willen" der Versailler im Zaume zu halten. Auch passieren täglich Dinge, die denselben Willen bekunden. In meiner Nähe wurde kürzlich auf eine Schildwache geschossen, wofür die Stadt eine Geldbuße von 1000 Thalern zu zahlen hat und für den nächsten Fall ähnlicher Art bedroht ist, ihre Sicherheitspolizei nach Graudenz transportiert zu sehen. Ebendahin soll der Gesundheitspolizeikommissarius abgeführt werden, wenn er fortfährt, sein Amt zum Nachteile des Feindes zu verwalten. Der „gute Wille" der Versailler besteht darin, die Okkupation für ihren Vorteil auszubeuten. Wie der echte Deutsche — nach des Dichters Ausspruch — keinen Franzmann leiden kann und doch seine Weine gern trinkt, so kann der echte Versailler keinen Preußen leiden und nimmt doch gern sein Geld. Ich glaube sogar,

daß es eine Art von Revanche für die Okkupation ist, wodurch die immense Höhe der jetzt herrschenden Preise für alle Bedürfnisse gewöhnlicher und feinerer Art sich erklärt. Das Verhältnis der vermehrten Nachfrage zur knappen Zufuhr ist keine genügende Ursache. Höchstens für manche Kolonialwaren könnte unter diesem Gesichtspunkte der Preis gerechtfertigt erscheinen, ebenso für die immer seltener werdenden Streichhölzchen, welche überdies ne prennent pas, wie die Kontordame ihren Gästen zuruft, die sich bemühen, die Hölzchen an den umherstehenden Büchsen zu entzünden, und was der Soldat übersetzt: sie brennen nicht. Mit der Rache, die der Versailler am Portemonnaie der Prussiens übt, verbindet sich die teils ernstlich, teils betrügerisch unterhaltene Vorstellung, daß das deutsche Geld nicht das wert ist, was es nach der Bekanntmachung des Generalkommandos gelten soll, nämlich der Thaler = 3 Frank 75 Centimes, der österreichische Gulden = 2 Frank 50 Centimes, der süddeutsche Gulden = 2 Frank 15 Centimes. Ich bemerke dabei, daß österreichisch, bayrisch, preußisch ohne Unterschied auf französisch prussien heißt. Kauft der Franzose beim Kompatrioten, so ist der Preis geringer, weil in den Elementen, welche den Wert bestimmen, die Revanche für Wörth und Sedan nicht enthalten ist; kauft er, wie gewöhnlich, mit Frank oder Napoleonsd'or, so sinkt der Wert des Kaufobjektes noch mehr, weil in den Faktoren des Preises auch die Geringschätzung des deutschen Geldes wegfällt. Es ist dies genau beobachtet worden, und ich selber weiß aus Erfahrung, daß es ein großer Unterschied ist, ob ich selber meine Einkäufe mache, oder ob ich meine Elsässerin schicke, die mich bedient und die weidlich auf die „Wälschen" schimpft, ferner, ob ich ihr deutsches oder französisches Geld zu den Einkäufen mitgebe. Meistens geben und nehmen die Franzosen unter sich nur französisches Geld, so daß zwei Kanäle neben einander bestehen, durch welche die Geldsorten strömen: der der Einwohner untereinander und der der Eingeborenen mit den Fremden. Es ist aber nicht zu verhindern, daß beide Kanäle hier und da die Ufer durchbrechen und ineinander übergehen. Zumal gewisse Zweige des Großhandels, z. B. die Brauerei nimmt das deutsche Geld der Restaurants und drängt dieses wieder trotz alles Widerstrebens in den sich gern exklusiv haltenden französischen Kanal. Vom steigenden oder fallenden Kurs der

verschiedenen Geldsorten, insbesondere vom höheren Kurs der Frank und Napoleonsd'or kann man, da ein Zwangskurs besteht, nur insofern sprechen, als die Produzenten ihre Waren für französisches Geld billiger geben. Da aber die Natur der Geschäfte es nicht gestattet, überall mit den Konsumenten über die Art ihrer Deckung zu verhandeln, auch die Vorstellung vorherrscht, in der Regel auf deutsches Geld zu stoßen, so hat der Preiskurant nach dieser Maßgabe sich gestaltet, und es sind nur Ausnahmen, gütliche Verhandlungen von Franzose zu Franzose, wodurch unter der Hand billigere Einkäufe bebesonders im Detail, möglich werden. Revanche, Unterschätzung des deutschen Geldes, starke Nachfrage nach des Lebens Gütern bilden die ausschlaggebenden Bestandteile der Preise. Nichts begreiflicher, als daß der Versailler, um die günstigen Konjunkturen auszunutzen, auch noch Deutsch lernt und den Kauflustigen auf diese Weise entgegenkommt. Ich glaube, daß das Phänomen der Annahme der Sprache der Sieger durch die Besiegten sich hierdurch, wenigstens in Versailles, eher erklärt, als durch das Übergewicht der Bildung, wie zu Zeiten der Deutschen unter Klodwig, die solches Übergewicht sogar bis zur Adoptierung des Idioms ihrer Besiegten sich gefallen ließen. Als andre Deutsche, nämlich die Angelsachsen, nach England kamen, drängten sie, im Gegensatze zu ihren Landsleuten in Gallien, die Sprache der Besiegten, nämlich der Briten, bis in die Gebirge von Wales und Schottland zurück. Vielleicht haben die alten Briten auch aus Revanche Geschäfte gemacht und sich zur Verkehrserleichterung dem angelsächsischen Dialekt anbequemt. Ich empfehle diesen Gesichtspunkt den Philologen zur Erwägung.

Dem sei wie ihm wolle, die Stadt Versailles bietet die Ressourcen zu einer Lebensweise, die von Kriegsnöten weit abliegt. Man hat, da billigere möblierte Appartements zum Mieten nicht zu haben sind, eine der unzähligen bequemen und vielzimmerigen Wohnungen inne, welche von den femmes entretenues der Pariser im Stich gelassen sind und nun angenehme Quartiere für die Offiziere, gelegentlich auch für andre Leute bilden. Es sind eben nicht alle Einwohner in Versailles zurückgeblieben; gerade dasjenige Element der Bevölkerung, das — ich weiß es aus des Maires Munde — für die Verkehrsverhältnisse und den Wohlstand der Stadt das wichtigste ist, hat sich nach Paris oder anderswohin zu seinen

5*

Ernährern geflüchtet. In dem eleganten Kamin konsumiert ein lustiges Feuer das nach Kilos verkaufte Birkenholz und verbreitet nicht bloß eine angenehme Wärme, sondern erfreut auch durch den Anblick, der heute um so wohlthuender ist, als dicker Schneefall die Luft draußen verdüstert. Die Elsässerin bringt eine Schale Kaffee, der mit dem von Spargnapani unter den Linden rivalisiert. Dazu liefert ein Händler von der Seine oder der Nordsee eine Trabuccozigarre, deren Preis trotz des Wegfalls des Motivs der Revanche und trotz des Wegfalls der Unterschätzung des preußischen Thalers, wunderbarerweise doch auf der Höhe der Versailler Wertmessungen steht. Jedenfalls arbeitet es sich aber bei dem Trabucco, bei dem Birkenfeuer und in den Appartements von Madame X. anders, als im Eisenbahncoupé, oder auf dem Protzwagen, oder in der von lärmenden Soldaten angefüllten Taverne. Um 12 Uhr geht der Kurier nach Berlin. Bis dahin müssen die Briefe zur Feldpost, in der Avenue de Paris, schräg gegenüber der Präfektur, wo der König wohnt. Kein Wunder, daß um diese Zeit die Korrespondenten aller Länder und aller Zeitungen der gleiche Zweck zusammenführt, daraus hat sich die erste Korrespondentenbörse des Tages entwickelt, unmittelbar vor dem Dejeuner; die zweite ist um 6 Uhr, unmittelbar vor dem Diner. Sobald Mittags 12 Uhr die Briefsäcke der Feldpost zugeschnürt sind, werden die Nachrichten der Eingeweihten, die eine Minute vorher noch mit Gold aufgewogen wurden, plötzlich Gemeingut; die Geheimnisvollen werden mitteilsam, wenn die Konkurrenz nicht mehr möglich. Die Börse zerstreut sich nach verschiedenen Richtungen; es folgen sich Dejeuner, Fahrt nach St. Germain oder Sèvres oder Chatillon oder auch nur bis Trianon, und Rückkehr zur zweiten Börse vor der Thür der Madame Le Dur, welche der deutsche Witz schon längst in Madame La Douce umgetauft hat und die zum Entsetzen der Versailler den offiziellen „Moniteur" der Preußen expediert. Die Versailler mischen sich gleichwohl sehr geschäftig in das Gedränge, das gegen 6 Uhr die Rue de la Paroisse füllt. Freund und Feind greifen gleich hastig nach dem Journal, das doch wenigstens etwas früher uns Nachrichten bringt, als die deutschen oder andere Zeitungen aus der Ferne. Heute zeigt der „Moniteur" an, daß er ein monatliches Abonnement eröffnet. Wie lange denkt er denn

noch zu erscheinen? Er richtet sich eben so häuslich für den Winter ein, wie die Belagerungstruppen. In Versailles wäre das Überwintern schon zu ertragen. Man braucht nur des Abends einen Blick in die dicht von Soldaten und Offizieren gefüllten Kaffeehäuser zu werfen; das ist ein Leben, als wenn man daheim wäre, wie auch die Wirte versichern, solche gute Zeiten für ihr Geschäft nicht erlebt zu haben. Ich glaube aber, daß es sich auf Vorposten nicht so lebt und daß auch hinter der glänzenden Außenseite des Treibens in Versailles der Gedanke an die Heimat, die Sehnsucht nach Hause und der Wunsch, den Weihnachtsbaum nicht in Frankreich anzuzünden, kräftig die Flügel schlagen."

Die Verproviantierungsfrage in Bezug auf die Stadt Versailles mußte übrigens bald die preußischen Behörden beschäftigen, nachdem weder Versailler Geschäftsleute, noch die Munizipalität der Stadt selber irgend welche eigene Initiative ergriffen, um den Gegenstand ins Auge zu fassen. Da die Preise gewisser Nahrungsmittel in fortwährendem Steigen begriffen waren und die Vorräte in gleichem Verhältnisse abnahmen, so hatte sich Herr von Brauchitsch genötigt gesehen, auf dem Wege ordnungsmäßiger Requisition dem Herrn Maire den Auftrag zu erteilen, große Magazine anzulegen und diese mit Kolonialwaren, Lebensmitteln u. s. w. in einer Menge anzufüllen, welche hinreichten, die Verproviantierung von Versailles für einen Zeitraum von mindestens vier Wochen zu sichern. Die Munizipalität selbst stellte eine Liste der Konsumtionsgegenstände auf, welche schon fehlten oder im Verkehr auszugehen begannen, und schuf auf diese Weise die nötige Grundlage, damit der vom Herrn Präfekt ausgegangene Befehl das gewünschte Resultat erreichte, d. h. die Stadt Versailles vor den unglücklichen Folgen einer exorbitanten Teuerung zu bewahren. Es schien aber nicht, daß man seitens der Stadt gleich anfangs einsah, wie heilsam und im eignen Interesse der Einwohner die von Herrn v. Brauchitsch getroffene Maßregel war. Derselbe sah sich, um jeder Eventualität passiven Widerstandes zuvorzukommen, genötigt, die städtischen Behörden zu benachrichtigen, daß im Falle ihres Ungehorsams die Kommune eine schwere Geldstrafe zu tragen haben würde. Die Stadt Versailles begriff, wie vorteilhaft für sie selber, auch im Falle der nahen Kapitulation von Paris, die Existenz solcher Proviant-

magazine war, weil, sobald die Übergabe der Stadt Paris erfolgte, man reichlich Gelegenheit finden würde, diese Vorräte in den Handel der ausgehungerten Hauptstadt zu bringen. Ich bitte meine Leser mir noch auf meinen Abstecher nach St. Germain zu folgen. Von dort schrieb ich unter dem 25. November in meine Heimat:

„Blühen denn bei Ihnen auch noch die Rosen und die Kamillen im Freien? Ich promeniere hier wirklich auf der Terrasse zwischen Beeten mit üppigen Blüten, und die Luft, die ich atme, ist mit dem Duft von Reseda geschwängert. Dazu die milde, weiche Frühlingsluft, die freundliche Sonne und dieser Blick von der Terrasse in das weite, unabsehbare, romantische Seinethal, der immer von neuem fesselt und immer von neuem mich fragen läßt, ob es denn noch einen zweiten Punkt in Europa giebt, der dieser Aussicht die Krone streitig macht. Ich muß aber auch sagen, die Terasse von St. Germain wird gewürdigt. Sie ist von Spaziergängern, von militärischen wie zivilen, äußerst belebt. Es scheint mir, daß verhältnismäßig mehr vornehme Leute in St. Germain zurückgeblieben sind, als in Versailles. Oder sind es die Engländer, die hier in Friedenszeiten den Nebel der Heimat, die schwarzen Werfte, die finsteren Docks, die schmutzige Themse, die Rauchwolken, die aus hundert Essen niederfallen, vergessen und unter dem blauen Himmel Frankreichs leben, den Blick an den glitzernden, auf der grünen Seine tanzenden Wellen erfreuend? Oder zeigt sich die in St. Germain vor den Prussiens nicht flüchtig gewordene Aristokratie mehr öffentlich als in Versailles? Es mag die enge Konzentrierung der Paläste, Villen, Pavillons (Hotels) auf der Terrasse sein, wodurch diese Schicht der Bevölkerung mehr sichtbar wird. Die Bauten der Reichen und für die Reichen haben sich alle an den Rand der Bergkette herangedrängt. In Versailles sind sie nach allen Richtungen zerstreut. Die größere Dichtigkeit der zurückgebliebenen Aristokratie, unter welche sich der Berliner Gardelandwehroffizier sehr ebenbürtig mischt, giebt auch den Hotels, oder vielmehr den tables d'hôte einen mannichfaltigeren Anstrich, als in Versailles, wo nur Militär an Militär sich drängt. Auch hat sie das Frühstück, das ich mit meinem Begleiter, einem Offizier der Versailler Garnison, heute im Pavillon Henri IV. einnahm, auf 24 Frank 75 Centimes

in die Höhe getrieben, wobei ich allerdings bemerken muß, daß in der „Addition“, wie die Kellner sagen, eine Flasche Moët steckte; das ist nun einmal das Kriegsgetränk bei besonderen Veranlassungen, bei Kapitulationen und Siegen, auch bei außerordentlichen Besuchen auf Vorposten (darüber schreibe ich ihnen das nächste Mal) und bei Ausflügen nach St. Germain. Die Hautevolee von St. Germain mag besonders noch durch die Reize der Terrasse, durch die Promenaden, welche auch in den blätterarmen Alleen noch anlocken, vom Verstecke sich abwendig machen lassen. Bis an den äußersten Rand der Terrasse, bis an das Geländer, das sie einfaßt, habe ich sie nicht vordringen sehen. Dort gruppiert sich der französische Blaukittel und das Landwehrkreuz enge zusammen, die beide mit sehr entgegengesetzten Empfindungen sich den Mont Valérien, den König der Ebene, anschauen und anhören. Denn er ist heute wieder sehr vorlaut. Ich wollte eigentlich durch das Fernrohr nach einer weißen Fahne suchen. O weh! Schon auf dem Weg von Versailles hierher wurde ich durch das Krachen der Marinegeschütze, mit denen das Monstrefort gespickt ist, wie durch das Erdröhnen der Kanonen der Seineboote, die bei unseren Soldaten in noch größerem Respekt stehen, unangenehm enttäuscht. Ich sah aber doch durch das Fernrohr, und zwar für zwei Sous; denn die Privatspekulation ist auf der Terrasse von St. Germain dem Verlangen von Soldaten und anderen Leuten, in die Geheimnisse des Mont Valérien zu dringen, entgegen gekommen. Was ich durch das Glas entdeckte, war nicht gerade sehr erbaulich. Ein ganzer Trupp Pferde, von denen nur eins beritten war, wurde über einen freien Platz, der zwischen den Kasernen des Forts sich sehr deutlich markierte, geführt, vielleicht zur Schwemme oder auf die Weide, und die Landwehrleute, in deren Mitte ich das Fernrohr richtete, versicherten mir sogar, auch grasendes Rindvieh noch diesen Morgen entdeckt zu haben. Der Mont Valérien preßte mir ein zweites „O weh!“ ab. Mein Begleiter, ein Optimist im eminenten Sinne des Wortes, der die Nahrungsverhältnisse von Paris längst statt Strategie und Taktik studiert, wollte mich durch die Bemerkung beruhigen, die Landwehrleute hätten nur das Paradevieh der Franzosen gesehen. Aber das machte keinen Eindruck auf mich. Erst vor einer Stunde hatten wir die tröstlichsten und, wie es

scheint, gegründetsten Nachrichten unmittelbar aus Paris selbst über die dortige Hungersnot erhalten, und nun waren diese abermals dementiert. Wir waren nämlich preußischen Mannschaften begegnet, die einen Deserteur nach Versailles ins Hauptquartier transportierten, einen Chasseur in funkelnagelneuer Uniform, ganz unähnlich dem Aussehen der französischen Gefangenen, welche Deutschland kennen gelernt hat. Mein Begleiter ließ die Eskorte halten und fragte den Deserteur, wie es in Paris aussähe. „Rats et chats, rien que ça; le rat un franc, le chat huit francs; vive la Prusse“. O, wie uns das Herz bebte; wir empfanden etwas von Siegestaumel und Einzugsahnungen. Und nun grasen auf dem Mont Valérien noch Ochsen und Pferde! Dieser Rausch war zu kurz. Ich lobe mir den Moët. Ich will Ihnen noch sagen, was mich eigentlich hierher geführt hat. Man hat mich gebeten, bei einer Requisition als Dolmetscher zu dienen. Ich liebe die Requisitionen nicht und habe mich der Mitschuld immer gern entzogen, es sei denn daß die zu requirierenden Gegenstände etwas besonders Verlockendes hatten. Heute konnte ich nicht gut ausweichen. Die Präfektur in Versailles braucht Druckpapier, und es waren große Vorräte davon in St. Germain zur Kenntnis gekommen. Wir begaben uns also hier zu Herrn X., Buchdrucker, und beschlagnahmten sein Papier. Mein Dolmetschen war nur anfangs nötig; ich übersetzte Druckpapier, Ries u. s. w. ins Französische. Die Ausdrücke Beschlagnahme, Verantwortlichkeit, Geldstrafe von tausend Franks u. s. w. standen meinem Begleiter mit musterhafter Fertigkeit zu Gebote. Aber wozu diese Ballen Druckpapier, an denen nach meiner Meinung eine große Zeitung, die täglich zweimal erscheint, einige Monate genug hat? Sie sind für den „Moniteur officiel“ von Versailles bestimmt. Wie lange will denn der noch erscheinen? Die Pferde des Mont Valérien fielen mir wieder ein.“

Die in diesem Schreiben erwähnte Gardelandwehr war die einzige preußische Landwehrtruppe, welche zur Belagerung von Paris mitwirkte, in St. Germain en Laye (im Westen von Paris angesichts des Mont Valérien an einer Seinebiegung) ihr Generalkommando hatte, von hier aus Vorposten, namentlich auf die jenseitige Halbinsel schickte, und teils diesseits bei Bougival bei „Alarmierungen“ sich aufstellte und

auch an den dortigen Schlachten am 21. Oktober und 21. Januar teilnahm und mit der ich in etwas nähere Berührung kam. Namentlich sah ich eines ihrer Ausrücken zum Gefecht am 22. Dezember.

Die Haltung dieser Truppen machte wirklich einen höchst wohlthuenden Eindruck. Der stattliche und gewaltige Wuchs, der ernste und heitere Ausdruck der bärtigen Gesichter, die vielen tiefen Baßstimmen, die ruhige, bedächtige Sprache, das gelassene und anständige Benehmen, die Sicherheit in allen Dienstverrichtungen, die gediegene Reife des Alters, die aus allem sprach, mußte jedermann einnehmen. — Selbst meine Wirtin in Versailles, die sie am 19. Januar sah, wo sie die zum Gefecht ausgerückte Versailler Besatzung ersetzten, hatte „Freude an den Prachtmännern".

Ihre Quartiergeber in St. Germain waren mit ihrem Benehmen außerordentlich zufrieden — und nirgends prägte sich ein besseres Einvernehmen zwischen der Einwohnerschaft und deutschen Truppen aus, als hier im ganzen Verkehr zwischen denselben. Auffallend sprach sich dies namentlich in den öffentlich angeschlagenen Erlassen der deutschen Befehlshaber und französischen Ortsbehörden aus. Die ersten enthielten nichts von den scharfen Kriegszustandsdrohungen, die anderswo erfolgten.

Bezeichnend ist, daß wohl in keiner Truppe die Feldpost mehr zu thun hatte, als in dieser. Bei einem Bestand von ungefähr 14000 Mann war die gewöhnliche Zahl der täglich ankommenden Briefe 20000. Einzelne Männer erhielten 17 bis 19 Stück Briefe täglich, führten ihren ganzen Geschäftsbriefwechsel von St. Germain aus, während die Frauen in der Heimat das Warenlager und dessen Ein- und Ausgang besorgten.



III.

Die Stimmung in Paris.

Die Pariser haben die beste Stimmung während der Belagerung kaum verloren, selbst als die zudringlichen Bomben ihnen auf den Leib rückten und der Brotkorb immer höher gehängt wurde. Sie haben viel gelacht, weit mehr, als mit den Zähnen geknirscht. Sie haben über alles gelacht, über ihren Exkaiser, über ihre neue Regierung, über Favre und Trochu, über Wilhelm und Bismarck, über die Prussiens, über Bombardement und Hunger, sie haben über sich selbst gelacht.

Die Litteratur und die Kunst aus der Zeit der Belagerung sind freilich nicht exklusiv übermütig. Der Ernst und das Zähneknirschen, insbesondere die verletzte Eitelkeit, die Wut des Unterliegenden haben sich auch einen Ausdruck gegeben. Aber die gute Laune hat doch vorgeherrscht, und besonders in Schrift und Bild Karrikaturen erzeugt, welche weder Feind noch Freund verschonten und immer Lacher gefunden haben. Nicht der Schriftsteller oder Künstler von Profession allein sorgte für diese geistige Nahrung, die auf den Boulevards von den Jungen reichlicher ausgeboten wurde, als in den Läden die leibliche. Die überaus große Muße der Bevölkerung, des Nationalgardisten und der Nationalgardistin, machte schöpferisch. Der Sorge für das Materielle entledigt — gearbeitet wurde nicht —, wucherte der Geist mit seinen Gaben desto üppiger. Als ich nach der Kapitulation Paris besuchte, blieb ich in der Rue Jean-Jacques Rousseau vor einem Hutmacherladen stehen, den schon Neugierige umstanden. Alles lachte. Die Hüte verschwanden vor den Karrikaturen, die im Schaufenster ausgestellt waren. Gewöhnliche Tuscharbeit, aber die Zeichnung

köstlich, der Humor übersprudelnd. Ein preußisches Herz wurde freilich schwer beleidigt. Die „gestohlenen" goldenen Uhren spielten eine Hauptrolle selbst als Orden auf der Brust unserer Offiziere. Aber den Künstler mußte man doch anerkennen. Ich trat in den Laden ein, nichts anderes glaubend, als daß die Karrikaturen zum Verkauf ausgestellt wären, und bat mir verschiedene Exemplare aus. „Bitte recht sehr", erwiderte mir der Hutmacher, ich bin kein „libraire", ich vertreibe mir bloß die Zeit mit solchen Sachen". Indem ich mein Bedauern ausdrückte, nichts davon kaufen zu können, wollte ich gehen. Der Hutmacher rief mich mit den Worten: „Wenn Ihnen die Dinger so gefallen, will ich Ihnen einige davon schenken, aber Geld nehme ich nicht. Suchen Sie selbst aus". Ich nahm einige der tollsten Bilder (ich meine mit den meisten „geretteten" goldenen Uhren) und dankte verbindlichst. Man lachte also selbst über die „Gräuel" der Preußen. Man lachte aber auch, als man erfuhr, die preußischen Offiziere hätten von der Existenz der Forts um Paris nichts gewußt, und sie klagten bitterlich darüber, daß man dieselben auf den ihnen eingehändigten Karten unterdrückt habe, um ihnen die Gefahren zu verbergen, denen man sie entgegenführte. Man lachte, als die „Liberté" meldete, daß die Franzosen 10 000 Preußen in einen Wald bei Villejuif getrieben hätten, und als letztere sich weigerten, herauszukommen, die braven Pariser die Bäume, um sie in Brand zu stecken, mit Petroleum einrieben. Man lachte bei dem furchtbaren Feuern der Forts bei Tag und Nacht, bei Sonnen- und bei elektrischem Licht, welches Entsetzen bei den Preußen, Verwüstung in ihren Reihen, völlige Zerstörung aller Versuche von Belagerungsarbeiten anrichtete. Man lachte, als Bauern, die durch die Linien geschlüpft, erzählten, daß die preußische Armee ohne Lebensmittel, ja fast ohne Kleidung sei, bitterlich ihr Vorrücken in Frankreich bereue und durch die Überzeugung, daß nur wenige ihre Heimat wiedersehen dürften, demoralisiert sei. Man lachte, als die „Corr. Havas" meldete: „Wenn wir einer Privatdepesche aus Berlin, die an eine Persönlichkeit in Basel gerichtet ist, Glauben schenken dürfen, so ist der Tod des Generals v. Moltke eine positive Thatsache". Der preußische Rumpf hatte nun ja den Kopf verloren. Es wurde auch bekannt: „daß die Hofwagen des Königs von Franctireurs

angegriffen worden seien. In einem dieser Wagen waren vier sehr vornehme Personen, von denen eine getötet wurde. Wer ist der Getötete? Der Feind scheint großes Interesse zu haben, seinen Namen zu verschweigen. Die einen nennen den König Wilhelm, die andern den Prinzen Friedrich Karl . . . Gewiß ist, daß ein Sarg unter militärischer Begleitung aus Rheims nach Preußen geschafft wurde". War der Getötete der König von Preußen, so war ja die Ehrenflinte verdient, welche dem Mörder von Subskribenten, die der „Combat" gesammelt hatte, versprochen war, und welche das Wort „Friedensstifter" als Inschrift führte. Warum hatten sich die Preußen soweit gewagt! Man lachte auch, als sie, nicht zufrieden, die Eisenbahnen zu sperren und den für Kuriere undurchdringlichen Kordon zu ziehen, auch die unterirdischen Telegraphen aufzuwühlen und abzuschneiden begannen. „Haben wir nicht Nadar?" Die Ballons spotteten der Zernierung, und die Spaziergänger auf dem Montmartre, wo sie aufstiegen, spotteten gleicherweise der Preußen. „Ihr wollt uns aushungern? Das Bois de Boulogne, wo unsere Ochsen weiden, spottet Eurer wiederum."

Die Spaziergänge, durch das schönste Wetter im Anfange der Belagerung begünstigt, fanden damals nicht anders als auf Unkosten des Belagerers statt. Man machte sich über ihn lustig. In der Avenue de l'Impératrice sah man sich das Fort Mont Valérien an, den Liebling der Pariser. „Wenn ich nahe genug wäre, würde ich ihn küssen", rief ein junges Mädchen aus. „Lassen Sie mich ihm den Kuß bringen", erwiderte ein Moblot und unter dem Jauchzen der Umstehenden umarmte sich das Pärchen. Setzte man den Weg fort, so präsentierte das Bois de Boulogne die von den Preußen gefürchtetsten Gegner, die Ochsen. Die ungeheuern Viehherden im Herzen von Paris galten als eine besondere Sehenswürdigkeit und wurden viel besucht. Außer dem Bois de Boulogne und den öffentlichen Gärten hatte man zu ihrer Aufnahme weitläufige unbebaute Strecken innerhalb der Festungswerke hergerichtet, und sie dort, so gut es ging, eingepfercht. Unter den Mobilgarden war eine Anzahl Bauernsöhne ausgewählt, und beauftragt, für das Vieh zu sorgen. Die armen Thiere schienen Heimweh nach ihren Ställen zu haben, streckten die Schnauze in die Höhe, um einmal reine Luft zu atmen und

ließen ein langes und trauriges Gebrüll hören. Der Boden, auf dem sie standen, war voll Unrat, und wehmütig schauten sie die Besucher an, welche den Schlamm dieser Lagerstätten zu passieren wagten. Unter den Tieren befanden sich auch Milchkühe, und die galanten Mobilen boten den Damen die schäumende, warme Milch an, die sie grade gemolken hatten; die Damen schürzten frisch ihre Kleider auf, überstiegen lachend, was ihnen den Weg versperrte, tranken aus den hölzernen Bechern und zeigten dabei ihre hübschen weißen Zähne, während einige bejahrte Stiere von ferne diesen Vorgang mit nicht vergnügten Augen betrachteten.

Der Hügel Montmarte hatte sein Ansehen ganz verändert. Der Turm von Solferino, von welchem man ein wunderbares Panorama von Paris genießt, durfte nicht bestiegen werden, da eine Telegraphenstation daselbst eingerichtet war; am Fuße desselben, neben der uralten, ehrwürdigen Abtei marschierten und exerzierten auf dem holperigen Boden Mobilgarden und Freischützen. Unten auf der geräumigen Place St. Pierre war ein kleines Lager errichtet; neben diesem, hart am Abhange des Hügels, standen Karusselle, und selbst ein Schauspielerkarren hatte es nicht verschmäht, dort Schutz zu suchen. Eine ungeheure Menschenmenge war tagtäglich auf dem Platze neben der gewaltigen Markthalle versammelt und sah den Exerzitien zu, eine andere dem Aufsteigen eines Luftballons. Wohl noch niemals war der Montmarte so ameisenartig mit Menschen bedeckt gewesen. Man konnte meinen, es würde Kirmes abgehalten oder ein Patronatsfest gefeiert. Krämer und Händler, Blinde und Lahme, Musikanten und Hunde, Soldaten und Matrosen, Blusenmilitär, Künstler und Trupps, welche Marseillaise und „Mourir pour la patrie“ sangen, Karussellgeräusch, militärisches Kommando und dazu das steile, amphitheatralische Terrain mit den seltsamen Gebäuden, den Ruinen, dem Kloster und dem Turme, die Tausende geputzter Menschen und das ganze endlose Paris vor dem Beschauer — einen malerischeren Anblick kann man sich kaum denken. Der Montmartre wurde später oft auch aufgesucht, um den Anblick einer Schlacht zu genießen, ebenso der Kirchhof Père la Chaise. Eine gute Fernsicht auf die Höhen von Meudon, wo die Preußen am besten und täglich zu sehen waren, hatte man von der Eisenbahnbrücke der um Paris führenden Gürtelbahn,

welche beim Quartier Point du Jour über die Seine führt. Auch vor der Anwesenheit der Preußen hatte der Spaziergang nach diesem Teile der Stadt zu den beliebtesten gehört, um wie viel mehr jetzt! Bewaffnet mit Feldstechern, Teleskopen und Operngläsern lief die ganze, halbe und Viertelwelt hinaus, während die minder Begüterten einen Blick auf die Preußen durch das Fernrohr eines Spekulanten mit zwei Sous bezahlten. Mit dem festen Vorsatz dahin gekommen, etwas zu sehen, ließ die Einbildungskraft auch alles nach Wunsch vorkommen. Ein im Winde hin- und herschwankender Baum wurde für einen Ulanen oder helmbedeckten Bayern gehalten. Während sich einige noch begnügten, einzelne Prussiens zu erkennen, beobachteten andere den so gefürchteten General „Staff" und die glücklichen Besitzer von Fernrohren gingen so weit, die ganze Stellung des Feindes haarklein zu erklären.

Die Theater waren geschlossen*. Mehrere hatten den Polizeibefehl nicht abgewartet, denn die Musentempel litten zuerst unter dem Kriege. Sie fanden bald eine andere Bestimmung, als Magazine, Ateliers, Hospitäler wie alle anderen öffentlichen Gebäude. Der großartige Bau der neuen Oper war eben vollendet. Der Erbauer, Charles Garnier, dachte schon daran, den Bretterverschlag, der einen Teil seines großartigen Werkes dem Blick entzog, wegnehmen zu lassen. Er ahnte nicht, daß dieses Gebäude, das der Musik und dem Tanz geweiht war, zunächst eine Verwendung finden sollte, die mit der Kunst in durchaus keinem Bezug stand. Man hegte die Besorgnis, die Preußen könnten die Wasserleitungen zerstören nnd Paris somit des Wassers berauben. Da erinnerte sich Garnier, daß die Oper auf Wasser gebaut worden war, welches von den Höhen des Montmartre seinen Zufluß hat. Alsbald ließ er die Mörtelschicht, auf der die Fundamente des Gebäudes ruhten, durchbohren — und ein Wasserstrom quoll hervor, der die weitläufigen Räume der untersten Keller vollständig erfüllte. In den oberen Kellern schichtete er Kugeln von allen möglichen Formen auf und allmählich füllte er, immer höher steigend, die riesigen Räume, welche zur Aufnahme der Dekorationen bestimmt waren und in welche Kulissen von zehn Meter Höhe versenkt werden konnten, mit Getreide,

* Sie wurden zum Teil später wieder eröffnet.

Mehl, Kartoffeln und Wein. Im Erdgeschoß wurden Mobile einquartiert und alle möglichen Verschläge hergerichtet. In den anderen Stockwerken häufte Garnier Tausende von Gegenständen auf, die teils zur Ernährung, teils zur Bekleidung der Armee dienten. Selbst eine Militärbäckerei wurde hier eingerichtet. Noch mehr. In den weiten Räumen dieses Marmor- und Goldpalastes richtete Garnier einige Küchen ein, wies den Offizieren Wohnungen an, schuf eine Ambulanz für die Verwundeten und ließ auf dem Dach ein ganzes System von Signalen und einen elektrischen Apparat anbringen, der mit dem Telegraphen auf den Türmen von St. Sulpice korrespondierte. Die neue Oper atmete von oben bis unten Krieg, und wie ihr, so erging es allen öffentlichen Bauten während dieser Zeit. Das Theater français diente als Hospital, ebenso die italienische Oper und das Theater des Variétés; das Gaieté-Theater war der Anfertigung von Uniformen gewidmet und der nach der Kaiserin benannte Zirkus der Fabrikation von Patronen; die Paläste: der Luxembourg, die Elysés, die Tuilerien, das Palais Royal, der Industriepalast und der Justizpalast, enthielten alle Hospitäler, wo neben der Trikolore die Flagge mit dem roten Kreuze wehte. Die großen Werkstätten der Eisenbahnen waren in Kanonengießereien verwandelt. Zwischen den Tierkäfigen im Jardin des Plantes biwakierte Artillerie mit ihren Pferden und Wagen, in den Lustgärten auf der Spitze des Montmartre waren Batterien aufgepflanzt, und die Gärten der Tuilerien dienten mehreren Artillerieparks zum Aufenthalt. Im Jardin Mabille kampierte ein in der Neubildung begriffenes Korps von Eclaireurs, im Jardin Bullier hausten die Tirailleurs de Neuilly. Der Jardin l'Etoile (ehemals Bal Dourlans) diente dem 38. Bataillon der Nationalgarde zum Manöverplatze. Im Saale Valentins tagte der Club de la Délivrance, im Alcazar Club de la Résistance, in den Percherons Klub der Vereinigten Staaten Europas, im Pré aux Clercs war jeden Abend öffentliche Versammlung, im Elysée Montmarte Klub von 1870, im Concert Parisien (Rue du Faubourg, St. Denis) Klub der Pariser, im Gaietésaale Klub der Rache, in der Reine Blanche Klub Montmartre, im Concert du Gaulois (Boulevard de Straßbourg) Klub der Montagnards, im Konzertsaale der Alhambra (Rue du Faubourg du Temple) Alhambraklub u. s. w. Der berühmte

Saal der Folies Belleville war in ein Lazarett verwandelt werden. Was war aus der Phäakenstadt geworden! Die Stadt des Vergnügens starrte plötzlich von geharnischten Rittern und Rednern. Es war nur gut, daß wenigstens die Preußen noch zu lachen gaben.

Man mußte in ein Restaurant gehen, um sich für die ausfallenden Konzerte und Theater schadlos zu halten. Da gab es Komödie und Ohrenschmaus vollauf. Zwar wurden seit dem Tage von Clamart, an welchem ein Teil der Phäaken durch die zurückfliehenden Truppen sich nicht in seinen Orgien stören ließ, durch die sittliche Entrüstung des andern Teils die Kaffeehäuser um 10½ Uhr geschlossen. Dafür wurde desto intensiver genossen. Die alten Stammgäste fehlten; die neuen ersetzten sie reichlich. Das Wetter war im September und Anfangs Oktober reizend; man konnte auf der Terrasse der Boulevardrestaurants den Absinth einnehmen. Das Auge hatte fortwährend neues. Die Uniformen der verschiedensten Art, welche die Straßen füllten, schufen das bunteste Bild. Die Aufzüge der Nationalgarde mit wehenden Fahnen, die den Preußen trotzten, und mit Musik, deren Klänge die Belagerer verhöhnten, wollten nicht enden; doch hörten die nach der Straßbourgstatue auf dem Concordienplatze seit dem 2. Oktober auf, wo die Kapitulation der Festung bekannt wurde. Mit den Aufzügen wechselten die Aufläufe. Kaum verging eine Stunde, wo nicht ein Spion herbeigeschleppt wurde. Denn preußische Offiziere hatten sich — das wußte oder sagte jeder — in Unzahl in Paris eingeschlichen; besonders sollten viele mit den Flüchtlingen von Sedan gekommen sein, Schneider wurden arretiert, weil sie französische Uniformen anfertigten, in welche sich die Feinde steckten. Plötzlich entsteht ein Getümmel um eine andre Szene. Ein Nationalgardist hat einem Kutscher die Peitsche weggerissen. „Ein guter Bürger führt jetzt nur das Gewehr.“ Die zusammengelaufene Menge applaudiert dem Patrioten. Dieser blickt stolz um sich und wird dann im Triumph in das Weinhaus geführt. Am Tage darauf erscheint ein amtlicher Anschlag an den Straßenecken. „Auch ein Kutscher dient dem Vaterlande, wir ehren das Gefühl der Hingebung an das Vaterland, die, mit der Waffe in der Hand, das Leben einzusetzen bereit ist; stören wir aber auch nicht den für andre Zwecke, die ebenfalls für das

Wohl erfüllt sein wollen, organisierten Dienst.“ Ein andres Mal ist es ein gefangener Preuße, der den Auflauf bewirkt. Die Menge entbrennt bei dem Anblick von Wut. Doch bald gewinnt ein besseres Gefühl die Oberhand. Man lacht über die unglückliche Figur mit der Pickelhaube, über den Teutonen und Barbaren mit dem strohfarbenen Schnurrbart. „Er sieht aus wie ein Mohikaner, der eine polytechnische Schule besucht hat.“ Das Wort (Louis Blanc zugeschrieben) hat Glück; es geht von Mund zu Mund; man schüttet sich vor Lachen aus und jedermann ist für diesen Tag auf seine Kosten gekommen.

Das Kaffeehaus mußte man schon deswegen aufsuchen, um Nachrichten früher zu empfangen, als sie die Zeitungen brachten. Die täglichen Renkontres mit dem Feinde, die Rekognoszierungen und militärischen Promenaden innerhalb des Geschützbereiches der Forts lieferten einen Stoff zu Unterhaltungen, der nicht ausging. Wozu erst abwarten, bis als „heroische Waffenthat“ der militärische Bericht der Amtszeitung (vom 6. Oktober) meldete: „Vier Kompagnien des 15. Bataillons der Mobilgarde der Seine nahmen gegen 1 Uhr nachmittags eine Rekognoszierung in dem Dorfe Clermont vor, die äußerst glücklich ausfiel. Wir hatten keine Verwundete und unsere Soldaten brachten zwei Gewehre, einen Säbel und eine Säbelkoppel mit.“ Wem fällt hierbei nicht der General Baum in der „Großherzogin von Gerolstein“ ein? Es gab auch Pariser, denen er einfiel. Denn zuweilen wurde bei der Beantwortung der Frage: „Was giebt es neues?“ die uniformierte Bevölkerung der Restaurants von Ungeduld ergriffen. „Begeben wir sämtliche Kapitäne — ruft ein Offizier der Nationalgarde aus — uns in corpore nach dem Stadthause und verlangen wir einen energischen Ausfall — der Linie.“ Der Vorschlag findet Anklang und am folgenden Tage sieht man dreihundert Kapitäne — abermals ein schöner Anblick — mit schief gerückten Käppis die Boulevards entlang marschieren, um Trochu an seine Pflicht zu erinnern. Wäre man da nicht berechtigt zu sagen, aus Seine-Athen war ein Sparta geworden? So schilderte es auch der „Gaulois“ an dem Tage, wo die Preußen erschienen. „Eben noch verkehrte eine fröhliche Menge in den Straßen und hatte an sich selbst Gefallen. Die Läden waren offen, die Cafés überfüllt, die

Straßen wimmelten von Flaneurs, die sich unterhielten, wie die Griechen auf dem Markte von Athen: „Was giebts neues?“ Man machte Vergnügungspartien, um die Befestigungsarbeiten mit anzusehen und wie die Häuser demoliert wurden. Gestern noch hatte Paris ein sonntägliches Aussehen, und heiter lächelnd strömte es hinaus zur Mühle von La Galette, zum Montmartre, um Nadars Luftballon zu sehen, oder die Batterien anzuschauen, die mit ihren bronzenen Hälsen über den Kamm des Berges in die Ferne blicken, über die Forts hinweg, die sie beschützen. Das waren förmliche Volksfeste rings um Paris und selbst die furchtbaren Werke der Zerstörung konnten unserer unverbesserlichen Bevölkerung keinen ernsten Sinn einhauchen. Da, nach achtundvierzig Stunden, welche Veränderung! Paris ist mit einemmal ein ungeheures Feldlager! Keine Frauen, keine Kinder mehr auf den Straßen, überall nur Soldaten, deren Bajonette im Sonnenstrahl glänzen. Die öffentlichen Gärten sind mit Artillerie- und Munitionsparks gefüllt, überall Trommelwirbel und Hörnerklang, überall der regelmäßige Tritt der Kolonnen, hier ein Regiment Mobile in einfacher blauer Blouse, aber stolz einherschreitend und patriotische Lieder singend, dort ein Bataillon Nationalgarden, die die Stirn in sorgenvolle Falten ziehen. Dort sprengen Staffetten im gestreckten Galopp die Straße herab, Gepäckwagen rasseln träge hinterdrein und träger zieht ein Joch Ochsen den Wagen des Bauern, der sein armes Hausgerät birgt. Die Kaufhallen sind geschlossen, oder ihre leeren Räume bieten einen so melancholischen Anblick dar, daß man entsetzt vorübereilt. Auf den Häusern, auf den Straßen, auf den Gesichtern, überall malt sich der Krieg. Und doch ist Paris so schön, traurig schön, voller Kraft und Entschlossenheit. So dröhne denn herein der erste freundliche Kanonenschuß, und jeder wird den Kolben seinen Flinte fester fassen: „Vorwärts!“ —

Wunderbar, daß an demselben Tage, wo diese Metamorphose der Pariser eingetreten sein sollte, ein Korrespondent des „Journal de Genève“ schrieb: „Kaltblütigkeit in der Gefahr ist eine schöne Sache, sie darf aber nicht in Sorglosigkeit und Leichtsinn ausarten. Heute, in der feierlichen Stunde, wo der Feind vor den Thoren steht, möchte man bei der Bevölkerung von Paris eine entsprechend ernste Haltung finden.

Aber nein! Paris hat seine gewohnte Physiognomie, lärmend, lachend, ausgelassen. Fast könnte man an Überreizung glauben, wie wenn jemand sich betäuben will. So betrachtet, macht das nächtliche Aussehen der Boulevards einen peinlichen Eindruck. Diese wilde Freude, diese Schaustellung neuer Uniformen, bunter Toiletten, deren Glanz ebensowenig republikanisch, als tugendhaft ist, macht einem den Eindruck wie wenn Beethovens Trauermarsch durch einen Galopp von Offenbach unterbrochen würde. Es empört und greift die Nerven an. Man möchte die Dinge anders sehen. Vielleicht ist dies ungerecht. Denn der Übergang von petit crevé zum Heldentum macht sich nicht in einem Tage. Hoffen wir, daß der Ernst kommen wird, bevor es zu spät ist und daß unsre jungen Lieutenants die Notwendigkeit einsehen werden, sich auf ihre ernste Aufgabe in andrer Weise vorzubereiten. Verliert diese Ausgelassenheit sich nicht nach dem ersten Kanonenschuß, so ist wohl Grund, an der Ausdauer der Verteidigung zu zweifeln."

Woher nun dieser Widerspruch? Paris zeigte wohl mehrere Seiten oder wechselte gern. Oder sahen die Augen der Beobachter verschieden? Die einen ein Athen, die andern ein Sparta? Die Luftschiffer wußten unisono nur von letzterem zu melden. Nadar schrieb:

„Paris, 22. September, 1½ Uhr morgens. Ich lasse heute morgen auf Befehl der Regierung meine erste Luftpost abgehen und ich kenne zu gut meine Postboten, um nicht sicher zu sein, daß, wo er auch hinabsteigt, mein Schreiben Ihnen zukommen wird. Sie würden Paris nicht mehr wieder erkennen. Ich bin alt genug, um mich an die verschiedenen Physiognomien dieses wandelbaren Paris zu erinnern. Ich erinnere mich an 1830; ich war dort 1848; ich sah die Junitage; ich wohnte dem scheußlichen Dezember bei, aber ich hatte niemals gesehen, was ich heute sehe. Ein Zauberstab hat die Stadt des Vergnügens umgestaltet. Jeder Mann ist bewaffnet, jede Straße stumm, jeder Laden geschlossen. An der Ecke eines freien Platzes, auf allen Boulevards, auf jedem Trottoir von Sonnenaufgang bis zum späten Abend nur National- und Mobilgarde, die sich gegenseitig den Dienst lehren. Keine Frauen mehr auf der Straße, selbst nicht am Tage; nichts als ernste und schweigsame Bürger, die sich mit dem Gewehre

auf der Schulter kreuzen. Die Bataillone, welche nach den Wällen marschieren, ziehen an denen vorbei, welche von dort zurückkehren. Und in diesem Volke ein einziger Gedanke: seine Niederlage zu rächen. Wir sind einer schrecklichen Gefahr entgangen, dem von unsrer Regierung verlangten und von Preußen verweigerten Waffenstillstand. Es war der Bürgerkrieg, und niemals, zu keiner Epoche irgend einer Geschichte, war der Pöbel allgemeiner und formidabler bewaffnet. Der furchtbare Ring der Faubourgs hatte nur eine Bewegung zu machen, um den Mittelpunkt zu ersticken. Die Weigerung des Herrn von Bismarck — er sei deshalb gesegnet — hat uns gestattet, aufzuatmen, und da das Glück uns wieder lächelt, so hat dieser so gefährliche Versuch unsrer Regierung auf unsre Seite das gute Recht gestellt, welches wir so wenig besaßen, als wir den abscheulichen Krieg erklärten. Heute erhalten wir das Gleichgewicht zurück, welches wir auf so kaiserliche Weise verloren hatten. Nicht mit Kanonen und Chassepots allein führt man Krieg; wir haben während zwanzig Jahren nicht ungestraft den übrigen Nationen ein bedauernswertes Beispiel gegeben; wir verdienten es, keinen Verbündeten, keinen Freund zu haben. Wir sind grausam gezüchtigt worden in unserer Ehre, durch unser Blut und unsern Ruin; möge die Sühnung aufhören. Wir hoffen alle, daß dies bald geschehen werde, und daß der Krieg für das republikanische Frankreich nicht das sein wird, was er für das kaiserliche war. Preußen verweigert auf unversöhnliche Weise seinem entwaffneten Feind den Frieden; aber alles rächt sich, und diese ungerechte und grausame Weigerung wird ihm angerechnet werden. Das schreckliche Drama, welches wir vor der Welt und der Geschichte aufführen, ist nicht beendet. Der vierte Akt war schmerzlich erregend. Wir erwarten den fünften, und die moralische Erneuerung, welche der Fall des Kaiserreichs zur Folge hatte, giebt uns Vertrauen in den Schlußakt."

Lutz von der Rhone verließ am 25. September mit dem Luftschiff Paris, als „Kommissar der Regierung für die Nationalverteidigung". Über der Ebene von Creil war der Luftzug so schwach, daß er allmälig allen Ballast über Bord warf, zuletzt noch die Briefsäcke, worin auch der Bericht Jules Favres an die Regierung in Tours war. So erleichtert,

bewegte sich der Ballon über die Seine. Die Bauern sahen ihn kommen und erleichterten sein Niederlassen. Die über der Ebene von Creil ausgeworfenen Säcke und Beutel mit Depeschen wurden gesammelt und zur Post befördert, die im Schiffe mitgebrachte Brieftaube mit der Nachricht von der glücklichen Überfahrt nach Paris entlassen. Lutz begab sich zunächst zum Präfekten des Euredepartements und meldete als „außerordentlicher Bevollmächtigter der Regierung in Mission für Osten und Norden": „Alle Bewohner von Paris haben einen Pakt mit dem Tode geschlossen, wenn sie nicht siegen. Sie sind entschlossen, sich unter den Ruinen ihrer Stadt eher begraben zu lassen, als sich zu ergeben. Die Weiber, die Greise, die Kinder, die Männer, kurz alle werden kämpfen". Gambetta führte dieselbe Sprache, als er per Ballon am 7. Oktober in Tours anlangte.

Der Ballon war dem Pariser das Sinnbild seiner Hoffnungen. Wie das Luftschiff des eisernen Ringes spottete, der um die Hauptstadt gezogen war, so durfte man darauf rechnen, daß dieser Ring selbst über kurz oder lang gesprengt würde. Die Ballons stiegen später nur noch des Nachts auf und auch dann nur heimlich, während im Anfange kein Aeronaut vom Stapel lief, ohne zugleich den Bewohnern ein öffentliches Schauspiel zu gewähren. Um der Gefahr des Ballons durch die Kugeln der Belagerer zu begegnen, schloß die Regierung die Öffentlichkeit aus und die Heimlichkeit wurde auch in der Nacht skrupulös beobachtet, damit kein Verräter dem Feinde die Abfahrt der Luftpost signalisierte. Die Fahrt wurde dadurch romantischer aber auch gefährlicher. Die Hantierung des Ungetüms war in der Dunkelheit schwieriger, da die Bussole des Schiffers — nämlich der Barometer — unbrauchbar wurde, Licht aber wegen der Explosionsgefahr nicht verwendet werden konnte.

In Paris gab es zwei Ateliers für Fabrikation der Ballons, die unter der Aufsicht der Postverwaltung standen. Das eine Atelier, das anfangs von Nadar dirigiert wurde, stand seit dem 1. November des Jahres 1870 unter Dartois und Yon, das andre unter den beiden Brüdern Julius und Eugen Godard. Die erstere Gesellschaft arbeitete auf dem Bahnhofe der Nordbahn, die andre auf dem der Orleansbahn. Die Ballons der Herren Dartois und Yon waren aus weißem

Baumwollenstoffe, die der Brüder Godard aus farbigem. Im Anfange war die Luftschifffahrt ganz frei gegeben. Als aber die Meldungen zur Abreise per Ballon von Tag zu Tag zunahmen, beschloß die Regierung am 31. Oktober, daß die Abreise andrer Personen als der Aeronauten nur stattfinden dürfe im Fall einer vom Minister des Innern erteilten Mission oder Erlaubnis, welche letztere vom Gouverneur und vom Finanzminister in Vertretung des Generalpostdirektors zu visieren war. Drucksachen und Zeitungen durften von den Ballons nur aufgenommen werden, wenn sie beim Gouverneur und Minister des Innern zuvor abgestempelt worden waren. Am 22. September wurde der erste Ballon von der Postverwaltung entsendet, seitdem verließen bis Ende November dreißig Ballons Paris, ein jeder mit circa fünfhundert Pfund Depeschen und mehreren Taubenpaaren. Damit der Vorrat von Brieftauben nicht ausging, richtete man den großen, viereckigen Turm auf dem Hotel in der Rue de Grenelle zu einem Taubenhaus ein, um 120 Tauben bester Rasse aufzuziehen und zu instruieren. Es bestanden außerdem solche Institute in La Valette, Faubourg St. Denis und auch in Boulevards Montparnasse und Batignolles. In Bordeaux, früher Tours, wurden alle aus der Provinz gesendeten Telegramme zentralisiert, zusammengestellt, und auf dem Wege der Photographie mikroskopisch reduziert, so daß sie, obwohl der Zahl nach auf mehrere Hundert und sogar Tausende sich belaufend, nur ein kleines Papierquartblättchen von 30 bis 40 Millimeter ausfüllten. Dieses Blatt wurde zusammengerollt und in eine Federpose gesteckt, die man an eine Schwanzfeder der Taube band. Da der Bote Gefahren ausgesetzt war, die es ungewiß machten, ob er sein Ziel erreichte, wurden mehrere Tauben mit denselben Depeschen entsendet. Aus dem Sacke befreit, in welchen man sie gesteckt hatte, schwangen sie sich in immer größer werdenden Kreisen in die Luft empor und nahmen dann die Richtung nach Paris zu, von wo sie gekommen waren. Wie sie da mit Herzklopfen, mit Ungeduld erwartet wurden! Täglich, stündlich war die Anfrage bei der Zentralpostverwaltung in der Hauptstadt. Es vergingen oft Tage, wo alles Harren vergeblich war. Am 2. Januar war man zehn Tage ohne Nachricht geblieben. Die Kälte hatte die armen Tierchen nicht zum Ziele ihrer Reise kommen

lassen. Die Depeschen lagen irgendwo in einem Walde, der Leiche des Boten noch angeheftet, die wahren und unwahren. Denn die unschuldige Taube nahm viele Lügen amtlich mit auf den Weg, um den Parisern Mut zu machen. Die Postverwaltung in der Hauptstadt lieferte die eingetroffenen Boten an das Ministerium des Innern ab, in dessen Hotel die Dechiffrierung der mikroskopischen Depeschen vor sich ging. In der Mitte eines Saales war ein elektrischer Beleuchtungsapparat mit einem Mikroskop von großem Kaliber angebracht. Die stark beleuchteten und zwischen die mächtigen Linsen des Apparates geschobenen Depeschen kamen in großen Dimensionen auf einem senkrecht vor dem Lichtstrahl aufgestellten weißen Schirm zur Erscheinung. Beamte beeilten sich, sie aufzuschreiben, und sodann, sei es an die Regierung, sei es an die Privaten, für welche sie bestimmt waren zu adressieren. Wenn Herr Faillot, der Direktor der Taubenpost in Bordeaux, nicht gelogen hat, so waren am 10. Januar nicht weniger als 30 000 Staats- und Privatbriefe vermittelst einer einzigen Taube nach Paris abgeschickt. Da zwei andere Tauben mit Duplikaten dieser Briefe aufgelassen waren, so mußten im ganzen 90 000 mikrospische Kopien von Briefen gemacht sein. Etwas weniger unglaublich stellen sich die Angaben dar, wenn Herr Faillot etwa so gezählt hat, daß er ein und dieselbe Depesche, zu welcher der Kosten wegen gleichzeitig hundert Private in einer Stadt oder mehr sich vereinigt hatten, ebenso oft rechnete. Solche Gesamtdepeschen kamen öfter vor.

Die am 9. Januar in Paris angekommene Taube trug die Zahl 43; die letzte, welche vor ihr die belagerte Stadt erreichte, war mit der Nummer 36 versehen. Sechs Tauben waren daher verloren gegangen oder unterwegs aufgehalten. Der „Electeur libre“, der in einer Extranummer die mit dem Boten vom 9. Januar eingetroffenen Depeschen veröffentlichte, schrieb: „Noch kein Tag hat uns eine solche Fülle guter Nachrichten gebracht. Faidherbe hat die Preußen bei Pont-Noyelles geschlagen, Chanzy hält Le Mans fest und bringt dem Feinde starke Verluste bei, der Kronprinz von Sachsen soll Paris verlassen, um dem Herzog von Mecklenburg Hilfe zu bringen. Bourbaki behauptet glänzende Positionen, siegreiches Gefecht bei Nuits, Prinz Wilhelm von Baden tot, der Feind hat 100 000 Kranke, Belfort auf neun Monate verpflegt, macht

kräftige Ausfälle, Zerwürfnisse zwischen den preußischen und süddeutschen Truppen, der Feind im Rücken bedroht u. s. w." Die Taube, welche nach langer Entbehrung von Nachrichten endlich am 2. Januar eintraf, setzte sich ermüdet erst auf dem Triumphbogen in den Champs Elysées nieder, ehe sie in ihren Schlag zurückkehrte. Die Pariser sahen dies als gutes Omen an. Eine große Unterbrechung der Taubenpost war auch im Monat November eingetreten. In der Zeit vom 29. Oktober bis zum 13. November erschien keine geflügelte Post. Die Pariser sagten damals, die Preußen hätten Habichte abgerichtet, die es den Ulanen gleichmachten, welche auf die Ballons es abgesehen hatten.

Man sprach auch mitunter von einer neuen Erfindung, wodurch die Taube auch in den Stand gesetzt werden sollte, noch ein größeres Paket von Nachrichten zu tragen, als bisher. Das zu verwendende Papier, aus Kollodium bereitet, war fünf Mal leichter, als das feste Postpapier und mittelst des Lewyschen Photographen konnte auf einer Anzahl Blätter von diesem Papier, welche eine Taube bequem fortführen konnte, ein fast unbegrenzter Vorrat von Nachrichten gedruckt werden. Im übrigen wurden mikroskopische Reduktionen auch in Paris vorgenommen, um den Felleisen im Luftballon das Gewicht zu erleichtern. Denn außer Passagieren, Tauben und Briefen nahm der Ballon Zeitungen mit, photographisch verkleinert, damit das winzige Gewicht, welches einem Ballonbrief verstattet war, nicht überschritten wurde. Diese Verkleinerung machte es möglich, daß der ganze Inhalt eines in Timesformat erscheinenden Journals auf den Raum der Rückseite eines gewöhnlichen Briefbogens in Oktav reduziert wurde, so daß auch eine Oktavseite zu einem Briefe und eine andere zur Adresse übrig blieb. Wollte also ein belagerter Pariser seinen Angehörigen oder Freunden in der Provinz das neueste aus der Hauptstadt mitteilen, so kaufte er sich für 15 Centimes ein solches Briefbogenjournal und lieferte damit dem Außenstehenden, der natürlich ein Vergrößerungsglas brauchte, ein Bild des lärmenden Lebens, des lauten Waffenparadierens und des stillen Hungers in der zernierten Weltstadt und konnte zugleich auf einer ganzen Oktavseite seine persönlichen Wünsche, Leiden und Hoffnungen aussprechen. Er konnte auch darauf eine Reihe von Fragen stellen, auf welche die Antwort mit Ja oder Nein durch die Taube zurückkam.

Existierten, das ist die Frage, nachdem die Landpost und Telegraphie mit dem Beginn der Belagerung ihren Dienst eingestellt hatten, außer dem Wege zu Luft noch andre Verbindungen, behufs Austausches von Korrespondenzen zwischen der Hauptstadt und dem Lande? So allgemein die Frage hingestellt, muß man antworten: Ja. Es sind ungeflügelte Boten genug bekannt geworden. So kam Herr Henri Richard am 18. Dezember als Überbringer der vollständigen Sammlung der seit dem 18. Oktober nach Paris beförderten und nur teilweise eingetroffenen Depeschen in der belagerten Stadt an. Ein der „A. A. Zeitung" im Anfang des Monats Januar zugegangenes Schreiben aus Paris enthält die Worte: „Heute geht wieder ein Bote mit Briefen, Juwelen und Kunstgegenständen zur Stadt hinaus. Diese Boten sind ehemalige Kontrebandiers vor den Barrièren der Hauptstadt, welche das Oktroi mit außerordentlicher Kunst zu umgehen wußten; sie haben jetzt eine reiche Ernte, denn ein Brief kostet 120 Franken." Gegen Ende des Monats Dezember versicherte die „Correspondence Havas", daß der Jäger eines im Oisedepartement wohnenden Marquis sich bereits zum dritten Male durch die Zernierungslinie nach Paris durchgeschlichen habe. Verschiedene Ballonbriefe nennen zwei Kaufleute in Rouen und Amiens mit Namen, an welche man bittet, die Antworten zu adressieren; von ihnen aus gingen Leute nach Paris, die sich schon mehreremal glücklich durchgeschlichen hätten; der Preis für eine solche Bestellung wird sogar nur auf $1^1/_2$ Frank für den Brief angegeben. Andrerseits war die Rede von einer Gesellschaft „La Forestière", deren Boten die Briefe bis Nantes durchzubringen suchten, wo ein Agent sie übernahm und Briefe nach Paris dafür einhändigte. In Versailles wurden im Anfange des Jahres 1871 mehrere Briefträger verhaftet, die anstatt an der unter preußische Verwaltung gestellten französischen Briefpost ihr Amt weiter zu führen, es vorgezogen hatten, einen geheimen Verkehr mit Paris zu unterhalten. Dies sind zum Teil unzweifelhafte Thatsachen. Stellt man aber die Frage so: war eine Postverbindung zu Lande, neben der zu Luft, privatim oder amtlich organisiert, so muß man sagen: Nein. Bekanntlich hatte im November des Jahres 1870 die Regierung in Tours, als die Taubenpost noch nicht die spätere Vervollkommnung erreicht hatte, die Beförderung von Briefen nach Paris auf anderm

Wege dem Publikum offeriert. Da ein Durchbruch der Zernierungslinie von nur einiger Regelmäßigkeit unmöglich erschien, so verfiel man auf deutscher Seite auf allerlei Hypothesen. Man dachte an unterseeische Boote auf der Seine, welche — nach früher gemachten Experimenten — mehrere Leute fassen sollten, die mittelst Behälter mit komprimierter Luft darin stundenlang aushalten könnten; man dachte an Beförderung von Felleisen an der Kette entlang, die auf dem Grunde der Seine liegt und von Paris bis Havre reicht, und desgleichen mehr. Liest man aber in den Ballonbriefen, welches Aufheben meist von der glücklichen Ankunft eines Briefes gemacht wurde, wie das als ein Familienereignis galt, um deswillen andre von Neid sich erfaßt fühlten, und erwägt man ferner, wie schmerzlich die Verspätung oder das Ausbleiben einer Brieftaube empfunden wurde, die trotz 30 000 Depeschen im Schwanze es nicht aufnehmen konnte mit einem einzigen ungeflügelten Boten, wenn dieser auch nur nach dem Postdienst früherer Jahrhunderte alle acht Tage in Paris eingetroffen wäre, so bleibt nur die Annahme übrig, daß alle Verbindungen außer dem Wege zu Luft sich auf wenige Abenteuer reduzierten, welche einigen mit den Lokalitäten genau vertrauten Wagehälsen glückten. Was darüber hinausging, waren Fabeln der Ballonbriefe. Der unvollkommenste Landpostdienst würde die unsichere Ballonpost nicht haben aufkommen lassen und das Seufzen nach Nachrichten in Bordeaux und in Paris, wenn dort ein Ballon, hier eine Taube tagelang ausblieb, wäre unerklärlich gewesen, sobald noch ein andrer Korrespondenzaustausch von einiger Bedeutung bestanden hätte. Noch weniger ist daran zu denken, daß Verbindungen existierten, durch welche eine Erneuerung und ein Ersatz der Pariser Verproviantierung aus der Umgegend zugeführt werden konnte. Eine Kommunikation mittelst Fuhrwerk oder Lasttier war da ein Unding, wo schon das einzelne Individuum nur mit Gefahr des Lebens einen Weg fand.

Aber hatte man denn auch geheime Zufuhr von Lebensmitteln nötig? Freilich, um für längere Zeit der Aushungerungstheorie der Preußen zu trotzen, hätte man Wege auffinden müssen, den eisernen Gürtel der Belagerer zu durchbrechen, wie man seiner für das Hin und Her der Korrespondenzen spottete. Es galt ja indessen nur, die kurze Zeit abzuwarten, wo der

Entsatz aus den Provinzen heranrückte. Da konnte man denn, selbst ohne sich dessen bewußt zu sein, daß für drei bis vier Monate die Elastizität der Vorräte und des Magens der Strategie des Feindes trotzte, diese verlachen. Paris mit seiner Kochkunst, seiner Genügsamkeit, d. h. Gleichgültigkeit gegen den Stoff, sollte ausgehungert werden? Innerhalb der vier Wände mag die Not sich bald fühlbar gemacht haben; gewiß mag der Mangel schwere Sorgen über manchen kleinen Haushalt gebracht und in einzelnen Schichten der Bevölkerung (die Reichen und die ganz Armen, insbesondere die Nationalgarde, gehörten nicht dazu) selbst Verwüstungen angerichtet haben. Öffentlich wurde nichts mehr verhöhnt, als der Versuch, — statt in die Wälle — in den Magen Bresche zu schießen. Die Regierung hatte die Verproviantierung von Paris eigentlich nur auf zwei Monate berechnet. Wenn diese länger reichte, so war das ein Irrtum, den die deutsche Regierung mit ihr teilte. Viele Privatleute hatten den Ernst der Situation erst ins Auge gefaßt, als die Preußen nicht mehr weit vor Paris standen. Die Zernierung trieb daher die Preise der Lebensmittel schnell in die Höhe. Für Fleisch hatte die republikanische Regierung die Taxe wieder eingeführt (Dekret des Ackerbauministers vom 11. September). Seit dem 7. Oktober wurde auch das Pferdefleisch taxiert, die Rationierung desselben trat erst am 12. November ein, während die des übrigen Fleisches am 28. September begann. Die Requisition alles Horn- und Wollviehes bei Privatleuten seitens der Regierung erfolgte am 9. November, die der Pferde (die unentbehrlichsten Dienstpferde ausgenommen) am 16. Dezember, während das Monopol der Regierung, d. h. der exklusive Ankauf zum Schlachten, schon mit der Rationierung begann. Pökelschweinefleisch, Schinken und Wurstwaren wurden bei den Händlern am 1. Dezember requiriert, bei den Privatleuten freigelassen. Am 23. September setzte der Maire von Paris (zunächst bis Ende des Monats) für das Brot erster Qualität den Preis auf 45 Centimes das Kilo, für das Brot zweiter Qualität auf 38 Centimes fest. Das stückweise verkaufte Brot sollte bei einem Gewicht von 215 Grammes 10 Centimes kosten, 325 Grammes 15 Centimes, 435 Grammes 20 Centimes. Eine Rationierung des Brotes trat erst am 19. Januar ein. Sämtliches Getreide und Mehl war seit dem 30. September requierirt, seit dem 14. respektive

19. Januar auch der Mehlvorrat von Privatleuten und das Saatkorn der Landleute.

Ein Erlaß des Ministers des Ackerbaues vom 26. September ordnete an, daß vom 28. September ab das Fleisch von 500 Ochsen und 4000 Hammel jeden Tag zur Verfügung der Einwohner von Paris gestellt werden solle. Das Fleisch wurde für Rechnung des Staates von den Fleischern verkauft, deren Namen man an der Mairie anschlug, und zwar zu festgesetzter Taxe. Der Preis des Rindfleisches wurde bis zum 13. November auf 2 Frank per Kilogramm festgesetzt. Die tägliche Ration betrug für die Person (über 8 Jahre) anfänglich 200 Grammes ($^2/_5$ Pfund oder 12 Lot), nach drei Wochen nur noch ein Hektogramm (100 Grammes oder 6 Lot) und fiel dann weiter. Man rechnet den durchschnittlichen jährlichen Fleischverbrauch eines Parisers zu 75 Kilos (109 in London, 87 in Wien, 53 in Berlin), also den täglichen auf etwas über 250 Grammes. Das aktive Militär (die Nationalgarde zählte zur Zivilbevölkerung) wurde besonders verpflegt. Indem nur 500 Ochsen für die Zivilbevölkerung zur Verteilung gelangten, die sonst deren 700 gebrauchte, war die tägliche Ration von 200 Grammes gleich im Anfange unter den in gewöhnlichen Zeiten konstatierten Durchschnitt gesetzt. In der ersten Zeit gab es freilich noch andere Quellen für Bezug des frischen Fleisches. Am 28. September begann also die beschränkte Fleischverteilung. Um 5 Uhr morgens machte man Queue bei Duval (Rue Tronchet) und den andern Fleischern. Die Nationalgarde mußte die Ordnung aufrecht erhalten, da die Männer sich in der Regel prügelten und die Frauen in Ohnmacht fielen. Um 7 Uhr vormittags war nicht ein Bissen Fleisch mehr zu haben. Allerlei Unregelmäßigkeiten, die sich in der Folge die Fleischer beim Verkauf zu schulden kommen ließen, veranlaßten die Regierung, gewisse Läden als amtliche Fleischbureaus einzurichten, die dort fungierenden Metzger als Staatsbeamte einzusetzen, um sie der Disziplinargewalt zu unterwerfen.

Die Verhöhnung der preußischen Strategie gab dem Magen der Pariser eine Widerstandskraft, auf welche wir Deutsche nicht gerechnet hatten.



IV.

Der Putsch der Roten.

Das Treffen vom 19. September, in welchem sich zum ersten Mal die Belagerten mit den Preußen maßen, hatte in Paris eine um so größere Bestürzung hervorgerufen, als während des Kampfes die besten Nachrichten gemeldet waren, auch von den Kommandanten der nahegelegenen Forts, welche den eiligen Rückzug der Preußen telegraphierten. Boten mit andrer Meldung wurden mit dem Rufe: „à bas les alarmistes“ traktiert. Die Bitterkeit der Enttäuschung rächte sich durch thätliche Mißhandlung der Linientruppen, welche fliehend die Stadt erreichten. Es wurde auf den Boulevards und in den Cafés der Gedanke ernstlich erwogen, daß der König von Preußen, wenn es ihm beliebe, innerhalb achtundvierzig Stunden in den Tuilerien schlafen könne. In der That wurde der Tag von Petit-Bicêtre als eine Niederlage empfunden. Mit den späteren Ausfällen war dies nicht mehr der Fall. Man feierte sie, obwohl alle zurückgeschlagen, immer als Siege. Es mochte allerdings wohl einen niederschlagenden Eindruck machen, als nach dem Kampf vom 19. September die Zeitungen meldeten: „Paris war heute Zeuge eines Schauspiels, das man niemals vergessen wird. Feige Soldaten wurden durch Paris geführt mit auf dem Rücken gebundenen Händen. Die Käppis und die Waffenröcke umgekehrt, gingen sie zwischen zwei Reihen von Soldaten mit gesenkter Stirn; auf der Brust trugen sie einen Zettel mit folgender entehrender Inschrift: N. N. ist ein elender Feigling, er hat seinen Posten vor dem Feinde schimpflich verlassen. Diese Ehrlosen werden vor einem Kriegsgericht erscheinen. Das Glücklichste, das ihnen widerfahren kann, ist, zum Tode verurteilt zu werden.“

Der 30. September, der so unglücklich ablief, wie der 19. hob gleichwohl die Gemüter der Pariser. Der Monat Oktober brachte innere Unruhen. Herr Favre fuhr in Ferrières entsetzt vom Stuhle auf, als Graf Bismarck vom „Pöbel" sprach. „In Paris — so lauteten seine Worte — giebt es keinen Pöbel, sondern nur eine intelligente, ergebene Bevölkerung, welche unsere Absichten kennt, und die sich nicht zum Helfershelfer des Feindes machen wird, indem sie unserer Aufgabe der Verteidigung Hindernisse in den Weg legt." Wenige Tage darauf revolutionierte diese „intelligente, ergebene Bevölkerung". Am 5. Oktober abermals. Das amtliche Blatt der Regierung sah sich am 6. Oktober zu einer Proklamation veranlaßt, in welcher an die patriotischen und republikanischen Gefühle der Bewohner appelliert und die Bevölkerung aufgefordert wurde, den bewaffneten Demonstrationen ein Ende zu machen, welche sich am Tage zuvor zum zweiten Male seit vierzehn Tagen wiederholten. Durch derartige Demonstrationen begehe man das schwere Unrecht, den Schein eines Aufstandes zu erregen. „Der Feind", fuhr der Aufruf fort, „steht vor Paris, aufgehalten durch einen Widerstand, auf welchen er nicht gerechnet hatte. Er weiß, daß er durch lange Zeit wird in Schach gehalten werden, daß jeder Sturm auf die Enceinte unmöglich ist, er hofft daher nur noch auf unsere Uneinigkeit. Unsere oberste Pflicht ist es daher, selbst den Schein einer solchen zu vermeiden."

Am 8. Oktober erfolgte abermals eine Demonstration gegen die Regierung. Es suchte eine extreme Partei, an ihrer Spitze alte Sozialisten, Verschwörer und Demagogen, wie Flourens, der rastlose vielbestrafte Blanqui, Rochefort, Ledru-Rollin, der dramatische Dichter Felix Pyat, Schölcher, Delescluze u. a. mit Hilfe der Arbeiterbevölkerung von Belleville die alte Kommune, das Regiment der Pariser Stadtgemeinde von 1793, wieder ins Leben zu rufen, die sozialistischen Grundsätze von 1848 zur Geltung, und im Geiste der Montagnards von ehemals den Terrorismus der Masse zurückzurufen.

Während der Emeute vom 8. Oktober fand auch eine lebhafte Kanonade vom Mont Valérien aus, mit einem kleinen Ausfall verbunden, statt. Die Geschosse der Feste waren diesmal auf die Verschanzungen bei Bougival und bei Malmaison gerichtet. Bougival, wegen seiner anmutigen Lage (am linken

Seineufer) ein belebter Zielpunkt für die Sonntagsausflüge des Parisers, liegt von der Hauptstadt $2^1/_4$ Meile, von Versailles in nördlicher Richtung nicht ganz eine Meile entfernt. Das Schloß von Malmaison, oft genannt als Eigentum der Josephine Beauharnais und Aufenthaltsort Napoleon I. nach der Schlacht bei Waterloo in den letzten Junitagen 1815, liegt von Bougival nordöstlich an der Straße Paris-Rueil-Port Marley-St. Germain. Die Entfernung zwischen Bougival und dem Fort auf St. Valérien beträgt etwas mehr als vier Kilometer, die zwischen Malmaison und demselben Fort dreiundeinhalb Kilometer. In Malmaison war es, wo Napoleon I. in Gefahr schwebte, von den ausschwärmenden Reiterregimentern Blüchers gefangen genommen zu werden und wo sich nach seiner Entfernung Preußen und Engländer zu einem längeren Standlager festsetzten. Die Erdarbeiten, die hier von preußischen Artilleristen und Ingenieuren zur Zernierung des Mont Valérien ausgeführt worden waren, begannen der dortigen Besatzung unangenehm zu werden. Ihr Feuer reichte jedoch nur bis an die feindlichen Vorposten, die sofort an den Konzentrationsplatz herangezogen wurden. Der Mont Valérien sah diese Bewegung als Rückzug an und machte einen Ausfall. Eine Steinmauer, die längst dem Orte Malmaison hinläuft, wurde durch französische Geniesoldaten teilweis vernichtet. Die Kanonade auf Bougival, die eingeleitet war, um ein preußisches Observatorium zu zerstören, steckte zwei Landhäuser in Brand.

Bei der Rekognoszierung am 13., die auf Bagneux gerichtet war, sollten nach Trochus Versicherung die Deutschen über 1000 Mann verloren haben — dergestalt, daß sie einen Waffenstillstand von fünf Stunden erbitten mußten, um ihre Toten aufzuheben — ein Begehren, das ihnen gewährt wurde. So oft und zuversichtlich war beteuert worden, die Preußen hätten ihre Position im Süden von Paris aufgegeben, daß man in Paris selbst dieser Versicherung zu glauben begann. General Trochu hielt es also für angemessen, der Sache auf den Grund zu gehen und verfügte eine Rekognoszierung, welche ergab, „daß die Preußen noch überall bei der Hand waren". Die Franzosen zogen sich „in bewunderungswürdiger Ordnung zurück, sobald sie den Zweck der Rekognoszierung erreicht hatten". In Paris wunderten sich viele, daß die Regierung am 18. Oktober eine Depesche Gambettas aus Tours erhielt,

die zu den großen Ereignissen mit den Worten gratulierte: „Wir haben durch die beiden Ballons Moclet und Kératry Nachrichten über die Ereignisse in Paris vom 8. und 13. Sie haben einen unbeschreiblichen Eindruck in jeder Provinz gemacht, und eine lebhafte Aufregung im hiesigen diplomatischen Korps verursacht". Gambetta meldete auch in einer Bekanntmachung vom 14. d. mit „unsäglicher Freude" den Provinzen, daß nach einer Pariser Nachricht vom 13. die Preußen „im ganzen Umkreise der Stadt aus den seit drei Wochen eingenommenen Stellungen sind verdrängt worden". Zu solchen Leistungen war der alte Crémieux nicht Windbeutel genug gewesen, und war ihm daher ein jüngerer Staatsmann mit der Windpost nachgeschickt worden, um die Regierung in Tours auf die Höhe ihres Berufs zu heben. Jedes andere Volk würde Erfindungen dieser Gattung vielleicht übel nehmen, die Pariser selbst wurden ungehalten, als sie am 6. August drei Stunden lang eine ausgesprengte Siegesnachricht bejubelt und beflaggt hatten, während die Truppen Frankreichs grade dabei waren, sich zum zweiten und zum dritten Male schlagen zu lassen; die Pariser meinten hinterher sehr tugendhaft, daß einer solchen Nichtswürdigkeit nur der Kaiser fähig sei oder ein Börsenschwindler. Indessen Gambetta, obgleich er weder ein Bonaparte war, noch in Tours eine Börse hatte, hatte doch geglaubt, eine nicht unverdauliche Kost den Provinzen darzureichen. Er forderte sie auf, „ihre Pflicht zu thun, gleichwie Paris die seinige gethan hat". Oder war er der Dupierte? Hatten die Ballons Moclet und Kératry ihm wirklich die Verdrängung der Preußen vor ganz Paris gemeldet?

Trochu erließ damals an die kommandierenden Generale seiner Armee folgenden Befehl: „Mein lieber General! Ich bin durchaus entschlossen, den alten Schlendrian aufhören zu lassen, der sich seit den afrikanischen Kriegen herausgebildet hat, und der darin besteht, nach jedem Engagement eine Menge von Namen aufzuführen, die mit Generälen anfängt und mit einigen Soldaten aufhört. Dieses System hat die öffentlichen Anerkennungen und Auszeichnungen zur Alltäglichkeit hinabgedrückt, welche in den Augen der Truppen und des Landes einen hohen Wert hätten behalten sollen, die die wahrhafte Grundlage des moralischen Zustandes der Armeen sind. Ich will, daß ein solcher Vorschlag zur Auszeichnung von Soldaten der Armee

von Paris eine Belohnung sei, die höher als alle andern zu schätzen ist, welche zu erlangen alle Soldaten, von den Höchstkommandierenden bis zu den geringsten Verteidigern des Vaterlandes ihren Ehrgeiz daran setzen. Wir müssen in dem Geist unserer Offiziere und Soldaten den großen Gedanken aufgehen lassen, von dem die Monarchen nichts haben wissen sollen und den die Republik heiligen muß, daß allein die öffentliche Meinung würdig das Opfer belohnen kann, welches man mit seinem Leben dem Vaterlande bringt. Daher werden Sie mir von den Kämpfen des 19. bis zum 30. September und vom 13. Oktober eine Liste von vierzig Namen aufstellen, nicht mehr; denken Sie daran, daß wenn durch die öffentliche militärische Bekanntmachung die Wahl, welche Sie treffen werden, nicht gebilligt werden sollte, Sie dadurch schwer Ihre Verantwortlichkeit vor mir geschädigt und zu gleicher Zeit das erhabene Prinzip verletzt haben würden, dessen Geltung ich gewahrt wissen will. Unsere Prüfungen sollen gerecht und sicher sein, sie sollen sich auf die niedrigsten Grade erstrecken und streng kontrolliert werden; es soll eine enquête d'honneur sein, die der Reife unserer Zeit entspricht. Die bisherigen Vorrechte sollen verschwinden vor den glänzenden Titeln, welche der Kampf geschaffen, die vor dem ganzen Lande zu ehren ebenso unsere Pflicht ist, wie sie den Truppen gegenüber als Aufmunterung und Beispiel hinzustellen".

Die Mitte des Monats Oktober war auch durch allerlei Waffenstillstands- und Friedensgerüchte ausgefüllt. Am 8. Oktober traf aus Versailles der amerikanische General Burnside wieder ein, nachdem er sich acht Tage daselbst aufgehalten. Der „Electeur libre" meldete die Rückkehr mit den Worten: „Der General Burnside, begleitet von Herrn Forbes, ist gestern abend in Paris angekommen. Am Morgen von Versailles abgereist, haben die beiden Reisenden nicht dieselben Hindernisse wie das erste Mal gefunden. Die Rückkehr des Generals Burnside in unsere Mauern, nach einem Aufenthalte von einer Woche im preußischen Lager, wird notwendigerweise Anlaß zu den verschiedenartigsten Konjekturen geben. Wie kann man annehmen, daß ein so hochgestellter Mann zweimal in acht Tagen die Linien feindlicher Armeen durchpassiere, ohne durch ein wichtiges Motiv dazu veranlaßt zu werden. Wir sind bevollmächtigt zu sagen, daß der ehemalige Kommandant der Potomac-

Armee mit Depeschen an Herrn Washburne, Vertreter der Vereinigten Staaten, welcher sich eifrig damit beschäftigt, denjenigen seiner Kompatrioten, welche Paris nicht vor seiner Einschließung verlassen konnten, aus der Hauptstadt einen Ausweg zu bahnen, betraut war. Das ist der hauptsächlichste Grund seiner Rückkehr. Der General Burnside, dessen freundschaftliche Beziehungen zu den Mitgliedern der Regierung bekannt sind, hatte gleich nach seiner Ankunft eine lange Unterredung mit dem General Trochu und Herrn Jules Favre. Er reist morgen früh wieder zurück". Ein Teil der Blätter glaubte dagegen, der König von Preußen und Herr v. Bismarck, erschreckt durch die Stärke der Pariser Befestigungswerke, wie die unerwartete Festigkeit der Bewohner, und keineswegs gewillt, ihren Christbaum im Schlosse des „großen Monarchen" aufzurichten, hätten jetzt Lust gezeigt, außerhalb der Mauern von Paris einen Vertrag zu schließen, sich mit der Neutralisierung vor Elsaß und Lothringen zu begnügen und mit einer Entschädigung von zwei Milliarden Franken vorlieb zu nehmen.

Bemerkenswert dabei war, daß an eine Aufgabe des Elsasses und seiner lothringischen Grenzdistrikte wenigstens unter dieser Form gedacht wurde. Vier Wochen vorher wäre das nicht möglich gewesen. Man setzte weiter hinzu: „König Wilhelm biete zwanzig Tage Waffenstillstand mit der Erlaubnis, Paris wieder mit Lebensmitteln zu versehen, an, wogegen Frankreich die Constituante einzuberufen und eine Regierung einzusetzen sich verpflichte, mit welcher er über den Frieden verhandeln könne". Bei den Besprechungen dieser Vorschläge stellte sich in den gemäßigten Blättern das Friedensbedürfnis ziemlich deutlich heraus. Gleichzeitig gab man die an Thiers Reise geknüpfte Hoffnung auf, die Zeitungen protestierten fast ohne Ausnahme gegen die Vermittelung von England und Rußland. „Es ist zu spät", sagte der „Electeur libre", das Organ Picards. „Kann Frankreich eine Vermittelung annehmen, welche ihm den Feind jetzt in einem Augenblick entreißen wird, wo unser Sieg gewiß ist?" Die Einberufung der Nationalversammlung wurde von der „Union" als unerläßlich gefordert, „um den Sozialismus mit Erfolg zu bekämpfen, die Diktaturen in den Departements verschwinden zu machen und die Bedingungen für den Abschluß eines ehrenvollen Friedens anzubahnen".

Die „Verité“ hatte der Regierung vorgeworfen, sie verhehle die schlechten Nachrichten (über Orleans u. s. w.) und habe annehmbare Vorschläge des Waffenstillstandes verworfen. Die Regierung entgegnete, daß sie allerdings nur unvollständig unterrichtet sei, was aber den Waffenstillstand anbeträfe, so stellte sie in Abrede, daß sie einen besonderen Antrag erhalten habe; sie fügte hinzu: „aber aus Privatunterhaltungen geht hervor, daß, selbst wenn Herr von Bismarck den Gedanken hegt, einen Waffenstillstand zu dem Zweck vorschlagen zu lassen, die Mittel zur Wahl einer Constituante und die Zeit zur Bildung einer regelmäßigen Regierung zu bieten, er doch keineswegs die neue Verproviantierung von Paris zugestanden, Metz in dieselbe einzuschließen verweigert und unerbittlich unsere unglücklichen Landsleute des Elsasses und Lothringens von der Wahl ausgeschlossen hat“. Portalis, der Chefredakteur, wurde infolge seines Vorwurfs hinter Schloß und Riegel gesteckt.

Gleichwie die bisherigen Ausfälle und Rekognoszierungen von der Südfront der Befestigungen her unternommen worden, in Erwartung einer Kooperation der Loirearmee, vielleicht auch nur, weil man in der Hauptstadt diese Front als die schwächste des ganzen Verteidigungssystems erkannt zu haben glaubte, erfolgte in der Nacht vom 19. zum 20. d. Mts. von derselben Richtung her ein neuer Angriff auf die Vorposten eines der Zernierungskorps. Gegen Mittag des 21. Oktober unternahm man mit größeren Massen einen Vorstoß, welcher durch eine zahlreiche Feldartillerie unterstützt wurde. Dieser Angriff geschah unter dem Schutze des Mont Valérien, nahm von diesem selbst aus seinen Ausgang und richtete sich südwestlich. Die Festung des Mont Valérien liegt auf der schmalen Halbinsel Nanterre, welche von der hier erst nord-, dann wieder südwärts fließenden Seine gebildet wird und auf diese Art einen vorzüglichen Ausgangspunkt für alle Operationen bildet, welche sich von genanntem Fort aus strahlenförmig gegen St. Germain, Versailles oder St. Cloud wenden würden. Der Ausfall vom 21. hatte den nordwestlichen der drei eben bezeichneten Radien gewählt, längs dessen sich, westlich von Garches und Bougival die bewaldeten Höhen von Garches hinziehen, vor welchen die von Versailles nach Norden zur Seine führenden Straßen, namentlich bei Louveciennes und Marly eine treffliche, abschnittweise Ausnutzung des Terrains

gestatten. Der Vorstoß richtete sich namentlich gegen Bougival, ein hart am Flusse liegendes Dorf, welches an dieser Stelle den linken Flügel der preußischen Vorpostenstellung bildete und schon mehrfach von den weittragenden Geschützen schweren Kalibers des Valérien erreicht worden war. Der Erfolg des Kampfes war ein für die preußischen Waffen vollständiger, da der Feind, obwohl er das von seinen Festungsgeschützen bestrichene Terrain nicht zu überschreiten gewagt hatte, sich mit Verlust von etwa 100 Gefangenen unter die Kanonen des Mont Valérien zurückziehen, überdies aber noch zwei Feldgeschütze seiner in Paris neugeschaffenen Artillerie zurücklassen mußte. Nach dem Bericht Ducrots über den Ausfall des 14. Korps sollen die Truppen aller Gattungen sich von außerordentlicher Bravour und Standhaftigkeit gezeigt und die Feinde durch das starke Feuer der französischen Geschütze sehr gelitten haben. Das Resultat des Gefechtes sei befriedigend ausgefallen, nur sei der Verlust von zwei Geschützen zu beklagen, welche durch die Tollkühnheit des Batteriechefs in die Hände der Preußen gerieten. Der Gesamtverlust der Ausfalltruppen wurde von der „Corr. Havas" auf 443 Mann berechnet, nämlich 2 tote, 15 verwundete und 11 vermißte Offiziere und 32 tote, 230 verwundete und 153 vermißte Soldaten. Gouverneur Trochu belobte infolgedessen das 14. Korps und besonders die Artillerie, „die mit außerordentlich viel, in einzelnen Fällen sogar mit zuviel Kühnheit gegen den Feind vorgedrungen sei". „Seit dem gestrigen Kampfe", schließt der Tagesbefehl, „hat sich das 14. Korps einen Platz unter den besten Truppen erobert". Ein Zweck war mit dem Ausfall nicht erreicht. Die roten Republikaner erhielten neue Nahrung für ihre strategischen Pläne. In ihren Augen waren General Trochu und seine Kollegen nur ein Dutzend alte Weiber; wären sie nicht so pedantisch vorsichtig, so wären die Preußen längst vom Boden Frankreichs fortgekehrt. Ohne Bildung einer „Kommune" und Levée en masse war ihnen keine Rettung möglich. Ihr Wohlfahrtsausschuß, er nannte sich „Republikanisches Zentralkomitee der zwanzig Arrondissements," erließ folgenden Aufruf: „Unter der Drohung einer doppelten Gefahr, der Fremden draußen und der Reaktion drinnen, muß der Kampf ohne Barmherzigkeit, ohne Schwäche, ohne Rast sein. Kein Waffenstillstand! Keine diplomatische Vermittelung! Die sind am

meisten zu fürchten. Erst muß der Feind fort vom geheiligten Boden. Der Republik kommt es zu, den Frieden zu diktieren, nicht ihn anzunehmen. Fort mit dem kunstmäßigen Kriege! Der Krieg, den die Preußen zu fühlen bekommen müssen, ist der Massenkrieg der irregulären Korps, der tirailleurs perdus, der Hinterhalte, Dickichte, Schluchten, der Ausrottung, das „Unbekannte" u. s. w.

Der 31. Oktober wurde wieder verhängnisvoll für Paris. Der Tag von Le Bourget hatte erbittert, und dazu kam nun noch die Schreckensnachricht: „Metz hat kapituliert". Die Agitation, welche durch diese beiden Ereignisse entstanden, war eine äußerst große und ward dadurch noch vermehrt, daß es zugleich bekannt wurde, daß Thiers mit Vorschlägen betreffs der Abschließung eines Waffenstillstandes in Paris angekommen sei. Schon früh morgens versammelten sich zahlreiche Gruppen vor dem Stadthause und verlangten mit Ungestüm die „Kommune" und die Absetzung der Regierung. Trotz eines feinen Regens wuchs die Menge bis zehn Uhr morgens derart, daß die Rue Rivoli kaum passierbar war. Vor dem Stadthause, wo die Mitglieder der Regierung in ihrem Saale und die Maires im Ratssaale versammelt waren, wurden die Aufrufe: Fort mit Trochu! Nach Versailles! Es lebe die Kommune! immer lauter und zahlreicher. Der heftig fallende Regen that wenig Einhalt. Als er nachließ, gegen Mittag, wurde die Menge, besonders vor dem nach der Rue de Rivoli gehenden Portal, bald noch dichter, Nationalgardisten und Weiber, einer den andern überschreiend. Der Oberbürgermeister Stephan Arago versuchte eine Ansprache, wurde aber nicht gehört. Als er sich in den Flur des Stadthauses zurückzog, stürzte das uniformierte Volk ihm nach. Hier erschien, etwa um ½2 Uhr, Trochu, der den Sitzungssaal verlassen. Mobile umgeben ihn zum Schutze. „Nieder mit Trochu", ist der allgemeine Gruß, mit dem er empfangen wird. Er bedeutet der Menge, daß er reden wolle. Man antwortet ihm mit dem Gebrüll „die Kommune! die Kommune!" Es dauert lange, ehe es leidlich still wird. „Citoyens, begann nun der General, vergebens verdächtigt ihr meinen Patriotismus, der mich für die Verteidigung des Vaterlandes in den Tod führen wird. Ich fand Paris ohne Verteidigung. In achtundvierzig Stunden hätte es ohne Schwierigkeit genommen werden können.

Jetzt kann, dank meinen Anstrengungen, kein Feind, wie stark auch immer, eindringen. Seht Ihr nicht, daß, wenn wir uns verteidigen wollen, wir alle unsre Mittel zusammennehmen müssen?... Daß unsre Armeen besiegt wurden, rührte davon her, daß es ihnen an Artillerie fehlte... Wir machen die größten Anstrengungen, um zu triumphieren... Unsre Streitkräfte sind jetzt fähig, dem Feinde zu widerstehen..." Diese Phrasenfetzen wurden kaum gehört, fortwährend wurde „die Kommune" dazwischen geheult, gekreischt, gebrüllt. Zwanzigmal versuchte der tapfere General individuell auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten, zwanzigmal vergeblich. Der Pöbel schrie: „Respekt vor dem Volke! Es lebe die Republik!" Einer aus der Menge streckte die geballte Faust gegen Trochu aus. „Ihr seid nichts als ein Royalist" schrie er ihn an. „Nieder mit den Royalisten!" Der General stand auf einem Stuhl, der ihm als Rednerbühne diente. Er konnte sich nicht mehr länger darauf aufrecht halten, obgleich ein alter Waffengefährte, der Kommandant d'Auvergne, ihn zu stützen suchte. Er stieg also wieder in den Sitzungssaal zurück. Dort harrte seiner eine Nationalgardedeputation, Wortführer war Citoyen Maurice Joly. „Warum haben Sie dem Volke die Kapitulation von Metz verheimlicht? Warum haben Sie nichts gethan, die Position von Le Bourget wieder zu nehmen?" Trochu: „Erst am 27. abends ward die Kapitulation unterzeichnet und die Armee Bazaines unterzeichnete erst, nachdem sie kriegsgefangen war... Was die Affaire von Le Bourget betrifft, so okkupieren wir einen Umfang von fast zwölf Lieues Durchmesser, denn wir stehen 3000 Meter über die Forts hinaus. In diesem Umkreis giebt es Punkte die okkupiert werden müssen, und andre, die es nicht müssen. Besetzt müssen diejenigen werden, die von unseren Forts unterstützt werden und das ist geschehen. Aber es giebt Freikorps, die ohne Ordre handeln und unsern Bewegungen schaden können. Solcher Korps giebt es etwa zweiundvierzig, und davon haben wir drei schon entlassen müssen. Als ich vorgestern erfuhr, eines dieser Korps hätte das Dorf Bondy okkupiert, so sprach ich mein Erstaunen dem auf diesem Punkte kommandierenden Admiral aus; der aber antwortete mir, die Franctireurs wollten den Posten, nachdem sie ihn mit Mühe genommen, nicht verlassen und hätten dem Kommandanten, der sie nach

einem andern Punkte führen wollte, gedroht, ihn tot zu schießen. Ich autorisierte also die Okkupation von Bondy... Ist Euch damit nicht Genüge gethan, daß ich den General Bellemare, weil er sich in Le Bourget schlagen ließ, in seinem Kommando durch den General Berthoud ersetzt habe? ..." Zwei rote Schwadroneure schrien: „Das ist ein Militärrapport, und wir sind hier in einer politischen Frage. Das Volk verlangt vollständige Absetzung der Regierung. Ihr arbeitet für nichts, als den Frieden und wir wollen die Kommune und die Levée en masse." Damit war der arme General dann für immer niedergebrüllt. Ein Schuß begleitete das Geschrei. Die Kugel schlug durch eine Scheibe des Saals. Natürlich war das wieder Verrat; die draußen befindliche Kanaille fiel über den Kommandanten d'Auvergne her, dem sie das Ehrenkreuz abriß und der von Glück sagen konnte, daß er mit dem Leben davon kam.

Inzwischen hatte das Volk gleichzeitig den Ratssaal, wo die Maires tagten, den Thronsaal, alle Gänge und auch die reichliche Vorräte enthaltenden Keller angefüllt. Mit den Maires wurde man bald fertig. Sie unterschrieben ohne viel Besinnen die folgende Erklärung: „Kein Waffenstillstand! Der Bürger Dorian wird zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt. Die Wahlen der Kommune finden in 48 Stunden statt. Die Regierung besteht aus sieben Mitgliedern, den Bürgern Dorian, Louis Blanc, Felix Pyat, Viktor Hugo, Blanqui, Flourens und Delescluze." Während des kurzen Vorganges im Ratssaale war man aber im Thronsaale noch damit beschäftigt, die Regierung zu ernennen, überhaupt Beschlüsse zu fassen. Es war nicht ganz leicht, bei dem Lärmen der Versammlung, in der jeder sprechen wollte und seinen eigenen Kanditaten in petto hatte, sich über irgend eine Resolution zu einigen. Neben dem Gebrüll gab es auch zuweilen schallendes Gelächter. Die Namen der künftigen roten Regierung wurden der Feuerprobe unterzogen. Die Ernennung des alten Raspail erregte große Heiterkeit. Viktor Hugo und Rochefort wurden höhnend auszezischt. Einer rief den Namen: Gambon (ein Roter, dem eine verborgen gehaltene Kuh konfisziert wurde). „Nehmt doch die Kuh gleich mit", rief ein andrer. Approbiert wurde unter andern Tibaldi, der in den Attentatsprozeß wider Napoleon verwickelte Italiener,

— weil er die Weltrepublik repräsentiere. Plötzlich erschien Rochefort, mit dem Rufe: „Es lebe Rochefort!“ „Nieder mit Rochefort!“ empfangen. Er bestieg einen Tisch und wollte sprechen. Er sah sehr bleich aus, schien sehr bewegt zu sein und brachte nur folgende Phrasen heraus: „Bürger! Die in diesem Augenblick versammelte Regierung der nationalen Verteidigung berät über die Frage betreffs der Ernennung der Kommune...“ „Keine Beratung“ — so heulte dann die Menge — „keine Wahlen! Die Kommune! die Kommune! Ihre sofortige Akklamation durch die hier versammelten Bürger“. „Nieder mit Rochefort!“ Ein Zuhörer springt auf den Tisch, erfaßt Rochefort um den Leib und der Vorstand muß zu seinem Schutz eintreten. Neue Rufe ertönen: „Nieder mit Rochefort! Sie sind Mitglied der Regierung; wir wollen Sie nicht mehr, weder Sie noch die andern. Nieder mit den Schläfern! Es lebe die Kommune! Es lebe das Volk!“ Es wird nun etwas ruhiger und Rochefort ergreift von neuem das Wort. „Ich bin, wie Ihr, vom Volk.“ „Gehe zum Teufel!“ (Rochefort hat bekanntlich den Grafentitel.) „Wie Ihr, bin ich ein Pariser Kind.“ „Du bist ein Aristokrat. Nieder mit Rochefort!“ „Wie Ihr will ich die Kommune und heute Abend wird ein Anschlagzettel der Regierung den Tag der Wahlen festsetzen.“ „Keine Wahlen! Keine Wahlen!“ Der Lärm nimmt zu, aber Rochefort bleibt fest. „Vier fremde Mächte haben dem Bürger Thiers angeboten, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, um einen Waffenstillstand zu erhalten!“ Neuer, furchtbarer Lärm. „Keinen Waffenstillstand! Alle gegen den Feind! Nieder mit Thiers! Nieder mit den Schlafmützen!“ Jetzt war es für Rochefort unmöglich, weiter zu sprechen. Das Geschrei wird immer furchtbarer: „Nieder mit Thiers; man muß ihn verhaften! Man muß ihn aufhängen!“ Rochefort giebt es auf, weitere Versuche zu machen, um sich Gehör zu verschaffen, und verschwindet. Man formulierte endlich eine Resolution, in welcher die gegenwärtige Regierung für vaterlands-verräterisch und abgesetzt erklärt, jede Waffenstillstandsverhandlung verworfen und die Kommune proklamiert wurde. Sämtliche Mitglieder der Nationalverteidigung wurden verhaftet. Nur der raschen Entschlossenheit Picards, der durch eine Hinterthüre entkam und eine Abteilung der Pariser Nationalgarde nach dem Stadt-

hause führte, hatte man es zu danken, daß für diesmal der Aufruhr niedergeschlagen und die provisorische Regierung hergestellt ward. Es war der erste Versuch, durch ein Regiment der „Kommune" ganz Frankreich zu terrorisieren, die Einberufung einer konstituierenden Versammlung zu verhindern, die rote Fahne zum allgemeinen Feldzeichen zu erheben. Unter diesem Banner, so mochte man hoffen, würden die Glieder der internationalen Liga, würden die Demokraten und Sozialisten aller europäischen Länder sich zusammenscharen und die monarchischen Staatsgewalten samt ihrer Militärmacht niederwerfen. Gambetta, der am 8. Oktober Paris per Luftballon verlassen hatte, um im Süden Frankreichs Armeen aus der Erde zu stampfen, würde sich leicht der siegreichen Kommune angeschlossen und von seinen Pariser Kollegen getrennt haben.

Die Regierung erließ am 2. November ein Dekret, welches für den 3. sämtliche Pariser und die aus der Nachbarschaft nach der Hauptstadt geflüchteten Wähler zu einem Vertrauensvotum berief, auf den 5. dagegen die Neuwahl der Maires ansetzte. Dem eklatanten Siege, den die Wahlen für die Regierung ergaben, folgte eine Reihe von Verhaftungen, welche von Picard, dem Führer der konservativen Partei in der Regierung, durchgesetzt wurden. Die am 4. November verhafteten Häupter der Roten in Paris waren Felix Pyat, Millière, Mottu, Vésinier, Razoua, Vermorel, Tridon, Jachard, Cyrille und Romier; der frühere Redakteur der Marseillaise und nachherige Polizeikommissar Raoul Rigault wurde verhaftet, jedoch bald wieder entlassen. Man mochte es nicht gern mit den Rochefortisten verderben. Blanqui, Flourens und Evreux waren „nicht zu Hause", entgingen aber später ihrem Schicksal nicht. Diese Maßregeln wurden fast allgemein getadelt, nicht allein von Blättern, wie „Avenir national", „Siècle" und „Temps" sondern auch von solchen, die sonst völlig mit der Regierung Hand in Hand gingen. Die Folge war, daß diese bei den Mairewahlen bedeutende Schlappen erhielt. Herr Adam reichte seine Entlassung als Polizeipräfekt ein, weil er sich gegen die Verhaftungen ausgesprochen und auf ein Abkommen mit den Meuterern eingegangen war. Sein Nachfolger war ein Advokat Namens Cresson. Rochefort gab seine Entlassung, weil man sein Versprechen betreffs der Wahlen

der Mitglieder der „Kommune“ nicht gehalten hatte. Die „France“ vom 11. November erzählte, daß Rocheforts Achilleuszorn seinen Grund teilweise darin hatte, daß er die der Regierung bereits bekannte, aber noch zurückgehaltene Nachricht von der Kapitulation von Metz durch Flourens und Pyat vorzeitig in die Presse brachte und dadurch seinen Kollegen viel Ärgernis verursachte. Der Befehlshaber der Nationalgarde Tamisier wurde durch Clémens Thomas ersetzt. Später nahm auch die Regierung die Entlassung des Herrn Etienne Arago als Maire von Paris an und delegierte an dessen Stelle das Regierungsmitglied Jules Ferry für die Zentralmairie von Paris.

Das war das Ende des Putsches der Roten vom 31. Oktober. Daß die „Prussiens“ bei dieser ganzen Sache die Hand im Spiele gehabt hatten, darin setzten viele keinen Zweifel. Man habe in Versailles im voraus gewußt, daß es in Paris zum Aufstande kommen werde, die preußischen Vorposten hätten auf der Lauer gelegen, um den Ausbruch der Revolution ins Hauptquartier zu melden und der „famose Nouvelliste de Versailles“ habe sein Erscheinen verzögert, um sofort die Nachricht zu bringen, „daß Paris in Feuer und Flammen stehe“. Die „Cloche“ brachte den Parisern folgende pikante Mitteilung: „Man hat auf dem Stadthause nach Abzug der Eindringlinge eine chiffrierte preußische Depesche gefunden. Dieses merkwürdige Stück Papier, welches von einem Agenten des Herrn Bismarck vergessen wurde, findet sich im Stadthause aufbewahrt“.

Der Schreckenstag vom 31. Oktober hinterließ eine Beunruhigung der Gemüter, die wenigstens in einigen Kreisen Friedensneigungen weckte. Doch ließ der patriotische Anstand keine Kundgebungen in diesem Sinne zu. Es gab Personen, die das Weite suchten, d. h. es versuchten, aus Paris herauszukommen, um nicht unter dem Schrecken zu leben. Ein Hausbesitzer der Rue Appolone, Nationalgardist, wie alle Mannspersonen, entledigte sich seiner Uniform, verkleidete sich als Zivilist und hinterließ der Frau seines Portiers den folgenden Brief: „Liebe Frau Dupont! Nach reiflicher Überlegung halte ich es für besser, Ihnen nach mündlicher Rücksprache meine Instruktionen, soweit sie Ihr Benehmen während meiner Abwesenheit betreffen, schriftlich zu hinterlassen. Zunächst lassen

Sie den Schlüssel zum Keller, in dem Wein und Holz liegen, und den meiner Wohnung in Ihren Händen. Im Eßzimmer finden Sie drei Rollen auf dem Tische, die mit 1, 2 und 3 numeriert sind. Sollten die Insurgenten eine Barrikade in der Rue Appolone in der Nähe meines Hauses bauen, so gehen Sie sofort in meine Wohnung, öffnen die Rolle Nr. 1, nehmen das darin befindliche rote Fahnentuch und befestigen es an der Stange, die ich selber an den Balkon gebunden habe. Am Fahnentuch sind bereits Ösen, Sie brauchen es also nur anzuhaken. Sollten die Meuterer meine Wohnung bedrohen, so sagen Sie ihnen, ich sei als großer Volksfreund bekannt, und biete ihnen Branntwein an, um auf mein Wohl zu trinken, und Holz, um sich nachts an der Barrikade ein Feuer anzuzünden. Wird die Barrikade von der Regierung genommen, so nehmen Sie schnell die rote Fahne ab und stecken Fahne Nr. 2, eine Trikolore, auf. Sollten die Soldaten im Viertel selber biwakieren, so bringen Sie ihnen Wein und Holz. Sollten sich die Preußen etwa einmischen, so verstecken Sie die Fahne 1 und 2, und hängen selber Fahne Nr. 3, eine preußische, aus; ebenso liefern Sie Champagner und Holz. Ich glaube Ihnen nicht mehr sagen zu müssen und grüße Sie bestens. Gez. B. D."

In Versailles erhielten wir über die Vorgänge in Paris noch an demselben Tage genaue Berichte, durch Zeitungen und durch Kundschafter, wozu bald auch die Ballonbriefe kamen. Unsere Husaren hatten in den nächsten Tagen wieder einen Ballon abgefangen. Unter den vielen Hunderten von Briefen, welche von hoher Stelle uns zur Durchsicht anvertraut wurden, befand sich ein Schreiben, das schon durch seine Aufschrift unser höchstes Interesse erwecken mußte. Es war ein kleiner Brief, von halbem Duodezformat auf luftigstem Seidenpapier, dessen die Briefsteller der zernierten Stadt sich vorzugsweise bedienten, um das durch Gesetz vom 20. September für die Ballonpost vorgeschriebene Maximalgewicht von vier Grammes nicht zu überschreiten. Auf der Außenseite des zusammengefalteten Briefes aber stand mit kleiner nervöser Handschrift mehr hingeworfen als geschrieben die folgende fragwürdige Adresse: Au général G. Garibaldi, armée des Vosges. Faire suivre, über dem Worte „Vosges" der Poststempel: Paris, 11. November 70 R. St. Lazare." Der Gedanke einer Ver-

bindung mit dem italienischen Freischarenführer, durch das gewagteste aller modernen Beförderungsmittel, über die Köpfe der deutschen Soldaten und ihre Fernrohre hinweg erschien uns so abenteuerlich, daß wir im ersten Augenblick an eine Mystifikation glaubten. Allein die Eröffnung des Papiers zeigte uns den Ernst der Sache. Die drei Seiten dieses Briefes, bis zum äußersten Rande vollgeschrieben, enthielten den Herzenserguß eines Franzosen, der schon durch seine vertrauliche Anrede als naher Freund des italienischen Kondottiere betrachtet werden mußte. Zu welcher Partei aber zählte dieser Mann? Er ist nicht Republikaner, der hier dem Kämpfer für Freiheit und Unabhängigkeit einer Nation die Hand schüttelt, sondern es ist ein Verfechter der extremsten und zugleich unklarsten Ideen revolutionärer Umwälzung, der im Recht war, wenn er den „Alten von Caprera", wie dieser jetzt vor die kopfschüttelnde Welt getreten war, als Bundesgenossen eines sozialen Zerstörungswerkes auf dem Fuße von 1792 begrüßt.

Damit der Leser selber urteilen könne, lasse ich hier den Brief von Wort zu Wort in möglichst getreuer Übersetzung folgen.

„Mein lieber Garibaldi!

Seit meinem letzten Brief drängen sich hier die Ereignisse. Ihre Natur ist von eigentümlicher Art, daß ich von hier aus nicht übersehen kann, in welchem Lichte sie der Provinz erscheinen werden. Ich will von dem Versuch des 31. Oktober nicht sprechen. Am 4. September erklärte man die Republik, heute herrscht die Reaktion! wohl verstanden — die Reaktion!

Am 4. September ging ich ins Corps Legislatif, in der Absicht, das Kaiserreich zu zertrümmern, oder mich töten zu lassen. Ich war bewaffnet. Ich trat ein, um das Gesindel zu vertreiben, welche das Kaisertum um sich geschart hatte. Was sah ich? Jules Favre bleich, aufgeregt, gegen die Proklamation der Republik streitend, die das ganze Volk verlangte. Er sprach lange. Er wollte die Herrschaft in Verbindung mit dem gesetzgebenden Körper. Seine Freunde von der Linken sprachen in demselben Sinne. Cremieux gab sich ihren Umarmungen hin; Glais Bizoin schluchzte vor Bewegung. Sie waren unter einander einig. Auch Cassagnac fehlte nicht.

Kurz, die einzigen Männer, die ich zur That entschlossen sah, waren Lecesne und Dorian. Der letztere und mit ihm Briosne waren es, die sich nach einem neuen Gouvernement umsahen. Lecesne sagte Palikao, der von Linientruppen und Nationalgarden bewacht war, ins Gesicht: „Verlassen Sie diese Stelle nicht, bis die Republik erklärt ist.“ Palikao konnte ihn hören.

Die ganze Szene entmutigte mich, aber trotz alledem und obwohl ich bei mir dachte, daß diejenigen, welche von der Republik nichts wissen wollten, sie auch niemals verteidigen würden, vertraute ich dennoch der republikanischen Idee, die so fruchtbar ist, daß sie die Menschen vorwärts treiben muß.

Die Republikaner, die Mitglieder des Corps Legislatif waren, wollten, im Gegensatz gegen diese politischen Gliedergruppen, revolutionäre, radikale, energische Maßregeln, Massenaushebung, Entsendung von Kommissionen in die Provinzen, Anfertigung von Waffen für das Schnellgewehrfeuer und von Kanonen. Sie wollten, daß die Lebensmittel verteilt würden, und zwar gleichmäßig, rationsweise, sie verlangten eine Steuer für alle diejenigen Deputierten, die uns dies Elend auf den Hals geladen haben.

Statt dessen, was geschah? Erst in diesen Tagen hat man die Nationalgarde auf Kriegsfuß gesetzt, aber man hat nicht die Hälfte von denen bewaffnet, die eigentlich hätten bewaffnet sein müssen. Ich z. B. — hätte ich nicht auch bewaffnet werden müssen? Die Provinz hat sich nicht erhoben. Wird sie es noch thun? Man hat kein einziges neues Gewehr gemacht, sehr wenige verändert, man hat Kanonen gegossen, aber weniger als hätte man anfertigen können und müssen. Lebensmittel hat man eine Zeit lang zusammengeschleppt, statt sie gleichmäßig zu verteilen. Kurz, das Gouvernement ist weit hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben.

Die Republikaner verlangten, wie Flourens es richtig ausdrückt, einen Aufruf an alle Revolutionäre der Welt, besonders aber an den großen Garibaldi, dessen Anerbietungen, wie jener sagte, in so unwürdiger Weise verkannt worden seien. Ist es nicht so?

Paris wurde belagert. Es war nicht mehr möglich, mit den Provinzen in Verkehr zu treten. Wer wurde nach Tours geschickt? Glais-Bizoin, Cremieux. Waren sie fähig, Frankreich wieder aufzurichten? Leider, nein. Man mußte die

Regierungsabteilung in Tours verstärken. Bei einer Unterredung, die ich über diesen Punkt mit meinem Vater führte, sagte ich: Ich muß an das Jahr 1848 denken, wo Louis Blanc in den Arbeiterversammlungen des Luxembourg unmöglich gemacht wurde. Als Gambetta abreiste, sagte ich, jetzt ist Rochefort beiseite geschoben, wie Louis Blanc, und es bleibt Euch nichts! — Die Reaktion!

Hinsichtlich der militärischen Vorgänge: überall wurden wir geschlagen, nahm man uns unsre Kanonen.

Wir verlangten, daß man diesem greisenhaft gemäßigten Gouvernement eine Kommune zur Seite setzte, die Wiederherstellung von 1793, eine energische, von Leidenschaft beseelte Versammlung, einen Vulkan, dessen Lava alles in Flammen aufgehen läßt.

Die Regierung versprach die Wahlen, machte sie wieder rückgängig, verhieß sie noch einmal und nahm sie wieder zurück. Sind das würdige Handlungen? Ist es möglich, bei diesem Hin- und Herschwanken Vertrauen zu fassen?

Franctireurs bemächtigten sich Le Bourgets, am nächsten Tag nahmen die Preußen es wieder ein, ohne daß die Regierung sich ermannt und auch nur eine Kanone gegen die Preußen, zum Schutz unsrer Soldaten, entsandt hätte.

Das war zuviel! Die Republikaner entschließen sich noch einmal, die Kommune zu verlangen. Man zieht vor das Stadthaus. Der Gouverneur verspricht die Kommune, mein Vater war Zeuge. Leider kommt es dabei zu Thätlichkeiten. Man nimmt Favre und Trochu gefangen. Aber die aristokratisch gesonnenen Bataillone ziehen in großer Menge auf: „Keine Kommune", — sondern ein Munizipalrat, das Gegenteil einer Kommune.

Das Gouvernement hat sein Wort gebrochen! Rochefort, in seiner würdigen und einfachen Ehrenhaftigkeit, hat sich zurückgezogen. Zunächst hat man nun die Abstimmung eines Plebiszits. „Voulait-on conserver le Gouvernement?" 50 000 Nein. Eine vernichtende Majorität. In den folgenden Tagen läßt man Florens, Blanqui, Felix Pyat gefangen nehmen zur Freude der Reaktionäre. Und doch war das Gegenteil versprochen.

Das ist die Freiheit unter einer Republik! Ich werde noch rasend. Gefangen setzen einen Pyat, gefangen — die Männer, die aus dem Exil zurückkehrten. Und wer that

das? Ein Picard, Exkandidat eines Ministerpostens. Es ist schändlich.

Diese Herren, sie dünken sich sehr hoch! Wenn Ledru Rollin, Delescluze, Hugo, Pyat, Blanqui am 4. September in Paris gewesen wären, glaubst Du nicht, daß man fast alle jene Vereidigten des Kaiserreichs in ihrem Winkel gelassen hätte?

Und das füllt die Gefängnisse, das macht Plebiszite, wie Bonaparte!

So stehen die Dinge. Die Reaktion, die bürgerliche und klerikale Reaktion ist da, und der folgende Tag gehört dem, der den Frieden will. Schmach und Schande. Wohin sind wir gekommen!

In diesen Tagen wollte man von einem Waffenstillstand wissen, zum Zweck einer konstituierenden Versammlung. Die Vorräte lassen sich nicht mehr vervollständigen. Die Verhandhandlungen sind abgebrochen. Aber — um darüber zu erröten! Es hat sich ein Blatt gefunden, unedel, niedrig, gemein genug, um den Frieden zu verlangen. Den Frieden um solchen Preis: Abtretung von Lothringen und Elsaß! Milliarden! Was liegt daran!

Leider! Dies Journal ist das Organ eines Teils der Bourgeoisie. Ich halte inne, aber ich bin empört über dergleichen Feigheiten. Dies Journal, das vor fünf Monaten den Krieg verlangte, über die Republikaner spöttelte, dem Kaisertum schmeichelte, uns falsche Siegesnachrichten auftischte, das Plebiszit unterstützte durch jene Komödie einer Verschwörung, — dieses Journal bittet jetzt um Frieden und nimmt die Haltung an, die Jules Favre's lächerliche Umtriebe bei den Großmächten ihm vorschreiben.

Ich schließe, mein teurer Freund. Noch wenige Worte. Ich bin noch immer thatenlos, aber ich brenne vor Ungeduld. Ich hatte mir den Plan gemacht, durch die preußischen Posten hindurch zu entfliehen. Aber das Wetter ist noch zu gut! Eine recht dunkle, recht regnerische Nacht — und ich versuche, zu Dir zu eilen und Dir die Hand zu drücken."



V.

Unruhe in Versailles.

Zwei Nachrichten schlugen in Versailles am 28. Oktober gleichzeitig wie ein Blitz ein, die Kapitulation von Metz und die Ankunft von Thiers in Versailles. Das eine Ereignis erhielt seine Bestätigung im Laufe des Tages durch die Feier in der Präfektur, durch Zapfenstreich und Hurras, das andere wurde dahin dementiert, daß die Ankunft erst noch zu erwarten sei. Unserem Kronprinzen wurde der folgende Witz in den Mund gelegt, den ich ohne Gewähr einfach wiederhole: „Nous avons déjà un tiers de la France, nous attendons aujourd'hui un tiers (Thiers), le reste de la France ne nous manquera pas".

Herr Thiers traf übrigens in Versailles mit dem Bruder des Marschalls Bazaine, des Kommandanten von Metz, zusammen. Er konnte von diesem lernen, was es heißt, sich Illusionen hinzugeben und bald gründlich enttäuscht zu werden. Es waren noch nicht drei Wochen her, daß der Bruder des Marschalls im „Journal d'Amiens" unter dem Titel „Bazaine und die preußischen Lügen" schrieb: „Eine preußische Depesche, wie auch die „Times", berichtet von angeblichen Kapitulationsanerbietungen von seiten des Marschalls. Vor einiger Zeit glaubte Bismarck im voraus die englische Gesandtschaft davon unterrichten zu können, daß der Marschall sich nicht lange mehr halten werde. Gestern noch zeigten Depeschen Hunger und Pest in der Armee vor Metz an. Es giebt keine falsche Nachricht, die man nicht über die Armee und ihren Führer erfindet". — Auch die Gemahlin des Marschalls war dort eingetroffen.

Am 30. Oktober, einem Sonntage, besuchte der König erst den Gottesdienst in der Schloßkirche, kam dann nach der Präfektur zurück, wo er zu Pferde stieg und dann acht Bataillone Garde- und Gardegrenadier-Landwehr besichtigte, welche an jenem Tage von Longjumeau her durch Versailles marschierten. Sie waren schon früh fünf Uhr von Longjumeau aufgebrochen, um noch rechtzeitig in die Aufstellung vor Paris einrücken zu können, weil man Nachricht hatte, daß wieder ein Ausfall aus Paris bevorstehe. Es waren die Bataillone Berlin, Magdeburg und Kottbus des 2. Gardelandwehrregiments, Görlitz und Breslau des 1. und Hamm, Koblenz und Düsseldorf des 2. Gardegrenadier-Landwehrregiments. Schon um $^{3}/_{4}$10 Uhr durch die Porte le Buc in Versailles eingetroffen, standen sie in rechts abmarschierten Bataillonskolonnen aufgeschlossen, in der Avenue de Paris, Front nach dem Schloß, hinter ihnen drei Batterien Gardeartillerie. Als der König auf dem Hofe der Präfektur herausritt, — er trug heute den Helm mit dem Kreuz im Stern der Gardelandwehr zu Ehren dieser Truppen, da er ja lange Jahre und seit Einrichtung derselben der erste Kommandeur des Bataillons Berlin gewesen war, — sprengte der neue Feldmarschall Kronprinz von Preußen seinem Vater entgegen, um das Einrücken der Truppen zu melden. Der König war von seinen Brüdern Karl und Albrecht, sowie vom Prinzen Adalbert, den im Hauptquartier anwesenden deutschen Fürsten, unter andern dem am Tage vorher von Rheims eingetroffenen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, dem am 28. in den Grafenstand erhobenen General von Moltke, dem Kriegsminister von Roon, dem Kommandanten von Versailles, von Voigts-Rhetz, den Generalen von Kirchbach und von Sandrart, sowie vielen Offizieren des Hauptquartiers begleitet, ritt erst an den Flügeln der aufgeschlossenen Bataillonskolonnen und den Batterien entlang, hielt vor der Front eines jeden, sowie an einzelnen Zügen, um persönlich ihm bekannte Offiziere zu begrüßen, und nahm dann seine Stellung gegenüber dem Hause, in welchem sich die Feldpost des Hauptquartiers befand, vor der Kaserne der Garde de la Subdivision ein. Bei dem Vorbeimarsche führte der Kronprinz-Feldmarschall das Bataillon Berlin, Feldzeugmeister Prinz Karl von Preußen das Bataillon Breslau und Prinz Adalbert das Bataillon Düsseldorf

vorbei. Die Gardebatterien führte Prinz Karl als Chef der Artillerie.

War es der Sonntag, oder war der Anblick dieser Riesengestalten unsrer Gardelandwehr denn doch zu merkwürdig für die Einwohnerschaft, kurz, es hatte sich eine größere Menschenmenge versammelt, als sonst bei den fast täglich stattfindenden militärischen Vorgängen, und hatten die Bataillone des 1. Gardelandwehrregiments sie schon in Erstaunen gesetzt, so schienen diese abermals acht Bataillone frischer Truppen denn doch außer allem Spaße, und es war interessant, den Gesprächen zuzuhören, die unter den Umstehenden geführt wurden, wo der König von Preußen so viele Soldaten herbekomme, und wenn die Preußen auch keine so große Nation wären, so hätten sie doch jedenfalls große Soldaten.

Schade, daß Herr Thiers diesen Vorbeimarsch unsrer Gardelandwehr nicht mit angesehen. Da er sich beim Grafen Bismarck die Erlaubniß erwirkte, nach Paris hineingehen zu dürfen, so hätte er dort vielleicht dasselbe erzählen können, was die Versailler sich beim Anblick dieser Bataillone erzählten. Aber es fehlte ihm auch so nicht an recht interessanten Nachrichten für die Pariser, namentlich die Kapitulation der Armee von Metz, die sie ihm freilich nicht glauben wollten, während sie ihm doch alles mögliche geglaubt hatten, was er ihnen in seinen kuriosen Geschichtswerken von der Unwiderstehlichkeit, Erhabenheit und Vortrefflichkeit der französischen Nation erzählte. Von dem Major von Winterfeldt vom großen Generalstabe begleitet, wurde Herr Thiers durch die preußischen Vorposten nach Paris hineingelassen, kam aber schon am Abende des nächsten Tages ziemlich trostlos wieder zurück. Er mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er in Versailles, und zwar von preußischen Offizieren und Beamten erfuhr, daß in Paris, wo er doch eben herkam, wieder eine Revolution ausgebrochen.

Am 5. November ging Herr Thiers wieder nach Paris hinein, wo er mit dem Regierungsmitgliede Jules Favre und dem General Ducrot in einem kleinen Hause am Ufer der Seine, Sèvres gegenüber, eine Unterredung hatte, die womöglich einen Waffenstillstand und vielleicht gar den Frieden herbeiführen sollte. Während dieser Unterredung hörten natürlich die Feindseligkeiten auf diesem Punkte auf; sie hatte

aber keinen andern Erfolg, als daß Herr Thiers schon um fünf Uhr abends zurückkam und meinte, die Pariser würden nie Frieden schließen, wenn Deutschland auf Abtretung der Provinzen Elsaß und Lothringen bestehe.

Am 7. November verließ Herr Thiers Versailles, um sich nach Tours zu der zweiten Staffel der Verteidigungsregierung zu begeben, nachdem er bei der ersten nichts ausgerichtet, ließ aber seinen Sekretär, Herrn Cochéry, zurück, der sich wohl einbilden mußte, Sekretäre freiwilliger Friedens-Unterhändler könnten auch ungehindert zwischen einem und dem andern feindlichen Hauptquartier hin und herreisen, ungefähr wie jener Kriegserklärungssekretär Mr. le Sourd, der auch glaubte, sich ganz ungeniert in Versailles aufhalten zu dürfen. Von diesem Irrtum wurde Herr Cochéry befreit, als er verlangte, ebenso wie Herr Thiers nach Paris hineingelassen zu werden. Diese Aufklärung war ihm unangenehm, namentlich als ihm auf Anordnung des Generalstabes zwei preußische Gendarmen vor die Thür gesetzt wurden, die sich lebhaft für seine Gesundheit interessierten, damit er bei der Kälte nicht zu viel ausginge, und wollte er nun lieber nach Tours zurückkehren. Dies wurde ihm zwar bewilligt, aber nicht direkt, sondern mit dem kleinen Umwege über Straßburg und durch die Schweiz, was dann auch in Begleitung eines württembergischen Offiziers geschah, der wohl gerade etwas an der Schweizer Grenze zu thun haben mußte, und also Herrn Cochéry auf das bereitwilligste Gesellschaft leistete.

Mit den Luftballons fing es an überhand zu nehmen. Fast jeden Tag ließ sich einer in der Luft sehen. Es wurden zwar mehrere, von Kugeln durchlöchert, zum Fallen gebracht und also unschädlich gemacht; aber es kam doch eine große Zahl durch und man muß der Energie, den Wagnissen und der Ausdauer der Pariser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Neben der Gerechtigkeit war aber auch für die eigene Sicherheit zu sorgen; und da entstand denn vor allen Dingen die Frage: wie man die feindlichen Luftschiffer behandeln sollte, wenn sie in unsre Gefangenschaft fielen. Offenbar hatten sie die Vorpostenlinie durchbrochen, besorgten feindliche Korrespondenzen und dienten, nach der Natur ihres Auftrages und ihres Unternehmens, also als Spione. Es wurde daher im „Moniteur officiel" angedroht, daß man sie auch als Spione

behandeln, vor ein Kriegsgericht stellen und sie totschießen würde. Daß das nicht geschehen ist, weiß jedermann, aber die Warnung hat vielleicht doch einen oder den andern abgeschreckt. Dagegen wanderten die Herren Aeronauten vom Stabe der Luftadmiralität ebenfalls als Kriegsgefangene nach Deutschland.

Seit einigen Tagen war schon ein Luftballon bemerkt worden, der fortdauernd an einer und derselben Stelle über Paris — wahrscheinlich an Seilen festgehalten, die man aber in so großer Entfernung nicht erkennen konnte — schwebte; das konnte weiter nichts andres als ein Schnurposten hoch in der Luft sein, der die ganze Umgegend von Paris beobachten sollte, ob nicht ein Entsatz von irgend einer Seite komme. Denn gewiß hatten die Pariser ebensogut, wie wir, Nachrichten von der Bildung neuer Armeen im Süden, Norden und Westen und versparten vielleicht ihren Ausfall bis zu dem Augenblicke, wo man von dem Luftballon aus die Annäherung von französischen Truppen bemerken konnte. Dazu fanden auch wohl die großen Exerzitien zwischen den Forts und den Hauptwällen statt, zu denen jedesmal bespannte Geschütze aus der Stadt heraus kamen. Sie dauerten regelmäßig bis drei Uhr; dann marschierte wieder alles in die Stadt zurück. Der Schnurposten in der Luft mußte also wohl noch nichts gesehen haben.

Den 22. November kamen wieder große Züge Kriegsgefangener durch Versailles, die nach und nach bei den Vorpostenstellungen und aus Rekonvaleszenten der Lazarette gesammelt worden waren, und nun ebenfalls den Marsch nach Deutschland antreten mußten. Es waren Mannschaften von allen Waffengattungen und den verschiedensten Regimentern. Als sie durch die Rue du Plessis transportiert wurden, und die Bewohner auf den Bürgersteigen standen, um den traurigen Zug mit anzusehen, sprang plötzlich ein junger Mobilgardist aus Reih und Glied auf ein hübsches Mädchen zu und streckte ihr vertraut und freudig beide Hände entgegen. Sie aber wendete sich von ihm ab und sagte blos das eine Wort: Lâche! (Feigling.) Er aber hatte keine andre Antwort auf dieses schimpfliche Wort, als: Kann ich etwa dafür? Man hat uns verraten! — worauf das junge Mädchen in Thränen ausbrach und wegging, unsre Soldaten der Eskorte

sich aber den Ausgetretenen in Reih und Glied zurückholten. Konnte man sich einerseits darüber freuen, daß die junge Französin ein lebhaftes patriotisches Gefühl hatte, so sah man doch auch, wie tief das Gefühl der Demütigung und der Durst nach Rache sich im Volke festgesetzt hatte.

Der Gefangenentransport hielt einige Minuten später vor der Kommandantur an und da konnte man sich überzeugen, daß die Soldaten unter sich eben solche Schimpfworte für einander hatten, als alle zusammen gegen uns Preußen. Die Zuaven wurden von den Liniensoldaten „Ausreißer“ genannt; diese antworteten den Liniensoldaten mit den Worten: „piou-piou“ und „tourtouron“ was bei uns ungefähr „dummer Rekrut“ heißt. Die Mobilgardisten wurden „Gelbschnäbel“ und „Zeisige“ und die Nationalgardisten „Großmäuler“ oder „Aufschneider“ genannt. Von guter Kameradschaft, oder auch von Niedergeschlagenheit war bei ihnen nicht die Rede.

Es herrschte in dieser Zeit eine etwas gedrückte Stimmung im Hauptquartiere, denn man wußte, daß an der Loire nicht alles gut stand, wie es bisher seit dem Beginn des Krieges im ganzen Nord-Osten Frankreichs gestanden, und wodurch man recht verwöhnt worden war. Dort in der Bretagne und Normandie, also auf drei Seiten der Pariser Einschließung, hatten sich mit wunderbarer Schnelligkeit neue Armeen gebildet, die uns von Norden, Westen und Süden in den Rücken fallen konnten, wenn ihnen das Glück günstig war. Auch neue Generale, deren Namen man bis dahin noch nicht gehört, machten sich bemerkbar. In den Tagen vorher hatte man Nachricht gehabt, daß sich bei Orleans an der Loire von allen Seiten etwas zusammengezogen habe. Jeden Augenblick konnte etwas Entscheidendes erwartet werden. Man sah die Belagerung sich ins Unendliche ausdehnen. Es gab Militärs, welche behaupteten, es käme überhaupt nicht zu einem Bombardement von Paris. Ein hoher Militär erwiderte einem Korrespondenten, der ihn über diesen Punkt auszuforschen suchte: „Wie wäre es, wenn die hier versammelten Berichterstatter sich einmal zusammenthäten und es mit einem Sturm auf den Valérien versuchten.“ „Exzellenz, wenn die Masse von Leuten es thut...“ Herr Hoff, ein andrer Korrespondent, nahm sich das Leben durch Gift, weil er in einem seiner Berichte Dinge geschrieben hatte, von denen er selbst nicht wußte,

daß sie schlimme Folgen für die Kriegführung haben könnten und weil er deshalb vorgefordert worden war und die Weisung erhalten hatte, er möchte sich mit solchen Berichten für die Zukunft in Acht nehmen, sonst würde ihm der Aufenthalt in Versailles nicht länger gestattet werden. Herr Hoff scheint sich über diesen Verweis und die angedrohte Ausweisung so unglücklich gefühlt zu haben, daß er sich selbst den Tod gab. Der Vorgang machte großes und peinliches Aufsehen, da Herr Hoff sonst ein wohlgelittener und gern gesehener Mann war; aber freilich im Krieg und vom Kriege umgeben werden alle Gefühle und Leidenschaften doppelt und dreifach erregt, und so mag es denn auch mit jenem bedauernswerten Schriftsteller gewesen sein.

Ich schrieb damals aus Versailles: „Ungewißheit, Unruhe, Ungeduld, daraus ist der peinliche Zustand zusammengesetzt, in dem wir uns befinden. Es wird aus Morgen und Abend ein neuer Tag, nnd wir erleben hier in Versailles seit einiger Zeit weiter nichts, als daß jeden Abend Truppen zu Schanzarbeiten ausrücken und mit anbrechendem Tag einige Mann weniger zurückkehren, und daß jeden fünften Tag Truppen von den Vorposten zurückkehren, um sich von der Garnison von Versailles ablösen zu lassen, ebenfalls einige Mann weniger. Über Orleans und Umgegend herrscht tiefstes Schweigen, auch in den sonst unterrichteten und mitteilsamen Kreisen, nur bei den Versaillern nicht. Daß man der Physiognomie der preußischen Garnisonstadt Versailles die Unruhe und Ungeduld der Gemüter nicht anmerkt, dafür sorgt jetzt die freundliche Herbstsonne, welche nicht nur die triefenden Regenmäntel, sondern auch das schleimige Pflaster der Avenues vertrieben hat, welche die Straßen mit einem bunten Treiben anfüllt und selbst die Versailler bis in die feineren Kreise dermaßen erwärmt, daß sie die Vermischung mit den Prussiens nicht scheuen. Nach dem Dejeuner, d. h. um zwei Uhr lockt in der Avenue Sceaux ein regelmäßiges Militärkonzert die promenierenden Soldaten, Offiziere und Einwohner zusammen. In der mit Glaswänden eingefaßten Rotunde, wo sonst die Musik der Turkos ertönte, spielen jetzt abwechselnd die Kapellen des 80., 82., 88. Regiments. Es drängt sich an die Töne des Walzers und der Ouverture das schöne und das andere Geschlecht, die Uniformen, der Zivilrock und die Blouse, deren

Gedränge dann und wann durch eine unabsehbare requirierte Hammelheerde, von Bayern getrieben, durchbrochen wird. Es ist nicht gerade angenehm, auf dem kalten Trottoir der Avenue und in der trotz Nachmittagssonne frischen Luft umherzutrippeln, und doch verlangsamt jeder Passant in der Nähe der Vitrine seinen Schritt, auch die Dame am Arm des finster dareinschauenden Versailler Gentleman, auch der Priester im langen Rocke, der einen Hauptbestandteil der Einwohnerschaft bildet. Inzwischen wogt es in den Avenuen und im Park zahlreicher hin und her von Fußgängern und Wagen. In dem Schlosse, in dem Garten, im großen und kleinen Trianon lauten die Verordnungen über die Benutzung der Wege und die Besichtigung der Räume in deutscher Sprache, und es bedarf für den Besuch dieses und jenes Heiligtums nicht mehr des Erlaubnisscheines des Ministers des kaiserlichen Hauses. Unsre Soldaten sehen sich alles gründlich an und Graf Bismarck zu Roß, mit Begleitern aus dem Stande der Legationsräte, ist in den Avenuen des Parks die stereotype Begegnung. Das ist alles sehr schön, aber die Tage sind kurz, die Abende auch für das Café zu lang. Wäre nur die Ungewißheit über das, was um uns herum geschieht und was eigentlich hier geschehen soll, weniger groß! Zu Weihnachten möchte doch mancher Soldat zu Hause sein. — Aber dazu ist keine Aussicht."

Versailles, 21. November. „Was ist das für ein laues, lindes Wetter! Man möchte ohne Überzieher ausgehen und das Feuer im Kamin erlöschen lassen. Die Sonne müßte zum Einzuge in Paris scheinen! Doch wir wollen hier in Versailles froh sein, daß der gestrige Tag glücklich für uns abgelaufen ist. Ich muß unsre Soldaten um Verzeihung bitten, daß ich ihnen eine Mythen treibende Kraft zugeschrieben habe. An der beabsichtigten Bartholomäusnacht ist doch etwas Ernsthaftes gewesen. Herr Gambetta hat den Versaillern die Dummheit zugetraut, das große Hauptquartier aus dem Wege räumen zu wollen, und in diesem Sinne hier agitieren lassen. Die Versailler haben sich an den Bajazzo nicht gekehrt, bei dem die Gedanken leicht nebeneinander wohnen, denn sie wissen die Wirklichkeit zu schätzen, in der die Sachen sich hart aneinander stoßen, insbesondere auch Gelüste nach einer Bartholomäusnacht an den Kolben unsrer Garnison. Die verstärkten

Infanterie- und Kavalleriepatrouillen, welche in der Nacht vom 19. zum 20. die Straßen von Versailles durchzogen, waren vielleicht nicht einmal notwendig. Die wärmende Sonne übt regelmäßig die Wirkung aus, und so auch heute, daß die Versailler, die sonst gern den Gästen die Zirkulation auf den Straßen überlassen, der Versuchung unterliegen, sich unter sie zu mischen und mit ihnen die laue Luft zu atmen. Die Uniformen bleiben gleichwohl vorherrschend. Das Auge faßt beinahe nur Militärs, deren Achselklappen die Nummer des Regimentes tragen, Priester, deren Dreimaster-, Robe- und Gürtelfarbe den Orden verrät, und Damen, welche die Frisur und die Beschwingung erkenntlich macht: also nichts als Monturen. Ein kriegerisches Bild!

Ich wollte Ihnen noch mehr aus der Avenue de Paris berichten, da höre ich, daß heute der Geburtstag der Kronprinzessin Viktoria ist und daß nachmittags die Wasser im Parke springen, die kleinen und die großen. O weh, die schöne Sonne verkriecht sich gegen ein Uhr, der Himmel bewölkt sich und ein Regen fällt, dessen sanftes Piano bald in das verdrießlichste Forte übergeht. Wird man die künstlichen Wasserstrahlen nicht abbestellen? Was hilfts, man hüllt sich in den Regenmantel, steuert dem Schlosse zu und sucht die Terrasse auf. Diese finde ich um zwei Uhr schon dicht besetzt. Es ist selbst den Truppen in den umliegenden Kantonnements durch Parolebefehl bekannt gemacht, daß die Wasserkünste spielen, und so findet sich nicht nur die Versailler Garnison, sondern auch viel Besuch von außerhalb ein, um das seltsame Schauspiel zu genießen. Ein weiter Raum auf der Terrasse ist freigelassen, um hier den König zu empfangen. Einige preußische und andre Prinzen sind schon anwesend und erwarten zu Pferde die vielen hohen Gäste, die kommen sollten. Wir hatten wohl eine Stunde unter dem Regen auszuhalten; glücklicherweise besänftigte sich dieser allmählich, und im richtigen Augenblick trat sogar die freundliche Sonne wieder hervor und warf ihre Strahlen über den Park, der auch in dieser Zeit noch das Grün nicht ganz verloren hat, mindestens nicht das Grün des Epheus, der sich um die Bäume schlängelt. Ich sage: im richtigen Augenblicke, nämlich als der König, der Kronprinz, der Großherzog von Baden, der Großherzog von Oldenburg, der Erbprinz von Oldenburg, der Großherzog von

Weimar und — doch wer kennt alle die fürstlichen Personen, die in Versailles versammelt sind — durch das Schloß geritten kamen und die Terrasse erreichten; auf dem Wege, den Ludwig XIV. und XV. und der XVI., die Pompadour und die Marie Antoinette so oft gewandelt sind. Eine Kompagnie stolzer Gardelandwehr empfing zuerst den König, wurde von ihm begrüßt und grüßte wieder. In dem Augenblick sandten die zwei großen Wasserbehälter, die sich oben auf der Terrasse befinden, vor den Treppen, die in den untern Garten führen, ihre Strahlen in die Höhe, das eine aus den ehernen Gruppen heraus, welche kämpfende Löwen und Eber bilden, das andre aus der Bär- und Tigergruppe. Nun ging es von der Terrasse herab, der König mit seiner glänzenden Suite zu Pferde voran, Offiziere, Soldaten u. s. w., zu Fuß oder zu Pferde, hinterher oder nebenher. Im Augenblick der Annäherung thaten das Apollobassin, das Latonabassin, die Grotten, die Obelisken, und wie die Bassins alle heißen, ihre Schuldigkeit, oder vielmehr die französischen Blaukittel drehten einen in der Erde steckenden Bohrer, und sofort wurden in den mannigfachsten Formen die Wasserfälle oder die hochschießenden Strahlen hervorgezaubert. So wurde der ganze Park von uns durchzogen. Der König nahm mit sehr erkennbarem Wohlgefallen jedes einzelne Bassin in Augenschein, indem er mit der Hand sogar seiner Umgebung auf dieses oder jenes Kunstwerk aufmerksam machte. Sein Aussehen war das beste, und in der ganzen erlauchten Suite herrschte ebenso bemerkbar eine heitere Geburtstagslaune. Nachdem die „kleinen Wasser" besichtigt waren, ging es zu den „großen Wassern", die in ihrer massenhaften Erscheinung und Wirkung auf den Beschauer aller Welt bekannt sind. Hier wurde längere Zeit Halt gemacht. Die grünen Abhänge rings um das Drachen- und das Neptunbassin herum waren von Zuschauern dicht besetzt, meist Militärs, doch hatte sich inzwischen auch Versailler Bevölkerung angesammelt, um dem Schauspiele beizuwohnen. Mehr als einmal bemerkte ich, daß Versailler ihren Hut vor dem Könige abnahmen. Bei den „großen Wassern" fand sich auch Otto von Bismarck ein, und zwar zu Fuß. Der Kronprinz sah ihn nicht sobald, als er vom Pferde abstieg und, wenn auch nicht Arm in Arm, so doch Rippe an Rippe mit ihm ging. Die „großen Wasser" existierten für beide nicht mehr. Sie

waren in ein Gespräch vertieft, das vielleicht den König von Württemberg betraf, oder vielmehr die Königin Olga und den Herrn von Beust.

Mit dem Spiel der Wasserkünste war die Feier des Geburtstages nicht beendet. Um acht Uhr fand ein glänzender Zapfenstreich statt. Es mochten vier bis fünf Regiments-Kapellen vereinigt sein, und die schmetterten, daß selbst diejenigen Versailler, die am Tage nicht die freundliche Sonne, noch die springenden Wasser zum Vorschein gelockt hatten, aufgescheucht werden mußten und wenigstens im erleuchteten Fenster sich zeigten. Vor der Präfektur, bei welcher zwischen acht und neun Uhr fürstliche Wagen nacheinander vorfuhren, wahrscheinlich einer Einladung zum Thee folgend, machte die Musik Halt und schlug unter den Fenstern des Königs, der mit seinen Gästen in dem prachtvollen Bankettsaal oft sichtbar wurde, den Zapfenstreich ab. Zwischen diesem und dem durch die Komposition feierlich ergreifenden Gebet („Ich bete an den Gott der Liebe"), wurden noch einige andre Stücke zum Besten gegeben, darunter das Schubertsche Meer, das alle Zuhörer gewaltig ergriff und den Ernst der Zeit mitten in der Festtagslaune zum Bewußtsein brachte. In den Restaurants fand das Fest sein Ende."

Am 28. November trafen die ersten Telegramme über den Sieg des Generals von Manteuffel bei Amiens ein, und damit war wieder eine Wolke zerstreut, die bereits angefangen hatte, recht bedenklich auszusehen. Gleichzeitig, ja während der Bericht darüber dem Könige noch vorgelesen wurde, kam aber auch die Meldung, daß die Pariser soeben einen Ausfall nach der Seite von L'Hay machten, gegen welchen General von Tümpling sofort die Truppen seines VI. Korps geführt. Dort war also ein Gefecht im Gange, das freilich, wie gewöhnlich, mit dem Zurückwerfen des Ausfalles endete, aber auch, wie gewöhnlich — bei den auf beiden Seiten vortrefflichen Waffen — viele Tote und Verwundete kostete und weder dem einen noch dem andern Teile irgend etwas nutzte. Auf diese Nachricht wollte der König gleich nach der Gegend von L'Hay fahren, obgleich er nach den bisherigen Erfahrungen voraus wußte, daß die Sache vorbei sein würde, ehe er hinkam; aber da kam auch schon die dritte Meldung aus der Gegend von Orleans, nach welcher das X. Armeekorps, also die Armee des Prinzen

Friedrich Karl, sich bei Beaune la Rolande ebenfalls im Gefecht befinde. Also plötzlich nach langer Ruhe — Kampf auf drei Seiten! Nah und fern! Dabei nahmen heute — die Nacht hindurch und bis zum 1. Dezember — die Forts ihre Beschießung unsrer Einschließungsarbeiten mit verdoppelter Kraft auf, freilich auch mit der gewöhnlichen Wirkung, das heißt gar keiner; denn in der Nacht vom 29. und 30. wurden allein vom Mont Valérien zweitausendvierhundertunddreißig Schüsse gezählt, aber auch nicht ein einziger Toter oder Verwundeter gemeldet. Auch die Kanonenboote auf der Seine hatten anhaltend gefeuert; kurz, es war ein Höllenspektakel gemacht worden, der sich aber glücklicherweise sehr viel schlimmer anhörte, als er war. Man konnte sich diese ungeheure Verschwendung von Munition gar nicht erklären, denn so gut die Pariser andre Dinge erfuhren, die bei uns vorgingen, so mußten sie doch auch schon erfahren haben, daß sie uns mit dem Knallen keinen Schaden thäten, und man wußte endlich keine andre Erklärung dafür, als daß die Verteidigungsregierung so rasch als möglich mit der Munition fertig werden wollte, um bei der Kapitulation sagen zu können, nicht der Mangel an Lebensmitteln allein, sondern auch der Mangel an Munition habe sie zur Unterwerfung gezwungen.

Der 22. November war nun ein sehr bewegter Tag in Versailles, dem indessen auch die folgenden nichts nachgeben sollten. Die bei dem Ausfall gegen L'Hay gemachten Gefangenen hatten ausgesagt, daß von nun an täglich und nach allen Seiten hin Ausfälle gemacht werden würden, bis es gelänge, den von Norden und Süden gegen die deutsche Einschließungsarmee vordringenden neugebildeten französischen Truppen die Hand zu reichen. Es zeigte sich auch in der That ein fortwährendes Plänkeln und Scharmützeln fast auf allen Punkten vor den Forts, so daß sich wirklich nach so langer Ruhe etwas Ernstes zu entwickeln schien. Der Telegraph hatte heute angestrengt zu arbeiten, denn fortwährend strömten Meldungen im Kabinett Sr. Majestät des Königs zusammen, welche die näheren Umstände der gestern und im allgemeinen gegebenen Nachrichten brachten. So vom General von Werder, der eine bedeutende Anzahl von Garibaldianern bei Paques, einem Dorfe in Nähe von Dijon, übel zugerichtet hatte, — so aus der Gegend von Amiens die Kämpfe des

Generals von Manteuffels, der dort das weitere Vordringen des Generals Bourbaki nach Paris unmöglich gemacht, und so die Zurückweisung eines starken Vorstoßes der französischen Loirearmee, bei Beaune la Rolande. Diese Nachrichten liefen ein, während der Kanonendonner des Ausfallgefechts bei L'Hay noch hörbar war. Den weiteren Verlauf der Ereignisse wollen wir uns von den Parisern im nächsten Kapitel erzählen lassen.





VI.

Ungestillte Kampflust in Paris.

Ein entscheidender Schlag stand bevor. Darauf deuteten alle Anzeichen. Dahin drängten die Verhältnisse, die Menschen. Die Energie, mit der der neue Kommandant der Nationalgarde, General Thomas, der am 4. November an die Stelle von Tamisier getreten war, daran arbeitete, aus Bürgern Soldaten zu machen, ließ außerordentliches erwarten. Es wurde plötzlich eine Disziplin gehandhabt, an welche die Nationalgarde nicht gewöhnt war. Nicht ein Tag verging, an dem nicht ein patriotischer Kapitän wegen Trunkenheit oder Ungehorsam kriegsrechtlich verurteilt wurde. Wenn ein Bataillon Zeichen bösen Geistes und unmäßiger Neigungen gab, so wurde es in einem Tagesbefehl an den Pranger gestellt. In den Zeitungen machte sich das Murren der Nationalgarde über solche Behandlung laut. „Clemens Thomas vergißt, sagte man, daß die Nationalgardisten keine Kinder sind, und daß schmutzige Wäsche zu Hause gewaschen werden muß; wenn das so fortgeht, wird die Nachwelt sagen, daß wir kaum etwas Besseres als ein Haufen zügelloser Trunkenbolde waren." Man gab die Mängel und Exzesse zu, wollte sich aber nicht mit dem Troupier oder Mobilgardisten verwechselt sehen. Der Wachtdienst auf den Wällen, das Leben unter den Waffen, die Befreiung von der früheren Beschäftigungsweise, die Aufregung über die Dinge, die innerhalb und außerhalb der Stadt passierten, führten notwendig auch einen Wechsel der Diät mit sich. Der Franzose hat im allgemeinen keine große Neigung zum Trunk. Seitdem die Republik die Nationalgarde in

großartigem Maßstabe reorganisiert, d. h. das ganze männliche Volk in Uniform gesteckt hatte, war der Genuß geistiger Getränke ein stärkerer und allgemeinerer geworden. Es kamen infolgedessen viele Geistesstörungen und noch mehr Dienststörungen vor. Die beabsichtigte Maßregel der Abschaffung der Marketenderinnen konnte nicht durchgeführt werden. Bloß die Zahl der verführerischen Heben wurde beschränkt. Am meisten hatte Clemens Thomas mit der Insubordination zu kämpfen. Der Nationalgardist suchte seinen Unterschied vom Soldaten vorzugsweise darin, den Offizier nicht als einen Höheren anzusehen.

Die wichtigste Reform des Generals Thomas bestand in der Bildung von Kriegsbataillonen oder mobilisierter Nationalgarde. Es ist schon im ersten Kapitel dieses Buches von dem Dekret vom 9. November die Rede gewesen, welches bestimmte: 1. Jedes Bataillon der Nationalgarde besteht je nach seiner Stärke aus acht bis zehn Kompagnien. 2. Die vier ersten Kompagnien, Kriegskompagnien genannt, haben eine jede einen Bestand von hundert Mann, wenn das Bataillon zwölfhundert Mann und darunter stark ist, dagen 125 Mann, wenn das Bataillon mehr als zwölfhundert Mann zählt. Die Kompagnien werden aus den folgenden Kategorien zusammengesetzt, und zwar so daß aus einer Kategorie erst dann Mannschaften genommen werden, wenn die vorhergehende erschöpft ist: a) Freiwillige jeden Alters; b) Junggesellen oder kinderlose Witwer von 20 bis 35 Jahren; c) Junggesellen oder kinderlose Witwer von 35 bis 45 Jahren; d) Ehemänner oder Väter von 20 bis 35 Jahren; e) Ehemänner oder Väter von 35 bis 45 Jahren. Welchen Einfluß diese Reform auf die Ehestatistik hatte, ist ebenfalls schon erwähnt worden. Wir werden später sehen, welche Verwendung die neugebildeten Kriegskompagnien, die zu Bataillonen, später zu Regimentern vereinigt wurden, im Felde fanden. Wir treten jetzt in die Periode der Belagerung ein, wo durch Ausscheidung der bezeichneten Bestandteile aus der Nationalgarde es den Anschein gewann, daß die so oft laut gewordene Forderung, sich mit den Preußen draußen zu messen, da sie nicht an die Enceinte herankamen, der Erfüllung nahe war und die eigentlichen und wahren Verteidiger der Stadt vom unfruchtbaren Wachtdienst auf die blutige Wahlstatt berufen wurden.

Trochu überließ dem General Thomas die Reorganisation des Volkes und befaßte sich selbst mit einer andern Einteilung der ganzen Armee. In der Ordre de bataille traten die folgenden Änderungen ein. Die ganze bewaffnete Macht wurde in drei Armeen geteilt. Die erste umfaßte die aus 266 Bataillonen bestehende Nationalgarde unter General Thomas, die zweite unter General Ducrot, bestand aus drei Armeekorps unter dem Befehl von Vinoy, d'Exea und Renault, und die dritte, unter dem Spezialkommando von Trochu, 7 Divisionen stark, aus den Besatzungen der Forts. In militärischen Kreisen fand diese neue Einrichtung nicht überall gute Aufnahme. Unter den Offizieren wie unter den Soldaten war Vinoy, dessen Rückzug im September für meisterhaft angesehen wurde und nicht von dem eines Xenophon übertroffen, populärer als irgend ein andrer General. Bisher hatte er in seinem Kommando neben Ducrot gestanden. Daß er jetzt unter diesem dienen sollte, über dessen Entkommen von Sedan viele Offiziere den Kopf schüttelten, hielt man für eine Ungerechtigkeit, zumal da die Intimität Ducrots mit Trochu bekannt war. Als Grund dieser Unterordnung Vinoys wurde angegeben, daß derselbe dem Gouverneur Trochu nach der Szene vom 31. Oktober herbe Vorwürfe gemacht habe, weil er sich von einem Pöbelhaufen mehrere Stunden lang einsperren und beschimpfen ließ. Vinoy soll ziemlich bestimmt angedeutet haben, jeder Offizier sei seiner Uniform schuldig, sich nicht die Dekorationen abreißen zu lassen. Dem sei wie ihm wolle — die neue Organisation wurde stark getadelt. Klagte die Nationalgarde über die Beschränkung der Marketenderinnen, die ihnen den Wachtdienst so ungemein erleichterten, so fanden auch die Franctireurs bei der allgemeinen Reform, die alle Truppenteile traf, und welche als Einleitung einer großen Aktion galt, Anlaß, sich zu beschweren. Trochu paßte ihnen, die sich doch als durchaus selbständig ansehen und auf eigene Faust kämpfen zu können glaubten, mit einem Male scharf auf den Dienst. Ein Befehl verfügte, daß kein Freischützenkorps sich ohne höhere militärische Ermächtigung aus dem Bezirke entfernen dürfe, in welchem zu operieren es Ordre hatte. Die einzelnen Franctireurs sollten hinfort nicht mehr anders aus ihrem Korps zurücktreten oder zeitweilig es verlassen, als mit einem regelmäßigen Urlaub ihres Bataillons-

chefs. Jedes Korps wurde einem bestimmten Armeekorps oder einer Division attachiert und hatte sich dem kommandierenden General zur Verfügung zu stellen. Diejenigen Korps, welche sich diesen Verordnungen nicht fügten, sollten, abgesehen von andern Strafen, welche das Kriegsrecht verhängt, entwaffnet und aufgelöst werden. Diese Maßregel schnitt tief in die Organisation der Franctireurs ein, tiefer als die Kontrolle der Marketenderinnen der Nationalgarde. Das Freischützentum schien in seinem Wesen erschüttert, die Führer fühlten sich am meisten getroffen, da sie künftig unter das Kommando eines regulären Generals treten sollten und nicht mehr nach Gutdünken manövrieren durften. Die Legion „der Freunde Frankreichs", die „Freischützen der Presse", die „Guerilla von Isle-de-France", die „Jäger von Neuilly", die „Pariser Tirailleurs", die „berittenen Eclaireurs der Seine", die „Volontaires der Nationalverteidigung", die „Kavaliere der Republik", die „Kanoniere der polytechnischen Schule", alle verschieden in ihrem theatralischen Aufputz, bildeten von nun an integrierende Teile der Armee.

Eine besondere Sorgfalt widmete man, da die Jahreszeit rauher wurde, der Equipierung der Truppen, besonders der Nationalgarde. Die Zeitungen fanden sich auf einmal in Modejournale verwandelt, so umständlich beschrieben sie den neuen Rock und die neue Hose. Theater und andre öffentliche Gebäude dienten als Werkstätten zur Anfertigung von Winterkleidern für die Moblots und Linie. Die Seeleute, die in den Forts zum Teil durch mobilisierte Nationalgarde abgelöst und in vorgeschobene Redouten gebracht werden sollten, wurden in Jacken von Schaffell gesteckt. Die Redouten erhielten Winterbaracken. Die Regierung entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit in allen militärischen Dienstzweigen. Der Gouverneur hatte mehr als sonst sämtliche Generäle bei sich versammelt. Auch fanden zahlreiche Truppenbewegungen statt. Man beschäftigte sich auch mit einer neuen Methode, die Mobilisierten einzuüben, sowohl in betreff der Bewegungen, wie des Schießens. In vierzehn Tagen sollten sie für den Ausfall tüchtig sein. Herr Vignault, mit Thiers nach Paris gekommen, ermutigte in der Liberté zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten durch das Zitat des folgenden Ausspruchs von Thiers: „Ich bin durch die Loirearmee gekommen. Es sind

dort 80 000 Mann, wohlgerüstet, gut equipiert und trefflich eingerichtet beisammen. Ich bin auch durch die preußischen Truppen gekommen. Soldaten gegen Soldaten, ziehe ich die unsrigen vor."

Einen guten Eindruck machte es, als im offiziellen Blatt die Namen der Verteidiger veröffentlicht wurden, welche sich seit dem Beginn der Belagerung besonders ausgezeichnet hatten. Unter diesen ragte ein Sergeant Hoff, ein Elsässer, hervor. Das Amtsblatt zeigte seine Thaten in folgender Weise an: „107. Linienregiment, Hoff, Ignaz, Sergeant, hat am 29. September drei feindliche Schildwachen getötet, am 1. Oktober einen preußischen Offizier, hat am 5. Oktober im Hinterhalte mit 15 Mann eine Infanterie- und Kavallerietruppe zur Flucht gezwungen, am 13. Oktober zwei feindliche Reiter getötet. — Überdies hat er bei verschiedenen andern individuellen Zusammenstößen 27 Preußen getötet." Im Volksmunde war die Zahl der unglücklichen Opfer der Mordsucht dieses Sergeanten bei weitem größer. Später verschwand der entsetzliche Menschentöter auf eine rätselhafte Weise, und man sagte, er sei ein Spion gewesen. Die Zeitungen hatten übrigens täglich ihre Kolumnen mit einer langen Reihe von Bravourstücken zu füllen. So erzählt das Siècle: „Zwei Volontaires auf dem Schlachtfeld bei Villiers sahen 2 preußische Tirailleurs hinter den Büschen herankommen und wetteten 100 Frank auf den besten Schuß. Beide Preußen wurden von beiden Kugeln, der eine gerade in die Nasenwurzel, der andre in den Kopf getroffen. Der Schütze des letzteren Opfers hat verloren, er hat seine 100 Frank bereits dem „Siècle" für ein wohlthätiges Werk übersendet und dieses erklärt, das wohlthätigste sei gegenwärtig der Guß von Kanonen." Ein Offizier erzählte in einem Blatte von sich selbst: „Obwohl Kapitän, führe ich den Karabiner und mache als tüchtiger Schütze den ausgiebigsten Gebrauch von meiner Waffe. Ich habe die Gewohnheit, so oft ich zehn Preußen niedergestreckt habe, ein Kreuz auf den Gewehrkolben einzuschneiden und zähle solcher Kreuze jetzt 12. Ich hoffe, daß noch mehr dazu kommen werden. Mein Karabiner ist ein ganz vortrefflicher Chassepot. Vor Beginn der Schlacht segne ich mich mit dem Zeichen des Kreuzes und verrichte ein kurzes Gebet, daß ich unversehrt aus dem Kampfe herauskomme; nach be-

endigter Schlacht küsse ich meinen Karabiner, der mir so gute Dienste geleistet hat."

Die Journale waren nicht parteiisch. Sie brachten ebenso ausführlich wie die Chronik der Großthaten der Soldaten, die Verhandlungen der Kriegsgerichte, welche die Kehrseite zeigten. Ein Blick in diese Gerichtsprotokolle bezeugt die Strenge, mit der besonders gegen Offiziere wegen übereilter Flucht eingeschritten wurde. Man war gegen andre Vergehen nachsichtiger. Kurz nach der Affaire von Chatillon wurde ein Regiment berittener Gendarmen nach Neuilly gelegt. Die Schwadron des Lieutenants Deschamps erhielt ihren Standort auf dem Boulevard d'Inkerman, woselbst die Leute ihre Zelte aufschlugen und die Pferde unter den Bäumen unterbrachten. Nun war Nr. 7 dieser Allee, was die Mietsagenten eine wünschenswerte Wohnung nennen. Sie war von einem Herrn Gaudin, seiner Frau, seiner Schwiegermutter und seinem Schwager bewohnt gewesen. Die Schränke waren mit Leinwand gefüllt, die Keller mit Wein. Es gab in dem Hause ein Billard, ein Klavier, eine Bibliothek — jede Bequemlichkeit, die ein Offizier und Gentleman nur wünschen kann. Zuweilen kam der Besitzer des Hauses, um nach dem Rechten zu sehen und ein Frühstück zu nehmen; für gewöhnlich aber war das Haus unter der Aufsicht des Gärtners, welcher jeden Tag kam, die Besitzung zu überwachen. Lieutenant Deschamps warf ein begehrliches Auge auf das Haus, erbrach die Thüre, stellte seine Pferde in den Stall und nahm Besitz von der Hausleinwand, wobei ihm zu allen Stunden des Tages und der Nacht eine gewisse Marie Cardon, eine Marketenderin, behilflich war. Er gab dieser, seiner Gehilfin, die ziemlich hübsch war, sogar Kleidungsstücke aus der Garderobe der Gaudinschen Damen. Dieses Verfahren brachte ihn vor das Kriegsgericht. Der vorsitzende Oberst fragte ihn, welche Erklärung er zu geben habe. „Man sagte uns, Herr Oberst", erwiderte Deschamps, „wir sollten die Häuser, welche verlassen worden, für uns in Beschlag nehmen." — „Aber", wendete der Oberst ein, „dies Haus war nicht verlassen. Es war vollständig möbliert und der Gärtner hatte es unter seiner Obhut." — „Der Gärtner machte keine Einwendung." — „Sie erbrachen das Thor", fuhr der Oberst fort. — „O, es gab ohne Schwierigkeit nach", war die Verteidigung. —

„Gleichviel", antwortete der Oberst, „Sie hatten kein Recht einzutreten. Und das ganze Haus wurde geplündert." — „Ich fand es in Unordnung, als ich eintrat", war die Antwort. — „Sie nahmen Bücher aus der Bibliothek und die Leinwand aus den Schränken" — „Für den Offizierstisch", sagte Lieutenant Deschamps. — „Und die Betttücher, die Sie der Marie Cardon gaben? Was war Ihnen dieses Mädchen?" — „Sie war die Magd der Marketenderin." — „Das weiß ich, aber was war sie Ihnen? Was hatte sie um zehn Uhr abends im Hause zu thun?" — „Sie leuchtete mir, als ich ein Buch suchte", erklärte der Lieutenant. — „Sie hielt das Licht, und deswegen war sie gekommen? Traurige Geschichte und eines Offiziers höchst unwürdig. — Sie gaben ihr einen Anzug und feines Leinen, nicht so?" — „Ich gab ihr", sagte der Lieutenant, „einen Unterrock ohne Wert, aus reiner Barmherzigkeit." — Und so ging das Verhör weiter und das Ergebnis war, daß das Kriegsgericht auf mildernde Umstände erkannte und beide, den Lieutenant Deschamps und Marie Cardon, freisprach.

Solchen Gerichtsverhandlungen standen in den Journalen wieder Berichte gegenüber, welche die schlimmen Dinge meldeten, die von den Preußen ausgeübt wurden. Die Plünderungen derselben, ihre reichen Transporte von Kostbarkeiten nach Berlin, insbesondere für prinzliche und andre Hofhaltungen, bildeten ein oft besprochenes Thema. Die Karikaturen stürzten sich mit Heißhunger darüber her. Auch raffinierte Grausamkeiten wurden erzählt. So meldete man mit dürren Worten, daß Sergeant Truffet, vom 72. Regiment, sein Leben elendlich aushauchte, indem die Preußen ihn unter dem Vorwande zu parlamentieren, an sich gelockt und dann getötet hätten. Der Ruf, der den Barbaren vorausgegangen war, machte besonders im Anfange der Belagerung die Scheußlichkeiten derselben zum Tagesthema. Mehr und mehr trat eine andre Seite vom Feinde hervor, die Verächter und Bewunderer zugleich fand. In Schlauheit und List erkannte man willig die Preußen als Meister an. Das organisierte Spionierwesen derselben imponierte zuletzt, wenn auch die Entrüstung gegen die elenden Werkzeuge dieselbe blieb, die seit dem Beginne des Krieges in Verfolgungen sich Luft machte. Niemand setzte einen Zweifel in das in Zirkulation gesetzte Gerücht

von einem über ganz Paris und die Bannmeile ausgebreiteten Netz von Spionen. Dieselben sollten aus einer stabilen und fliegenden Abteilung bestehen, von denen jene an den Stationen der Gürtelbahn, an den Thoren der Stadt und den Übergangspunkten der Seine stationiert war, diese auf den Omnibussen, Seinebooten u. s. w. in steter Bewegung sei, beide schriftlich, mündlich oder durch Signale Mitteilungen machten. Das Personal bestand aus Männern und Frauen, deren außerordentliche Kenntnisse und Wachsamkeit den Operationen des Feindes eine so ungewöhnliche Sicherheit und Kraft gaben. Konnte den Parisern etwas mehr Erstaunen einflößen, als die Verwegenheit, mit der selbst der Kronprinz von Preußen in der Uniform eines Offiziers der Nationalgarde sich in Paris einschlich, um die Verhältnisse in eigner Person auszukundschaften? Von einer jungen Schauspielerin, die in Berlin der französischen Schauspielergesellschaft angehört hatte, war er beim Heraustreten aus einem Café der Boulevards erkannt worden, aber der bei seinem Anblicke verdutzten Dame schnell genug entkommen. In solcher Keckheit leisteten die Preußen täglich unglaubliches. Es ist nicht zu verwundern, daß Verdacht und Mißtrauen fortwährend geschäftig waren, um auf die Schuldigen Jagd zu machen. Eine Proklamation Trochus charakterisiert die dadurch hervorgerufene Aufregung. Dieselbe (noch aus dem Ende des Monats Oktober) lautete: „Die Stadt Paris, obwohl ganz unter Waffen, bietet dem Lande das große Beispiel einer Bevölkerung, welche nichts zu Ruhestörungen hat hinreißen können. Aber die öffentliche Meinung, welcher in dieser Beziehung die Hoffnung des Feindes vereitelt hat, scheint einem Fieber des Mißtrauens zu weichen, welches seine Gefahren hat. Unter nichtigen Scheingründen und unter den abscheulichsten Vorwänden haben thatsächliche Hausrechtsverletzungen stattgefunden und es sind Brutalitäten gegen Personen verübt worden. Es ist sogar vorgekommen, daß die Fahnen befreundeter Nationen, die notorisch der französischen Republik günstig gestimmt sind, nicht genügt haben, die Wohnungen, welche sie deckten, respektieren zu lassen, und daß Offiziere der Nationalgarde ihre Pflicht derartig verkannt haben, daß sie als Begünstiger der Ruhestörungen angesehen werden müssen. Ich befehle, daß eine Untersuchung hierüber eingeleitet wird und ich ordne die Verhaftung der Personen

an, welche dieser schweren Mißbräuche schuldig befunden werden. Der Kundschafterdienst ist in einer Weise organisiert, daß die geheimen Einverständnisse, welche der Feind in der Stadt unterhalten wollte, vereitelt sind, und ich ermahne alle, mit Ausnahme der vom Gesetz vorgeschriebenen Fälle, das Hausrecht der Bürger heilig zu halten. Dergleichen Handlungen stören den öffentlichen Frieden, verletzen die Prinzipien des Rechts und sind den Interessen wie der Würde der Verteidiger von Paris zuwider." Wie weit die List der Preußen ging, davon wußte z. B. das „Siècle" folgendes zu berichten: „Man spricht oft von der Klugheit der Schlangen; aber diese ist nichts im Vergleich mit der Klugheit der Preußen. Zunächst gehen sie nur während der Nachtzeit zur Rekognoszierung aus, und mit welcher Vorsicht! Vor ihren Patrouillen gehen Späher, welche dressierte Hunde mit sich führen, die, sobald sie das geringste Geräusch vernehmen, sobald sie die Nachbarschaft unsrer Schildwachen spüren, stillhalten und brummen. Kommt ein Späher an einen Ort wo er sich nicht sicher fühlt, so verbirgt er sich hinter einen Baum oder ein Mauerstück und läßt seinen Hund los. So lange dieser sich vorwärts bewegt, ist der Späher sicher, nichts zu befürchten zu haben; er geht also seinerseits auch vor, und sobald sein vierfüßiger Begleiter stillsteht, weiß er, daß er sich in Acht zu nehmen hat. Ebenso machen es die Schildwachen. Anstatt sich offen hinzustellen, wie es die unsrigen thun, verbergen sich die preußischen Posten hinter jedem beliebigen Gegenstand, und wenn es keinen giebt, so graben sie sich Löcher, worin sie sich verkriechen. Zu dieser außerordentlichen Vorsicht kommt noch eine eiserne Disziplin, welche das absoluteste Stillschweigen zur Folge hat. Der Hund ist nicht der einzige Helfer unsrer Feinde in diesem Kriege. Man versichert uns, daß die Preußen Falken und Sperber abgerichtet haben, um unsre Brieftauben abzufangen. Soll uns eine solche Klugheit erschrecken? Mit nichten. Aber es ist Zeit, daß wir den Kreis, welcher uns einschnürt, durchbrechen."

Ja, es war Zeit dazu. Alles drängte wie nie zuvor nach einem kräftigen Ausfall. Die neue Armeeorganisation, die Winterequipierung versprachen baldige Entscheidung. Trochu musterte unausgesetzt die Truppen. Es folgten sich täglich

die Revuen. General Thomas ließ auch das neugebildete weibliche Sanitätskorps unter dem Kommando von Frau Blumenthal Revue passieren. Zu diesem Korps gehörte Frau Zecchi, die vor einem zahlreichen Publikum und mit ungeheuerm Beifall Vorträge über die Emanzipation der Frauen hielt. Die Gefahr des Vaterlandes gewann für die Emanzipationsidee einen begeisterten Anhang. Die Triumphe der Nationalgarde ließen den Weibern keine Ruhe. Das Korps der „Amazonen der Seine" blieb aber nur Projekt. Die Regierung schritt dagegen ein, weil die Köchinnen, Wäscherinnen, Nähterinnen, Händlerinnen u. s. w. den ernsten Beruf der Nationalgarde zu profanieren drohten. In der Rue Turbigo war ein Anmeldungsbüreau für die „Amazonen" eröffnet worden. Der Zudrang war nicht gering. Die Sichtung zwischen moralischen und andern Damen gab den ersten Anstoß zur Anfeindung des Instituts. Das Fernbleiben derjenigen Elemente der weiblichen Bevölkerung, die sich zu Offizieren geeignet hätten, erschwerte die Organisation. Die Disziplin litt durch unfähige Offizierinnen, und so wurde das Korps von der Regierung aufgelöst, nachdem eben die „Marseillaise der Seineamazonen" komponiert war. Die sich ihres Berufs besser bewußte und der Emanzipation nicht bedürftige Frau fand ein ausgiebigeres Feld in der Pflege der Kranken und Verwundeten, sowie der Anfertigung von wärmenden Kleidungsstücken für die einem neuen Ausfall entgegensehenden Kämpfer. Der „Verein der Strickerinnen", an dessen Spitze die Gräfin Bettishy, die Frauen Marey, de Nogent, Douglas, de Mormant u. s. w. standen, lieferten, unähnlich den Trikoteuses der ersten Revolution, wollene Strümpfe und Unterjacken. In den Ambulances herrschte edler Wetteifer der Frauen. Es war allmälig System in das Lazarettwesen gebracht worden. Sofort nach der Einschließung zogen viele Häuser die Genfer Fahne auf. Ein Haus bot zehn Betten, ein andres vier, ein drittes ein Bett an. Es fehlten aber sonst alle Requisiten der Ambulances, und insbesondere die Zusammenfassung der dargebotenen Hilfe zu einem Ganzen. Die gehißte Fahne hatte meistens nur den Zweck, sich die Einquartierung vom Halse zu schaffen, insbesondere die preußische, die nach der Zernierung als nahe bevorstehend angesehen wurde. Die Regierung schuf auch hierin Ordnung und unterdrückte an vielen Stellen das

Genfer Kreuz. Als besonders verdienstvoll galt die Ambulance der Presse, von den Herrn Dr. Ricord und Abbé Bauer dirigiert. Letzterer Herr, früher Jude und Wiener Flüchtling aus dem Jahre 1848, später Katholik und großer Freund der Kaiserin Eugenie, gab sich in seinem Berufe als Feldprediger oft Veranlassung, sich über die Preußen wegen vollständiger Nichtachtung der Genfer Konvention zu beschweren. Er mied keineswegs die Gefahr. Labouchère in seinem Tagebuche schildert ihn als eine robuste untersetzte Gestalt, in einer Soutane, hohen Reiterstiefeln mit großen Sporen, und einem Hut, der der Theatergarderobe entnommen schien. Auf der Brust trug er einen großen Stern, um den Hals eine Kette mit einem goldenen Kreuz, und an den Fingern, über den Handschuhen, reiche Ringe. Das Geschirr seines Pferdes war in allen Teilen mit Genfer Kreuzen besäet. Ihm zur Seite galoppierte ein Reiter, der eine gewaltige Fahne mit dem roten Kreuze trug. Acht Adjutanten, sämtlich in gold- und purpurglänzenden Phantasie-Uniformen, und zwei Grooms bildeten die Suite. Die Kavalkade glich der eines Kunstreiterchefs, der, von seinen Clowns umgeben, Pferde durch die Stadt reitet, in der er Vorstellungen geben will.

Die bevorstehende Entscheidung, durch den Erfindungsgeist auf dem Gebiete der mechanischen Kriegskunst, sowie durch den gleichmäßigen Eifer der Militärverwaltung und der Privaten in Massenproduktionen bereits gut vorbereitet, schürte andrerseits diesen Geist und diesen Eifer immer noch mehr an. Die im Saale des Alcazar aufgestellten Geschütze aller Art, deren Konstruktion und Zweck von den Erfindern erklärt wurde, bezeugten die großen Leistungen des Genies, wie die große Zahl der zum Ausfall bereit stehenden bespannten Batterien (man gab 600 Geschütze an) den reichen Ertrag der freiwilligen Sammlungen, der Privatsubskriptionen, Konzerte, Vorlesungen, Theatervorstellungen. Zur Bespannung wurden Omnibuspferde, die ja schon an das Rasseln gewöhnt waren, durch Exerzitien auf dem Polygon in Vincennes in vollendete Artilleriepferde umgewandelt. Dabei arbeiteten die Werkstätten von Cail in Grenelle, die Fabrik Frey zu Belleville fleißig weiter, Kanonen und Mitrailleusen von neuem Modell gingen täglich daraus hervor, Geschütze, deren Trefffähigkeit die der besten preußischen weit hinter sich ließ.

Der Befestigungseifer der Pariser ermüdete inzwischen nicht; sie glaubten noch immer, daß man ihre Bezwingung nicht dem Hunger allein überlassen, sondern es zugleich mit Sturmlaufen versuchen werde.. Außer der Errichtung verschiedener neuer Schanzwerke füllten sie auch durch einen sinnreichen Apparat den fünf Kilometer langen Graben, der sich von der Seine nach dem Kanal von St. Denis hinzieht und die Forts la Briche und Double Couronne verbindet, mit Wasser. Ein amtlicher Bericht meldete unterm 20. November: „Der Kreis, in den wir eingeschlossen sind, erweitert sich. Im Süden errichten wir vor der Mühle Saquet eine Verteidigungslinie, welche von den Ufern der Seine nach dem englischen Hafen geht und mit andern Werken, welche bei Villejuif errichtet wurden, in Verbindung steht. Zahlreiche Arbeiter sind dort Tag und Nacht unter dem Schutze unserer Kanonen beschäftigt. Auf der rechten Seite geht unsere Verteidigungslinie bis über Creteil hinaus. Unsere übrigen Verteidigungsanstalten werden tagtäglich formidabler. Eine der Stadtbastionen wurde mit sechs Marinegeschützen armiert, um Chatillon zu beschießen, so daß, wie stark auch die preußischen Batterien sein mögen, diese durch das Kreuzfeuer von unseren Forts und dieses Teils des Walles leicht zum Schweigen gebracht werden können. Vervollständigungsarbeiten, welche diesseits des Wallweges gemacht wurden, sind dazu bestimmt, einen zweiten Wall zu errichten. Über dem Tunnel von Issy erhebt sich ein „Cavalier", welcher das Seinethal beherrscht; von dort kann man die ganze Linie des Walles Nicolin beschießen. Jenseit des Westbahnhofes ist ein ehemaliger Steinbruch in einen Waffenplatz umgewandelt worden und der Viadukt des Point du jour bildet heute einen Verteidigungspunkt, den anzugreifen gefährlich ist. Um das Verteidigungssystem im Norden zu vervollständigen, ist auf der Halbinsel Gennevilliers, 600 Meter vom Schlosse Epinay, eine starke Redoute angelegt worden, die nur 4000 Meter von der berühmten Mühle von Orgemont entfernt ist. Diese „Redoute von Villeneuve", wie sie genannt wird, ist mit Marinegeschützen armiert worden, welche die preußischen Batterien bei Orgemont bestreichen und in Verbindung mit dem Fort de la Briche (bei St. Denis) und der Batterie von St. Ouen die Halbinsel Gennevilliers dem Feinde unzugänglich machen. Die gegen die feindliche Position

am weitesten vorgeschobenen Redouten erhalten außer den schon aufgestellten Geschützen noch eine gewisse Zahl großer Marinegeschütze, deren jedes 16 Mann bedienen, und jeder Redoute werden 100 Marinemannschaften zugeteilt."

Wollen wir sehen, wie Paris im Westen sich gesichert hat, so treten wir aus der Porte Maillot, um der schönen Allee von Neuilly zu folgen. Die prächtigen Bäume, welche sie einfaßten, sind schon seit Monaten gefällt, die niedlichen Wohnstätten, die auf jeder Seite der Straße standen, rasiert und ihre schönen Gärten zerstört. Zur Linken befindet sich das Bois de Boulogne mit seinen 18 Zoll über dem Boden abgeschnittenen Bäumen. Zur Rechten, nahe bei dem Glacis der Befestigungswerke und umgeben von den Trümmern der zerstörten Häuser, steht die kleine, zum Gedächtnis an den Herzog von Orleans errichtete Kapelle, der, wie bekannt, infolge eines Unfalls mit dem Wagen in der Avenue de Neuilly gestorben ist. Das ist das einzige Gebäude in dem Festungsrayon, welches die militärische Behörde, wie es scheint, hat schonen wollen. Wir finden das Terrain von tiefen Löchern durchschnitten, die von Schildwachen bewacht sind, welche keine Annäherung gestatten. Die Löcher gehören zu einem Minensystem, das sich unter der Erde nach Boulogne, Billancour, Neuilly, Clichy u. s. w. hinzieht. Am äußersten Ende der Avenue und vor der Brücke von Neuilly erhebt sich eine kleine, gemauerte, mit Erde gedeckte Redoute, die mit einem Paar Geschützen zur Bestreichung der Brücke armiert ist. Die Fenster der in der Nähe dieser Redoute befindlichen Häuser sind ausgehoben und die Öffnungen mit Erdsäcken ausgefüllt. Das ganze Terrain um diese Werke herum ist unterminiert, sowie auch die Brücke, die man im bestimmten Moment in die Luft sprengen kann. Wir schreiten über die Brücke. Die in der Nähe befindlichen Inseln, die benachbarten Gebüsche, die Häuser an den Ufern, die in ihren geräumigen Gärten zerstörten Villen bilden ein vollständiges Ganze von militärischen Werken, und sind ein Beweis von den überaus großen Vorsichtsmaßregeln, die getroffen sind, um einem Angriff von dieser Seite zu begegnen. Wir steigen auf die Anhöhe von Courbevoie. Hier ist ein großes Lager von Linientruppen und Mobilen aufgeschlagen. Indem wir über die Brücke zurückgehen und den Ufern der Seine in der Richtung auf das

Bois de Boulogne folgen, sehen wir ein bedeutendes Lager vor der Isle-du-Pont, auf dieser noch ein kleineres Lager, mit dem ersteren durch eine über einen der Flußarme führende Brücke verbunden. Alle die niedlichen Villen, die sich mitten aus ihren reizenden, mit Statuen, Vasen und Fontänen geschmückten Gärten erheben, sind in eben so viele Posten für die Mobilgarden verwandelt. Die Straßen sind verbarrikadiert und Kommunikationen zwischen den verschiedenen Gärten hergestellt, um den Truppen eine freie Passage von einer Linie zur andern zu verschaffen.

Die deutschen Befestigungen gaben viel zu lachen. Man sagte, sie seien keines Widerstandes fähig, oft nur Afterdinge von Schanzen, mit schwarz bemalten Baumstämmen statt der Kanonen armiert, nicht von Soldaten, sondern von Strohmännern in Uniform bewacht. Es wurden Chennevières und Villiers sur Marne als diejenigen Punkte genannt, wo sich solche fingierten Schanzen befänden. Die Nationalgarde drängte sich zum Vorpostendienst nach dieser Seite. Übrigens wurde der Südosten von Paris als die Richtung des zum 19. November vom Publikum angesetzten großen Massenausfalls bezeichnet. Er unterblieb. Warum? Einige sagen, die preußische Spionage habe abermals die Absicht des Pariser Verteidigungskomités verraten. Auch wurde den Zeitungen vorgeworfen, indiskret gewesen zu sein; die Folge war, daß Trochu den Journalen bei Strafe kriegsrechtlicher Verfolgung jede Andeutung in betreff von Truppenbewegungen, Befestigungsarbeiten oder anderen von der Verteidigung getroffenen Maßregeln untersagte. Möglich, daß die ungünstigen Meldungen des als militärisches Observatorium dienenden Ballons, der weder die Ankunft der Loire-Armee noch Garibaldis, weder der Mobilgardisten, die sich in Dreux eingenistet, noch der Bretagne-Armee Keratrys oder gar der formidablen Nordarmee Bourbakis signalisierte, die Contreordre bewirkten. Die Pariser wußten dennoch von einem Kampfe zu berichten. Vereinzelte Kanonenschüsse, die am 19. in der angegebenen Richtung gehört wurden, genügten, um das Gerücht entstehen zu lassen, daß die Preußen aus Choisy zurückgeworfen seien. Einige Zeitungen vom 20. erzählten die Sache als faktisch. Die folgenden Aufklärungen, die die Einnahme von Choisy dementierten, riefen unter diesen Umständen abermals Ver-

stimmung hervor. Die Blätter der sozialistischen Partei, an ihrer Spitze „Le Combat", bemächtigten sich dieser Angelegenheit zu neuer Opposition. Ein von Pyat selbst geschriebener Artikel verschärfte den Widerstand bis zur Androhung einer neuen Revolte. Es hieß dort unter anderm: „Das Gouvernement treibt uns eher auf die Barrikaden, als daß es uns in die Laufgräben hinausführte." Außerdem wurde daran erinnert, daß der Monat Dezember vor der Thüre stehe; das seien die Tage des Staatsstreiches und es scheine, als ob sie auch diesmal das Ende der Republik bezeichnen sollten. Die „Patrie en Danger" gab dem General Trochu folgende Titel: General des Bonaparte, Fürst von Gottes Gnaden, Trappist, Prediger, Monk der orleanistischen Dynastie, gestiefelter Jesuit, der seinen Liguori besser kennt, als Jomini, orthodoxer Säbel, Gendarm der Ordnung und Bote der heiligen Inquisition, militärischer Cretin, Held des heiligen Ignatius, Cäsar des Gebetbuches, zaudernder Landsknecht, klerikaler und militärischer Cagliostro, Mangin (eine bekannte Persönlichkeit, welche auf den Straßen von Paris Bleistifte verkaufte), Ober-General und Pascha.

Der Kampf war also aufgeschoben. Vielleicht war er nicht mehr nötig, denn am 20. wußte man in Paris bestimmt, vier neutrale Mächte hätten in Versailles eine Kollektivnote mit der kategorischen Forderung einer sofortigen Wiederherstellung des Friedens übergeben. Das amtliche Blatt bestätigte diese Nachricht nicht, rief vielmehr die Hilfe Europas erst noch an. Es schien geneigt, auf die zweite Hälfte seines Programms: „Nicht einen Fuß breit Landes, nicht einen Stein einer Festung werden wir abtreten" zu verzichten. Ein Artikel des offiziellen Blattes schloß mit den Worten: „Wir wissen nicht, ob Europa sich entschließen wird, Frankreich die Mittel zu verschaffen, eine Versammlung unter Bedingungen zu berufen, welche die Freiheit der Wahl und die Autorität der Gewählten verbürgen (als ob sie das nicht ohne Europa hätten haben können, wenn sie den Vorschlag des Grafen Bismarck — Wahl ohne Waffenstillstand — angenommen hätten). Die Schlächterei wird fortdauern, wenn Europa es erlaubt und wenn die preußische Regierung sich steift (!), aber was auch geschehen möge, Frankreich, welches den Krieg nicht gewollt hat, wird aus dem Kriege mit seinem ganzen Gebiete und

seiner Ehre hervorgehen." Man sprach von Friedensunterhandlungen auf der Basis der „Schleifung der festen Plätze in Elsaß und Lothringen." Einige Pariser verließen sich mehr als auf die Intervention Europas auf eine neue Jungfrau von Orleans. „In einem Schlosse in Frankreich — erzählte der Salut public — lebte eine sanfte und gottesfürchtige Magd. Eines Tages sprach sie gegen ihre Herrin den Wunsch aus, nach Orleans und nach Paris zu gehen, weil sie eine höhere Sendung habe. „Ich muß den Maire von Orleans und den Gouverneur von Paris sprechen." „Was haben Sie ihnen zu sagen?" „Das weiß ich nicht, es wird mir wohl später offenbar werden." „Orleans ist von dem Feinde besetzt." „Ich werde trotzdem hinkommen." „Paris ist belagert, und die Preußen lassen niemanden hinein." „Ich komme doch hinein." „Sie haben kein Geld." „Das werde ich bekommen." Trotz aller Einwendungen ging die Jungfrau; sie war ohne Geld; in einem Pfarrhause empfing man sie, als ob sie erwartet worden wäre; der Pfarrer versah sie mit Geld und führte sie zur Eisenbahn. Sie kam nach Orleans in dem Moment, als die Preußen daraus vertrieben waren, und besprach sich mit dem Maire. Von Orleans ging sie zu Fuß durch das feindliche Heer, kam ungefährdet zu den Vorposten von Paris und in die Stadt, wo sie den Gouverneur zu sprechen verlangte. Man führte sie zu dem General Trochu. Es ist zu bezweifeln, daß das Erscheinen dieser Jungfrau auf das Unterbleiben des Ausfalls vom 19. November Einfluß hatte.

Mit dem 21. November trat Paris in die Pökelfleisch-Saison ein. Es erhielt abwechselnd eingesalzenes und frisches Fleisch, welches letztere zwei Wochen später nur noch vom Pferde kam. Seit dem Anfange des Monats November wurde in den einzelnen Arrondissements nach und nach die tägliche Ration von Rind- oder Hammelfleisch von 100 Gramm auf die Hälfte und wieder nach acht Tagen von 50 Gramm auf $33^1/_3$ herabgesetzt. Seit dem 12. November übernahm die Regierung die Pferdeschlächterei und verabreichte abwechselnd Rind- oder Hammelfleisch und Pferdefleisch, bis letzteres (seit dem 30. Nov.) allein noch die Kategorie „frisches Fleisch" bildete und nur noch mit eingesalzenem Fleisch wechselte. Die Kartoffeln wurden am 22. November rationiert. Man war

damals auf die Resultate gespannt, welche Herr Joigneur mit seinem Gemüsebau, für den ihm aller im Gürtel verfügbarer Grund und Boden überlassen war, erzielen würde. Schon im Anfang Dezember kamen Gemüse in die Markthallen, die man sonst erst Ende März hatte, besonders Zwiebeln, Lauch-arten, Spinat, Ampfer, Salate, Kerbel, Petersilie, Rettiche u. s. w. 300,000 Beete waren einzig und allein für vielleicht neun Millionen Salatpflanzen in Verwendung. Die hauptsächlichsten Kulturplätze sah man auf den Boulevards Picpus und Neuilly, in der Avenue Dumesnil und in den Straßen Neuilly, Charonne und Montreuil. Außerdem befanden sich derlei Kulturplätze an den äußersten Endpunkten des Weichbildes der Stadt. Die Gemüsegärtner glaubten schon für Weihnachten ihre Kulturprodukte massenhaft auf den Markt werfen zu können. Alsdann sollten die Hallen die Schätze dieser Belagerungskultur zur großen Freude und Beruhigung der Hauswirtschaften feilbieten und die Preußen ärgern.

Was die Preissteigerung der Lebensmittel betrifft, so brachte darüber in der „Patrie“ vom 7. November ein aufmerksamer Beobachter den folgenden Artikel:

„Mit Ausnahme des Brotes, des Weines und des Fleisches, welche Artikel bisher keinen Aufschlag im Preise erfuhren, haben die andern Artikel einen wirklich bereits fabelhaften Verkaufspreis erreicht. Pferde-, Maultier- und Eselsfleisch, welches vor der Belagerung vom Publikum beinahe verschmäht, und von welchen Gattungen z. B. das Pferdefleisch mit 1 Frank 25 Cents. per Kilogramm verkauft wurde, haben jetzt folgende Preise: Pferdefleisch 2 Frank 20 Cents. und Maultier- oder Eselsfleisch 6 Frank per Kilogramm. Zu diesen Preisen sind diese Fleischgattungen sehr gesucht, so daß es häufig vorkommt, daß der Markt ausverkauft ist. Vor der Belagerung war eine gewöhnliche, jedoch gute Gans um 6 bis 7 Frank zu haben, jetzt kostet sie 25 bis 30 Frank. Ein schönes Huhn wurde ehemals in den Hallen mit 3 Frank bis 3 Frank 50 Cents. angeboten, jetzt ist ein solches nicht unter 14 bis 15 Frank zu haben. Ich sah unlängst ein Paar gewöhnliche Hühner zu 28 Frank verkaufen und ein Paar Tauben fanden Abnehmer zu 12 Frank. Was die Truthühner betrifft, so sind dieselben von einer sehr großen Seltenheit, auf dem Markte werden gar keine mehr feilgeboten. Ich habe ein

solches bei einem Eßwarenhändler um 55 Frank kaufen gesehen; zu gewöhnlichen Zeiten wurden sie mit 12 bis 15 Frank bezahlt. Kaninchen kommen häufiger vor und sind trotzdem nicht weniger teuer. Ein Paar wurde vor einigen Tagen in meiner Gegenwart um 36 Frank verkauft, obwohl sie vor der Belagerung wohl kaum mehr als 6 bis 7 Frank wert waren. Der gewöhnliche Marktpreis beträgt gegenwärtig 28 Frank das Paar.

Das Pökelfleisch und alle Wurstsachen sind übermäßig teuer, bei vielen Händlern sind sie nur mehr gleichsam als Warenmuster vorhanden. Geräucherter Schinken kostet 16 Frank das Kilogramm, die Lyoner Schlackwurst 32 Frank. Der normale Preis des ersteren war einst $2^1/_2$ Frank und der der letzteren 8 Frank per Kilogramm.

Zur Entschädigung dafür haben wir die Ochsen- und Pferdefleischwurst, deren sehr respektabler Preis 4 und 6 Frank per Kilogramm, je nach Qualität ist. Ja sogar die klassische Blutwurst, einst so verachtet von den Haushaltungen, als sie noch mit Schweineblut gefüllt ward, wird jetzt, aus Ochsenblut angefertigt, für 1 Frank 80 Centimes verkauft, während das Kilogramm von der ersteren früher den landläufigen Preis von 1 Frank 20 Centimes notierte. Andere Erzeugnisse der Wurstfabrikation sind auf dem Platze schlechterdings nicht mehr vorhanden.

Was die eingesalzenen und geräucherten Fleischgattungen betrifft, namentlich jene Australiens, so sind sie aus den Auslagefenstern unsrer Eßwarenhändler, wo sie sich überhaupt nur wenige Tage gezeigt haben, nunmehr gänzlich verschwunden. Das Publikum, das Eile hatte, sich mit Mundvorrat zu versehen, hat sie rasch aufgekauft. Sie wurden zum Preis von 8 Frank per Kilogramm fortgegeben, während die amerikanische Gesellschaft, welche vor der Belagerung den Versuch gemacht, diesen neuen Industriezweig auszubeuten, mit Mühe und Not Käufer zum Preise von 1 Frank 20 Centimes fand.

Von den Seefischen kann ich nur noch aus der Erinnerung reden, da die Preußen es auf sich genommen, uns alle Zufuhren davon abzuschneiden. Die Erträgnisse der Seine-Fischerei sind entfernt nicht im stande, den Mangel an eingesalzenen Seefischen zu ersetzen. Ein schöner Karpfen, der, wenns recht hoch kam, seinerzeit 2 Frank 50 Centimes bis

3 Frank kostete, kommt heute auf 20 Frank zu stehen. Ich habe selbst einen mit 30 Frank bezahlen gesehen und er war gar nicht außerordentlich groß. Eine bescheidene Portion gebackener Weißfische oder Gründlinge, welche ein Arbeiter an Sonntagen für 1 Frank 25 Centimes kaufte, kann sich jetzt kaum der Rentenbesitzer zum Preise von 4, 5 oder 6 Frank beschaffen, je nachdem eben mehr oder weniger davon im Hallenviereck vorrätig ist.

Haben vielleicht die eingesalzenen Fische mehr Hilfsquellen für die öffentliche Ernährung dargeboten? Keineswegs. Einige Tage haben hingereicht, um sie, nachdem sie einen fabelhaften Preis erreicht, gänzlich verschwinden zu machen. So wurde 1 Pfund Stockfisch zu 2 Frank, ein Häring mit 1 Frank 50 Centimes verkauft.

Auch die Gemüse haben eine unsinnige Preissteigerung erfahren. Das Maß Kartoffeln, welches man vor dem Kriege mit 1 Frank bezahlte, kostet in diesem Augenblick 6 Frank und doch steigt der Preis noch mit jedem Tage höher.

Eier sind für die große Masse der Verzehrer bereits ein unerschwinglicher Luxusgegenstand, und das Huhn, welches sie legt, ist eine wahre Goldeierhenne. Sie kosteten gestern bei den Hökerinnen 4 Frank 60 Centimes das Dutzend, und doch sind noch Hunderttausende davon in den Magazinen vorrätig.

Die Gemüsegärtner verlangen für ihre frischen Erzeugnisse ebenfalls ganz unerhörte Preise. So verkaufen sie ein Kohlhaupt bis zu 1 Frank 50 Centimes, das Häuptel Salat für 75 Centimes, ein Stück Blumenkohl mit 2 Frank, ein Büschel gelbe Rüben für 2 Frank 25 Centimes und die andern Gemüse nach demselben Verhältnis. Und doch ist der Markt ziemlich reich damit versehen, und man findet ohne Schwierigkeiten Lauch, Brüsseler Kohl, Artischocken und sogar Flageolets und junge grüne Erbsen.

Die trockenen Gemüse anbelangend, wie Bohnen, Linsen, Erbsen und dergleichen, so sind keine mehr zum Verkauf vorhanden. Vor ihrem raschen Verschwinden wurden sie um das vierfache ihres reellen Wertes verkauft. In Bezug der Zuthaten zu den Speisen ist die Not eine ungeheure und deren Teuerung eine grenzenlose. Speck ist eine Mythe geworden, es giebt keinen mehr in Paris; die frische Butter, nur außerordentlich selten mehr vorkommend, wurde anfänglich um 28

Frank per Kilogramm verkauft und später bei renommierten Speisewirten bis zu 45 Frank. Die gesalzene Butter hat ebenfalls einen entsprechenden Preisaufschlag erfahren, man findet deren zu 14 Frank das Kilogramm, sie ist aber von schlechter Beschaffenheit.

Das Öl hat seinen gewöhnlichen Preis auf das dreifache erhöht; was das Schweine- oder Gänsefett betrifft, so ist es unbekannt auf dem Markte. Es wurde durch ein schauderhaftes Gemenge von Ochsen- und anderm Tierfett ersetzt, das man für 3 Frank 50 Centimes bis 4 Frank per Kilogramm verkauft. Von Käse existiert keinerlei Gattung mehr."



VII.

Große Siege der Pariser.

Auf der Speisenkarte für die Woche vom 30. November bis zum 7. Dezember stand: Montag Pökelschweinefleisch, Dienstag Stockfisch, Mittwoch konserviertes Fleisch, Donnerstag, Freitag und Sonnabend frisches (Pferdefleisch).

Dieselbe Woche war reich an großen Ereignissen. Darauf bereitete die folgende Proklamation der Regierung an die Pariser vor: „Bürger! Die Anstrengung, welche die Ehre und das Heil Frankreichs fordern, hat begonnen. Ihr erwartet sie mit einer patriotischen Ungeduld, die zu mäßigen Eure militärischen Anführer Mühe hatten. Entschlossen, wie Ihr, den Feind aus den Linien zu vertreiben, worin er sich verschanzt hat, und Euern Brüdern aus den Departements entgegen zu eilen, hatten sie die Pflicht, mächtige Angriffsmittel vorzubereiten. Sie haben sie vereinigt; jetzt kämpfen sie, unsere Herzen sind mit ihnen. Wir alle sind bereit, ihnen zu folgen, und wie sie unser Blut für die Befreiung des Vaterlandes zu vergießen. In dieser erhabenen Stunde, wo sie ihr Leben mit Edelmut aussetzen, sind wir ihnen die Mitwirkung unseres Vertrauens und unserer Bürgertugend schuldig. Wie heftig auch unsere Aufregung sein möge, wir wollen den Mut haben, ruhig zu bleiben. Wer die geringste Unruhe in der Stadt erzeugte, würde die Sache ihrer Verteidiger verraten und der Sache Preußens dienen. Ebenso wie die Armee nur durch Disziplin siegen kann, können wir nur mit Einigkeit und Ordnung widerstehen. Wir rechnen auf den Erfolg; wir werden uns durch keinen Unglücksfall niederschlagen lassen. Laßt uns hauptsächlich unsere Kraft in dem unerschütterlichen

Entschluß suchen, jeden Gährungsstoff der bürgerlichen Unordnung als einen Keim des schimpflichen Todes zu ersticken. Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik! Die Mitglieder der Regierung: Jules Favre, Vizepräsident der Regierung; Emanuel Arago, Jules Ferry, Garnier Pagès, Eugen Pelletan, Ernst Picard, Jules Simon. Die Minister: Leflo, Dorian, J. Magnin ꝛc. Paris, 28. November 1870."

Die Proklamation, welche General Ducrot beim Beginn der Aktion an seine Truppen erließ, lautete wie folgt: „Der Augenblick ist gekommen, um den eisernen Ring zu durchbrechen, welcher uns seit langer Zeit umschließt und der uns in einem langen und schmerzhaften Todeskampf zu ersticken sucht. Euch ist die Ehre geworden, dieses große Unternehmen zu versuchen. Ihr werdet Euch dessen würdig zeigen. Ich habe die Gewißheit. Ohne Zweifel werden die Anfänge schwierig sein: wir werden ernstliche Hindernisse zu überwinden haben; man muß sie mit Ruhe und Entschlossenheit ins Auge fassen, ohne Übertreibung und ohne Schwäche. Die Wahrheit ist die: bei unsern ersten Schritten auf die Vorposten stoßend, werden wir unerbittliche Feinde finden, welche durch zahlreiche Siege kühn und vertrauensvoll geworden sind. Eine kräftige Anstrengung muß also dort gemacht werden, aber sie geht nicht über Eure Kräfte; um Eure Aktion vorzubereiten, hat die Vorsicht desjenigen, welcher den Oberbefehl über Euch führt, über 400 Kanonen angehäuft, von denen zwei Drittel zum wenigsten starken Kalibers sind; kein materielles Hindernis wird ihnen widerstehen können, und um Euch in die Öffnung zu stürzen, werdet Ihr mehr als 150000 sein, alle wohlbewaffnet, gut equipiert, reichlich mit Munition versehen und ich hoffe es, beseelt von einem unwiderstehlichen Eifer. Sieger in dieser ersten Periode des Kampfes ist Euer Erfolg gesichert, denn der Feind hat an die Ufer der Loire seine besten Truppen gesandt; die heroischen und glücklichen Anstrengungen unserer Brüder halten sie dort zurück. Mut also und Vertrauen! Bedenkt, daß in diesem letzten Kampfe wir für unsere Ehre, unsere Freiheit, für das Heil unseres teuern und unglücklichen Vaterlandes kämpfen und wenn diese Beweggründe nicht ausreichen, um Eure Herzen zu entflammen, so denkt an Eure verwüsteten Felder, an Eure ruinierten Familien, an Eure trostlosen Schwestern, Frauen und Mütter. Möge dieser Ge-

danke Euch den Durst nach Rache, die geheime Wut mitteilen, welche mich beseelen, und mir die Verachtung der Gefahr einflößen. Was mich anbelangt, so bin ich entschlossen und ich schwöre es vor Euch und der ganzen Nation, entweder tot oder als Sieger nach Paris zurückzukehren; Ihr könnt sehen, daß ich falle, aber nicht, daß ich zurückweiche; aber wenn ich falle, so haltet Euch nicht auf, sondern rächt mich. Vorwärts also! Vorwärts! Und möge Gott uns schützen! Der Obergeneral der zweiten Armee von Paris, A. Ducrot. Paris, 28. November."

Trochu erließ die folgende Proklamation: „Bürger von Paris, Soldaten der Nationalgarde und der Armee! Die Politik des Einfalles und der Eroberung will ihr Werk vollbringen. Sie führt in Europa das Recht der Gewalt ein und will es in Frankreich begründen. Europa mag diese Beschimpfung stillschweigend erdulden, aber Frankreich will kämpfen und unsere Brüder rufen uns nach außen, für den letzten Kampf! Nach so vielem vergossenen Blut wird das Blut von neuem vergossen werden. Möge die Verantwortlichkeit auf die zurückfallen, deren verabscheuungswürdiger Ehrgeiz die Gesetze der modernen Zivilisation und Gerechtigkeit mit Füßen tritt. Laßt uns unser Vertrauen in Gott setzen, laßt uns für das Vaterland vorwärts marschieren!"

In der Nacht vom 28. auf den 29. wurde der große Kampf in Angriff genommen. Alle Boulevards und Straßen waren vom 29. an Tag und Nacht mit einer dichten Menschenmenge bedeckt, die auf Nachrichten harrte. Während der ganzen Zeit donnerten die Kanonen aller Forts ohne Aufhören, was die Aufregung natürlich vermehrte. Auf das schnelle Herannahen der Loirearmee rechnete man mit Bestimmtheit, da man glaubte, daß Trochu seine Operationen nur begonnen habe, weil er von dem siegreichen Vordringen derselben benachrichtigt sei. Das Bombardement aus den südlichen Forts wurde während der Nacht vom 29. zum 30. mit einer Intensität unterhalten, wie sie in den etwa siebzig Tagen der Belagerung von Paris noch nicht vorgekommen. Fast hörte es sich an, als sollte der eherne Mund der Geschütze, ein neues Rolandshorn, die Loirearmee herbeirufen. Aber diese, die gerade am 29. November bei Beaune la Rolande nach Fontainebleau durchzubrechen versucht hatte, um sich in den Rücken des linken

Flügels der deutschen Einschließungsarmee zu werfen, konnte den Schmerzensschrei nicht hören. Während der Hauptausfall am 29. November gegen das VI. preußische Korps und seine Stellungen bei Villeneuve, St. Georges u. s. w. gerichtet war, dirigierten sich am 30. die Streitkräfte des Generals Ducrot vor den Forts Charenton, Vincennes und Rosny gegen die Positionen der württembergischen Divisionen, zwischen Seine und Marne, so daß der Hauptkampf (denn es wurden gleichzeitig auch mehrere andere kleinere Ausfälle und militärische Demonstrationen an verschiedenen Punkten unternommen) sich auf die Dörfer Champigny sur Marne, Villiers sur Marne und Brie sur Marne konzentrierte. Der Kampf, mit großer Hartnäckigkeit geführt, zog sich bis nach 6 Uhr hin, wiewohl schon um Mittag vollständig entschieden war, daß ein Durchbruch auch an dieser Stelle nimmermehr gelingen werde. Den Angriffen lag unstreitig der Gedanke zu Grunde, die deutsche Zernierungslinie in den Richtungen auf Meaux und Fontainebleau zu durchbrechen. Es war der Zweck des Ausfalls den Truppen bekannt gemacht und ihnen angesagt worden, daß sie um jeden Preis sich durch die deutschen Linien durchzuschlagen hätten, in Massen, oder wenn dies nicht gelingen sollte, bataillonsweise. Die heftige Kanonade aus sämtlichen Forts und Schanzen rund um die Stadt her sollte den Feind über den eigentlichen Ausfallspunkt täuschen und verhindern, daß die nicht ernstlich angegriffenen Korps Hilfe nach dem eigentlich bedrohten Punkte senden könnten. Auf allen Seiten gab es Ausfälle in Stärke einer Brigade, um zu engagieren und zu täuschen; so von St. Denis aus gegen das IV. preußische Korps, und eine andere Brigade, von eben da aus gegen das Gardekorps; eine dritte gegen das sächsische Korps mit der Direktion auf Chelles; eine vierte gegen das VI. Armeekorps; eine fünfte gegen das V. bei St. Cloud. Der eigentliche Vorstoß war aber gegen die württembergische Division gerichtet, östlich und südöstlich der Festung. Hier vereinigten sich die besten Truppen, zahlreiche Artillerie, mehrere Pontonbrücken über die Marne, Kanonenboote auf Seine und Marne, gepanzerte Lokomotiven und Lowries mit Geschützen auf den Eisenbahnen, Konzentration der Artilleriewirkungen aus den Forts.

Der Ausfall vom 30. November, der am 2. Dezember wieder aufgenommen wurde, endete wie alle seine Vorgänger,

aber je mißlungener dieses Mal der Durchbruchsversuch war, desto pomphafter die Tagesbefehle. Am 4. Dezember erließ General Ducrot folgenden Tagesbefehl: „Soldaten! Nach zwei Tagen glorreicher Kämpfe habe ich Euch über die Marne zurückgehen lassen, weil ich überzeugt war, daß neue Anstrengungen in dieser Richtung fruchtlos seien, wo der Feind Zeit gehabt, Streitkräfte zu konzentrieren und Aktionsmittel vorzubereiten. Wenn wir auf diesem Wege beharrt hätten, so würde ich Tausende von Tapfern unnütz aufgeopfert haben. Anstatt dem Werke der Befreiung zu dienen, würde ich es ernstlich in Gefahr gebracht haben; ich konnte Euch selbst in ein nicht wieder gut zu machendes Unglück stürzen. Aber der Kampf ist nur für einen Augenblick suspendiert; wir werden ihn wieder mit Entschlossenheit aufnehmen. Seid bereit! Vervollständigt Eure Munitionen und besonders Eure Lebensmittel. Erhebt Eure Herzen auf die Höhe der Opfer, welche die Heiligkeit der Sache erheischt, für welche unser Leben zu geben wir nicht zaudern dürfen." Amtlich wurde am 4. noch gemeldet: „Der Plan, dessen Ausführung seit vier Tagen auf so kräftige Weise in Angriff genommen wurde, ist also in eine neue Phase getreten. Gestern gingen unsre Truppen in voller Ordnung und ohne vom Feinde belästigt zu werden, über die Marne. Die auf so mutige Weise von unserer jungen Armee ertragenen Strapazen erheischten eine kurze Ruhe. Die Kälte ist viel strenger auf den Hügeln, als auf dem flachen Lande und innerhalb der Wälle von Paris. Man hatte den ganzen Tag gekämpft und man mußte vermeiden, daß man wie am 2. unerwartet angegriffen werde. Deshalb war es unmöglich zu schlafen, was übrigens auch wegen der Kälte gefährlich gewesen wäre, da man wahrscheinlich nicht mehr erwacht sein würde. Einige Blätter behaupten, daß wir Champigny aufgegeben. Dieses ist nicht der Fall; wir haben uns dort festgesetzt. Die Verluste des Feindes am 29. und 30. November und 2. Dezember sind so beträchtlich, daß er unsere Armee unbehelligt die Marne überschreiten ließ. Man muß dieses Faktum hervorheben, denn es heiligt die Bemühungen einer Armee, die vor zwei Monaten nicht bestand. Die Armee, die sich in voller Sicherheit befindet, schöpft in einer kurzen Ruhe neue Kräfte. Es sind Kadres zu vervollständigen und man nimmt mit größtem Eifer die Umgestaltung gewisser Teile

ihrer Organisation vor. Der Gouverneur bleibt an der Spitze der Truppen und sorgt selbst für alle Bedürfnisse derselben. Die Zahl der gemachten Gefangenen beträgt 800. Es scheint, daß die Preußen in größter Überraschung sind. Sie hatten keinen solchen Widerstand erwartet und sind besonders erstaunt über unsere so zahlreiche und wohlangewandte Artillerie. Noch einige Tage wie die vom 29. und 30. November und 2. Dezember und der Feind wird gänzlich demoralisiert sein. Die Quantität Pulver, welche unsere Truppen am Freitag verschossen haben, soll 100 000 Kilogramm betragen. Im Durchschnitt sind 250 Kanonenschüsse per Minute abgefeuert worden. Am Sonntag verhafteten unsere Truppen in Champigny mehrere Individuen beider Geschlechter, welche den Preußen Berichte lieferten. Bei den gefangenen und toten Preußen fand man viele Briefe; alle drücken das lebhafte Bedauern aus, Weihnachten nicht zu Hause zubringen zu können. Alle beklagen die Fortsetzung des Krieges. Der merkwürdigste Brief wurde bei einem Lieutenant gefunden. „Was mich erschreckt", schreibt derselbe, „ist, daß wir nach Beendigung dieses wilden Krieges noch einen zweiten, schrecklicheren Kampf zu bestehen haben werden". Es bestätigt sich, daß ein Teil der Armee des Prinzen Friedrich Karl am Kampfe teilgenommen (!) und daß die Preußen 200 000 Mann stark uns gegenüberstanden."

An die Tage vom 29. November bis 2. Dezember knüpften sich endlose Berichte über die Einzelheiten der Kämpfe. „Am 2. Dezember", so erzählte man, „wurde ein Korps preußischer Kavallerie, 3500 bis 4000 Mann (!) stark, aus Ulanen, Jägern und Lanziers bestehend, gegen die Linien der französischen Infanterie losgelassen. Plötzlich demaskieren sich zwölf Mitrailleusen und ergießen eine solche Lawine von Kugeln auf diese Masse Kavallerie, daß dieselbe in weniger als einigen Minuten, mit Ausnahme von 2= bis 300 Mann (!), welche schleunigst umkehrten und der Schlächterei entwischen konnten, auf der Erde hingestreckt lag, Mann und Roß. Da konnte man von den Höhen des Père la Chaise, wo Tausende von Parisern standen, um mit Hülfe von Fernröhren die Bewegungen und Wandlungen der Schlacht zu beobachten, eine Menge von Personen in Uniform und in Zivil sehen, wie sie auf diese Blutszene losstürzten, und mit einer Schnelligkeit, welche die Furcht vor einer Rückkehr des Feindes erklärlich macht

und rechtfertigt, sich daran machten, die unter diesem Kartätschensturm gestürzten Pferdekadaver zu zerlegen. Diese einzige Schlächterei hat Paris mit ausgezeichnetem frischen Fleische auf mehr als eine Woche (!) versehen.“ Von deutscher Seite ist allerdings bemerkt worden, daß die französischen Soldaten, ehe sie in ihre befestigten Stellungen zurückgingen, ihren eigenen getöteten Pferden mit großer Sorgfalt alle brauchbaren Fleischstücke ausgeschnitten hatten.

An den Thaten der Armee hatten, wie versichert wird, die Marschbataillone der Nationalgarde keinen überwiegenden Anteil. Diese Bataillone zeigten, selbst bei ziemlich sicherer Entfernung von der eigentlichen Aktionsszene, eine so unstete Front, daß man es für nicht ratsam hielt, sie vorzuschieben. Nur das Bataillon von Belleville war engagiert und auch dieses hielt nicht stand. Als „La Gare aux Boeufs“ vom Admiral Pothuau und seinen Matrosen okkupiert wurde, folgten zwei Bataillone der mobilisierten Nationalgarde als Nachhut, und der Admiral fand sich etwas überrascht, als er sah, daß in dem Tagesbefehl derer, die das eigentliche Kämpfen besorgt hatten, kaum Erwähnung gethan, während die „Schweinemetzger“ bis zum Himmel erhoben wurden. Als Aufklärung diente ein Brief Trochus an den Admiral, in welchem er sagte, aus politischen Gründen müsse man die Nationalgarde ermutigen. Bei Villiers und Champigny, wo die Nationalgarden außer Schußweite aufgestellt waren und eine Ordre kam, sie in Linie aufmarschieren zu lassen, erklärte General Thomas, dies sei unmöglich, weil die Nationalgarden glauben könnten, sie sollten am Kampf teilnehmen. Nichtsdestoweniger beglückwünschte sie nachher Trochu für die „moralische Unterstützung“, die sie ihm gewährt hätten. Die eigentlichen Soldaten fühlten sich dadurch schwer gekränkt. Sie erklärten, die Pariser beim nächsten Ausfall zum Kampfe zwingen zu wollen, indem sie diese an die Front stellen und auf sie feuern würden, sollten sie versuchen, auszureißen.

Clemens Thomas hatte noch den Schmerz, folgende Thatsache zur Kenntnis der Nationalgarde zu bringen: „Die vier Kriegskompagnien des 76. Bataillons unter dem Oberbefehl des Bataillonschefs Latappy bildeten einen Teil der Kolonne, welche am 29. November in der Umgegend des Fort Rosny operierte. Im Begriffe, nach Paris zurückzukehren,

erhielt die Kolonne nach der Instruktion des Höchstkommandierenden den Befehl, ihre am Morgen erhaltenen Patronen an die Militärwagen abzugeben, welche sie gebracht hatten. Im Augenblicke, wo jedes Bataillon sich anschickte, diesen Befehl auszuführen, apostophierte der Lieutenant Montfilière von der 2. Kompagnie des 76. Bataillons seinen Bataillonsführer und drohte ihm, ihn verhaften zu lassen, indem er zugleich die Nationalgarden zur Revolte aufreizte, das Kommando über das Bataillon zu übernehmen versuchte und letzteres aufforderte, die Patronen nicht abzuliefern. Einige von den Redensarten dieses Offiziers irregeleiteten Nationalgarden umgaben den Bataillonsführer Latappy, insultierten und bedrohten ihn gröblich." Die Kriegskompagnien des 76. Bataillons wurden infolge dessen der Ehre, an den Ausfällen vom 2. und 3. Dezember teilzunehmen, beraubt, Lieutenant Montfilière nach der Conciergerie gebracht und vor das Kriegsgericht gestellt. Ein anderer Tagesbefehl des General Thomas gab nähere Auskunft über die Gründe, welche die Auflösung des Bataillons der Tirailleurs von Belleville veranlaßten. Dieses Bataillon wurde auf seinen wiederholt ausgesprochenen Wunsch, gegen den Feind geführt zu werden, als eines der ersten equipiert und am 25. November nach Creteil geschickt, um hier die Vorposten zu stellen. Am 28., als der Bataillons-Kommandeur Lamperière eben die Ronde in den Trancheen beendet hatte, floh ein großer Teil der 1. und 2. Kompagnie in völliger Auflösung aus den Trancheen. Die Flüchtigen warfen die Schuld ihrer Panik auf den Kapitän Bellandier, der zuerst davongegangen sei. Am andern Tage wurde das Bataillon nach Charenton zurückgezogen; später weigerte es sich, den Vorpostendienst wieder zu übernehmen. Am 5. beantragte der Brigade-Kommandeur Oberst Le Mains die sofortige Zurückberufung des Bataillons nach Paris. Das 147. Bataillon, auch aus Bellevillern bestehend, das Ordre erhalten hatte, nach Rosny abzugehen, wurde ebenfalls aufgelöst, da dasselbe nur in einem Effektivbestand von 109 Mann erschien, von denen der größte Teil unbewaffnet war.

Die Klagen über die Nationalgarde mehrten sich nach den großen Tagen vom 30. November und 2. Dezember. Im „Français" las man: „Sehr ernste Dinge werden uns von verschiedenen Seiten über gewisse Bataillone der mobilen

Nationalgarde gemeldet; die Nummern derselben halten wir zur Disposition des General Clemens Thomas. Diese Bataillone sollen sich in Montrouge und Arceuil erlaubt haben, Privatbesitzungen zu verwüsten, Spiegel zu zerschlagen, Keller zu plündern und wertvolle Möbel unnütz zu verbrennen. In Montrouge mußte eine Sammlung seltener Kupferstiche zum Feueranmachen herhalten." Der „Français" erzählte ferner, daß, als ein Bataillon der mobilen Nationalgarde, welches Arceuil für einige Tage besetzt hatte, nach Paris zurückgekommen war, Leute dieses Bataillons bei Händlern in der Nähe des Place Meubert eine Menge von Gegenständen verkauft hätten, die Ausbeute der in Arceuil vollzogenen Plünderung, namentlich ganze Batterien von kupfernem Kochgeschirr. (An solchen Verwüstungen nahmen übrigens auch oft die Mobilen teil, wie z. B. ein Bericht des General Noel, Kommandant des Mont Valérien, vom 3. Dezember beweist.) Die „Revue des deux mondes" entwarf von der Aufführung der Nationalgarden überhaupt ein wenig schmeichelhaftes Bild. „Viele entfernen sich ohne Erlaubnis von den ihnen angewiesenen Posten, um kleine Spaziergänge zu machen, oder sich die Zeit mit Billard und Ecarté zu vertreiben . . . . Daß die Hälfte des Bataillons betrunken ist, gehört zur Regel. Selten, daß eine Nacht ohne falsche Alarmierung, noch seltener, daß eine ohne Schlägereien vorüberginge . . . . Das übermäßige Trinken zehrt an der Gesundheit der Leute und mehr noch an der Mannszucht. Ihre Haltung bildet den traurigsten Gegensatz zu ihren patriotischen Deklamationen . . . An einem guten, geschriebenen Reglement fehlt es allerdings nicht, aber die Offiziere gaben längst alle Hoffnung auf, es durchzusetzen." Unter dem 16. Dezember berichtete General Clemens Thomas an General Trochu: „Herr Gouverneur! Das 200. Bataillon ist heute ausmarschiert, um die Vorposten zu Créteil zu besetzen. Ich empfange vom obersten General-Kommandanten zu Vincennes folgende Depesche: „Der Bataillonschef des 200sten betrunken. Zum wenigsten die Hälfte der Leute betrunken. Unmöglich, den Dienst mit ihnen zu versehen. Notwendigkeit, ihre Posten abzulösen. In dieser Verfassung ist die Nationalgarde eine Entwürdigung und eine weitere Gefahr. Ich habe die Ehre, die Absetzung des Bataillonsführers Le Blois, Kommandanten des 200. Bataillons, zu verlangen. Ge-

nehmigen Sie u. s. w. Clemens Thomas." „Gutgeheißen: Der Gouverneur von Paris." Solche strenge Maßregeln fanden nicht die allgemeine Billigung. Auch der Tagesbefehl, der sich dagegen erhob, daß mobilisierte Nationalgardisten heimlich Ersatzmänner stellten, machte böses Blut. Das amtliche Blatt sah sich sogar zu einer Note veranlaßt, in welcher die Strenge des Ober-Kommandanten der Nationalgarde als eine durchaus gerechtfertigte dargestellt wurde. Sie erinnerte an die Plünderungen in Creteil und anderswo, sowie an die Profanationen in Issy.

Die Verluste vom 29. November bis zum 3. Dezember wurden in einem offiziellen militärischen Berichte wie folgt angegeben: Tot 72 Offiziere, 936 Mann; verwundet 342 Offiziere, 4680 Mann, im ganzen 6030 Mann. Viele Leichtverwundete seien jedoch nicht erst in die Ambulanzen gebracht worden. Den stärksten Verlust hatte die zweite Armee, den geringsten das Armeekorps von St. Denis (263 Mann). Am 4. Dezember erschien eine Proklamation der Regierung, worin die Bevölkerung aufgefordert ward, die Zahl der Betten anzugeben, welche sie für die Leichtverwundeten den Militärbehörden zur Verfügung stellen könne. Dem General Renault wurde der Fuß abgenommen. Die Generale Paturel und Boissonet (letzter zweiter Ober-Kommandant der Artillerie) und Oberst Villiers waren am 2. verwundet worden. Der Oberst de Grancey (von den Mobilen der Cotes d'or), der Oberst Vigneral und alle Bataillonsführer der Mobilen der Ille-et-Vilaine wurden getötet; Graf de Néverlée, Adjutant des Generals Ducrot, ebenfalls. Derselbe hatte mit 143 Mann Elite-Truppen eine Reihe gefährlicher Missionen übernommen. Von diesen 143 kamen nur 5 Mann zurück.

Die in den letzten Kämpfen gefangen genommenen deutschen Offiziere machten einige Tage lang in Paris viel von sich reden. Wie ein französischer Korrespondent erzählt, gingen vier dieser Offiziere unter Begleitung einer Person, welche sie zu beaufsichtigen und nötigenfalls zu beschützen hatte, in Paris umher, um sich die verschiedenen Sehenswürdigkeiten zu betrachten. Es waren junge Leute, von denen der älteste 25 Jahre zählte; zwei gehörten der preußischen, einer der württembergischen und einer der sächsischen Armee an. Ihr Begleiter war ein geborener Deutscher und naturalisierter Franzose, ein

gewisser Herr Degré. Sie waren, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, in bürgerlicher Kleidung und brachten die Tage ihres Aufenthalts in Paris mit der Besichtigung nicht allein der innern Merkwürdigkeiten, sondern auch eines Teiles der Befestigungen zu. Sie konnten ihr tiefes Erstaunen über alles, was sie sahen, vornehmlich über die Ruhe und Ordnung, welche allenthalben herrschte, nicht verhehlen. Der Anblick der Zentral-Markthallen und der dort ausgebotenen Vorräte an Reis und Mehl schien sie zu überraschen. Ihr Diner nahmen sie immer in Begleitung des Herrn Degré in der Restauration Notta an der Ecke des Boulevard und des Faubourg Poissonière ein. Allein da sie, wiewohl sie keine Uniform trugen, großes Aufsehen erregten, so verließen sie den allgemeinen Saal und zogen sich in ein besonderes Kabinett zurück. Aber auch dahin verfolgte sie die Neugierde des Publikums, zumal einiger Damen der Halbwelt, die sogar die Thür bald öffneten, um sich die „nordischen Barbaren" zu beschauen. Diese blickten munter darein und schickten einige Kußhändchen in das freundlich-feindliche Lager. Man hätte sich vielleicht leichter verständigt, als vor den Mauern von Paris, allein es intervenierten einige Offiziere der Nationalgarde mit gar bärbeißig patriotischen Gesichtern, und es entstand ein kleiner Tumult, der damit endigte, daß die vier Herren mit ihrem Cicerone es für gut fanden, schleunigst in ihren Wagen sich zurückzuziehen und davon zu fahren.

Ganz so harmlos, wie der französische Korrespondent die Geschichte erzählt, kann sie wohl nicht verlaufen sein. Die Bekanntmachung, welche General Schmitz, Trochus Generalstabschef, in Paris anschlagen ließ, spricht von offenbaren Mißhandlungen. Es hieß in dieser Affiche: „Man hat sich im Publikum über die Gegenwart der in den letzten Kämpfen gefangen genommenen Preußen in den Straßen und Restaurants von Paris gewundert. Diese Offiziere sind nie isoliert umhergegangen; sie haben schriftlich den Eid abgelegt, Paris nicht zu verlassen und keine geheime Korrespondenz mit der Armee zu unterhalten. Unter diesen Bedingungen sind sie auf Ehrenwort frei gewesen. Das ist das Kriegsgesetz. Übrigens hatten wir ein wirkliches Interesse, daß die Offiziere aus eigener Anschauung die Falschheit der Nachrichten konstatieren könnten, die in der preußischen Armee sowohl über die Ernährung von

Paris, als über den Geist seiner Bevölkerung im Umlauf sind. Da diese Offiziere nun gestern in einem Restaurant, wo sie ihre Mahlzeit nahmen, in Gesellschaft einer Person, der sie seitens der Regierung anvertraut worden waren, der Gegenstand ernster Beschimpfungen geworden sind, so hat der Chef des Generalstabes Verfügungen getroffen, diese Offiziere in der Roquette (Gefängnis) internieren zu lassen, um sie Wutausbrüchen (sévices) zu entziehen, welche die Aufregung der Geister erklären könnte, ohne sie zu rechtfertigen und die beklagenswerte Folgen haben würden." Aus Vincennes am 8. Dezember ließ General Trochu folgendes Schreiben an seinen Generalstabschef ergehen: „Mit aufrichtigem Bedauern höre ich, daß einige preußische Offiziere, die ich nach Paris hatte eskortieren lassen, Gegenstand fast an Insulten grenzender übelwollender Demonstrationen geworden sind. Diese auf Ehrenwort gefangenen Offiziere stehen, wie die unsrigen in Preußen, unter dem Schutz unserer militärischen Ehre. Senden Sie mir dieselben sofort. Ich werde ihre Auswechselung mit einer gleichen Anzahl französischer Offiziere gleichen Ranges veranlassen. Sie werden der preußischen Armee nur Kunde von der moralischen Lage von Paris bringen, getragen von einem Geist der Hingebung und des Opfermutes, der niemals fester war, und mit dem wir alle uns für den Kampf bereiten." Die Auswechselung erfolgte, nachdem die Gefangenen durch reichlichen Genuß von Beefsteaks von ächtem Rindfleisch mit Spargel-Beilage über die falsche Spekulation Moltkes sich hatten belehren lassen. Ein preußischer Offizier vom 71. Regiment, der mit seinem Zuge am 1. Dezember bei Epinay von den Franzosen gefangen war, wurde vor den Kommandeur von St. Denis, Admiral La Roncière, geführt. Derselbe versorgte den Offizier mit einem eleganten Zivilanzuge, lud ihn zu einem exquisiten Diner ein, stellte ihm eine Equipage und einen Kommissionär als Dolmetscher zur Verfügung und gestattete ihm gegen Verpfändung seines Ehrenwortes Paris zu durchstreifen. Dort wurde er zu dem Generalstabschef Schmitz geführt, der ihn auf das Liebenswürdigste aufnahm und mit ihm zum General Trochu fuhr, von dem er ebenfalls zu einem lukullischen Mahle geladen wurde. Im Laufe der Unterhaltung stellte Trochu die Frage an den Offizier, warum der preußische Generalstab nicht die

Anweisung zum Beginn des Bombardements gäbe, worauf der Offizier erwiderte, daß er als Soldat nur gewohnt sei, den ihm erteilten Befehlen zu gehorchen und die Pläne des Generalstabs nicht kenne. Darauf erwiderte Trochu erregt, daß er den Beginn des Bombardements herbeiwünsche, da die preußischen Geschütze nur die Plätze beschießen könnten, in denen hauptsächlich das Gesindel von Paris wohne, welches ihn am meisten in seinen Unternehmungen behindere. Trochu versicherte ferner, die deutschen Stellungen an allen Punkten genau zu kennen und hielt sich überzeugt, mit den französischen Batterien die feindlichen Geschütze zu dislozieren. Er erging sich in Weitläufigkeiten über die Konstruktion derselben und gab seine endgültige Meinung dahin ab, daß dieselben nicht die weite Tragfähigkeit der französischen Geschütze besäßen. Der Offizier sah ferner noch verschiedene Rinderherden um Paris; in einem Restaurant, wo er ein Dejeuner einnahm und Beefsteak von Rindfleisch, Gemüse und Fleisch für 3 Frank erhielt, war viel Verkehr. Auf den Straßen von Paris ging es ebenfalls sehr lebhaft zu.

La Roquette, wohin auch Offiziere einige Tage gebracht wurden, und welches mehrere Hunderte von Gemeinen beherbergte, ist ein graues, niedriges, viereckiges, traurig ausschauendes Gebäude, vor dem so manchem Verbrecher durch die Guillotine der Kopf abgeschlagen wurde.

Dieses Gefängnis liegt in einem der ärmsten Quartiere der Stadt, auf der Straße nach Père la Chaise. Die enge, schmutzige, schlecht gepflasterte Straße erweitert sich nach der Stelle zu, wo sie in den Platz ausmündet, der zuweilen zur Aufstellung der Guillotine benutzt wird; auf einer anderen Seite desselben liegt das Zuchthaus für jugendliche Verbrecher, das französische Newgate, vor dessen Front die jugendlichen Verbrecher ihren Lebenslauf wahrscheinlich enden, wenn sie sich nicht bessern. Das gewöhnliche Militärgefängnis befindet sich in der Rue Cherche-Midi. Da dasselbe überfüllt war, wurde ein Teil von La Roquette zur Unterbringung der Militärgefangenen bestimmt. Die Gefangenen bildeten zwei Abteilungen, nämlich Franzosen, welche wegen Desertierens und Plünderns eingesperrt waren, und deutsche Kriegsgefangene.



VIII.

Weihnachten in Versailles.

Das Weihnachtsfest kam näher und näher, und noch immer kein Bombardement! Das war der Seufzer, der, wie im deutschen Heimatslande, so auch in Versailles durch viele Reihen ging. Die Soldaten murrten mit den Zivilisten um die Wette. „Wir liegen seit bald drei Monaten vor Paris, ohne es jemals anzugreifen, jemals zu beschießen, obgleich es uns an Geschützen nicht mangelt. Die Franzosen werden einst sagen: Entweder waren die Deutschen der Meinung, kein Geschützfeuer gegen Paris und seine Befestigungen eröffnen zu können, oder sie dachten, daß es in keiner wirksamen, förderlichen oder lohnenden Weise würde geschehen und durchgeführt werden können, und daß es deshalb besser zu unterbleiben hätte. Es sind dies die beiden Unterlassungsgründe, an die man zuerst denken wird: die Deutschen schossen nicht, weil sie es nicht konnten, oder weil es ihnen zu wenig genützt hätte. Doch vielleicht kann auch noch eine dritte Erklärung vorgebracht werden: sie schossen nicht, weil sie es nicht wollten. Eine vierte möchte aber nicht leicht zu finden sein; es lag entweder an dem unbedingten Nichtkönnen, oder an dem Nichtwollen, oder endlich an der Meinung, der Angriff würde nicht lohnend gewesen sein. In letzterer Beziehung könnte mehr als eine Erwägung die Deutschen zurückgehalten haben. Es ist möglich, daß sie sich von einem Angriff auf ein einzelnes Außenwerk, das in ihrer Macht gelegen haben würde, oder von der Beschießung dieses oder jenes Stadtteils, den sie hätten treffen können, doch keinen Nutzen, keine genügende Wirkung in Hinsicht auf das Endziel versprechen. Es ist auch möglich, daß

sie einen Angriff und Sturm auf dies oder jenes Außenwerk für so schwierig und blutig hielten, daß selbst im Falle des Gelingens das Ergebnis ihnen der gebrachten Opfer nicht wert zu sein schien. Kurz, die deutschen Geschütze hätten vielleicht diesen oder jenen Kampf unternehmen können; da aber die Eroberung von Paris doch nicht damit erzielt worden wäre, so standen die deutschen Heerführer von solchen Angriffen ab, — womit denn aber bewiesen zu sein scheint, daß der Belagerer selber einsah, mit seinen Geschützen nichts ausrichten zu können. Doch wie gesagt, es bleibt noch die Erklärung übrig, daß die Deutschen nicht schießen wollten. Vielleicht wollten sie Paris schonen, obgleich sie weder Straßburg noch Diedenhofen, weder Schlettstadt noch Breisach geschont, sondern diese deutschen Städte ganz tüchtig eingeäschert hatten. War dem so, so ist Victor Hugo allerdings nicht der einzige, dem Paris eine ganz besondere und heilige Scheu einflößt. Er nennt diese Stadt ausdrücklich das Heiligtum der Menschheit, das Mekka der Gesittung; der Italiener Guerazzi nennt dieselbe Stadt den großen Tempel und Wallfahrtsort der Liederlichkeit, oder wie man etwas nachsichtiger sagen könnte, des Vergnügens; und es stände jetzt nur noch in Frage, ob den Deutschen, die nicht schießen wollten, Paris als Herd der Gesittung oder als Herd des Vergnügens heilig und teuer im Gedächtnis war. Blücher, welcher sagte, er scheue so wenig Napoleon, wie seine Marschälle, Blücher würde auch ebenso wenig die Türme von Notre Dame, wie die Dächer der feinsten Kaffeehäuser oder die der vornehmsten Welt am St. Germain gescheut haben; doch ist hier nicht von 1815, sondern von 1870, nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft zu reden. In der Zukunft aber werden dies die Franzosen für ausgemacht halten, daß den Deutschen, sofern sie zu schießen sich scheuten, Paris aus irgend einer Rücksicht heilig gewesen sein müsse. Und ob die künftigen Franzosen uns für Schüler Victor Hugos oder Guerazzis ansehen werden, das wird wenig verschlagen. Genug, sie werden der Gewißheit leben, daß Paris als heilige Stadt, als europäisches Mekka förmlich anerkannt ist, eine Stadt, die selbst, wenn sie nicht außer dem Bereiche der Kanonen läge, doch unantastbar wäre für die Andächtigen. Das wäre aber in allem Ernste keine Kleinigkeit, wenn die Franzosen fortan glaubten, eine unangreifbare

Hauptstadt zu besitzen. Vor drei Monaten lachte man, als sie prahlten, Paris sei uneinnehmbar; jetzt kommts heraus, Paris ist sogar unangreifbar. Ob es diese Eigenschaft schon der Stärke und dem Umfang seiner Mauern, oder ob es sie der Ehrfurcht zu verdanken hat, die es der Welt einflößt; gleichviel die Stärke der Mauern und die Ehrfurcht ergänzen und verstärken einander, um den Ruhm der Unantastbarkeit hervorzubringen."

Von Bismarck wurden Äußerungen bekannt, die jene Sprache zu rechtfertigen schienen. „Hätten wir vor vier Wochen, soll er gesagt haben, zu bombardieren angefangen, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris, und das ist die Hauptsache. So aber bilden die Pariser sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten, zu schießen, und die Neutralen wieder glauben, daß wirs nicht können. Die wahren Ursachen werden aber wohl einmal bekannt werden." — — — Da klang es uns allerdings etwas sonderbar, wenn ein Berliner Blatt uns zurief: „Seid ruhig, man wird Paris bombardieren, aber Herr von Bismarck weiß, was er thut, er ist ein Schlauer. Er wartet den psychologischen Moment ab."

Inzwischen war im Monat November in aller Stille etwas Großes in der Rue de Provence bei Bismarck zu stande gebracht, das größte überhaupt, was der Krieg uns bringen konnte. Dort hatten sich süddeutsche Minister eingefunden, um mit Bismarck und Delbrück die deutsche Kaiserkrone zusammen zu schmieden. Dreißig Reichstagsmitglieder, an ihrer Spitze der Präsident Simson, überbrachten sodann dem greisen Heldenkaiser den Wunsch der Nation, daß er die neue Würde annehmen und den altehrwürdigen Namen von „Kaiser und Reich" in neuverjüngter Kraft und Herrlichkeit wieder erstehen lassen möge. Es war eine zweite Kaiserdeputation, die damals unter Simson dem erlauchten Haupte der Hohenzollern den Dank und das Vertrauen der Nation entgegenbrachte. Aber wie verschieden waren die Verhältnisse von 1849 und 1870! Im Jahre 1849 bot eine kleine Majorität des Frankfurter Parlamentes dem preußischen König die Kaiserkrone an, die nur durch schwere Kämpfe gegen die widerstrebenden kleinen Fürsten und den unzufriedenen Teil des Volkes hätte behauptet werden können; jetzt wurde sie dem königlichen Bruder als Preis der Tapferkeit und der heldenmütigsten Kriegsführung aus

freien Stücken von dem deutschen Volke und seinen Fürsten dargeboten. Es war ein altes Prophetenwort, das deutsche Kaisertum könne nur auf dem Schlachtfelde wieder belebt werden; jetzt ging dasselbe in Erfüllung.

Nachdem die Mitglieder der Reichstagsdeputation am 16. Dezember morgens auf der Eisenbahn in Lagny eingetroffen waren, standen dort die von dem Oberfeldpostmeister des Hauptquartiers Zschüschen mit Mühe zusammengebrachten Wagen, teils von Postillonen, teils von Trainsoldaten gefahren, zur Weiterfahrt nach Versailles bereit. Der Gemeinderat von Versailles hatte die äußerste Renitenz bei dieser Zusammenbringung von Wagen bewiesen, so daß endlich derjenige Ratsherr, der an der Spitze der dafür ernannten Kommission stand, verhaftet werden mußte. Da gings denn! Der Weg führte, dem Kolonnenwege für den Belagerungspark folgend, durch die Kantonnements der Einschließungstruppen auf der Südseite. In Villeneuve St. Georges an der Seine hatte die Post Relais gelegt, und drei Züge Dragoner eskortierten diesen, in einem Kriege gewiß seltenen Reisezug. Sie hatten Spitzen auf dem Wege vorausgesendet, um auf dem tief ausgefahrenen Kolonnenwege die nach beiden Seiten sich kreuzenden Munitions- und Proviantkolonnen zum Ausweichen zu veranlassen. Dessenungeachtet konnte der Zug doch nur langsam fortkommen, denn der Krieg blieb doch immer die Hauptsache, und wenn ein 150-Pfünder transportiert wird, so ist das mit dem Ausweichen und noch mehr mit dem guten Willen der Gespanne dazu doch eine eigene Sache. Auch war der Feind in der Nähe, was für Reichstagsmitglieder wenigstens eine Ausnahme ist. Erst um sieben Uhr abends kam der Reisezug in Versailles an, wo an der Barrière du Buc der Feldpolizeihauptmann von Zernicki mit drei Schutzleuten ihn empfing und die Postillone, welche lustig ihre Fanfaren in die Rue des Chantiers hineinbliesen, anwiesen, wohin sie ihre Passagiere zu fahren hätten, nämlich nach dem Hôtel des Reservoirs, der Rue Maurepas, sowie den Boulevards du Roy und Clugny. Es war nicht leicht gewesen, bei der Überfüllung der Stadt mit Einquartierung, noch so viele angemessene Quartiere für die Herren aus Berlin aufzutreiben.

Den 18. Dezember früh brachte der König bis zum Kirchgange, und auch nach diesem, bis 2 Uhr, ganz allein zu. Bei

dem Gottesdienste hielt der Divisions-Prediger Rogge die Predigt, in welcher in ergreifender Weise auf die Bedeutung des Tages und des darauf folgenden feierlichen Aktes für die Weltgeschichte hingewiesen wurde.

Im Präfekturgebäude war unterdessen alles für den Empfang der Deputation vorbereitet worden. Die Adresse derselben erwiderte König Wilhelm mit einer Rede, die mit den Worten schloß:

„Ich nehme gern aus Ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl, auch nicht Mein eigenes Urteil Meinen Entschluß bestimmen kann, nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde Ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf. Es wird Ihnen wie Mir zur Genugthuung gereichen, daß Ich durch Se. Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Als die Antwort beendet war, trat der König zu der Deputation und sprach mit den einzelnen Mitgliedern derselben ersichtlich in tief ergriffener Stimmung über die Bedeutung des Vorganges und verließ dann unter dem Hochrufe der Versammelten den Saal. Die Deputierten begaben sich nun zu dem Kronprinzen in die Villa aux ombrages und um fünf Uhr fand in der Präfektur ein großes Diner zu achtzig Gedecken statt.

Es sollte aber doch noch gerade vier Wochen dauern, bis König Wilhelm die endgültige Erklärung über die Annahme des Kaisertitels abgab, weil die am Ende seiner heutigen Rede in Aussicht gestellte amtliche Kundgebung doch noch Zeit erforderte.

Einer unsrer Deputierten aus Berlin erzählte dem Schreiber dieses Buches das folgende: Als an König Wilhelm die ersten Anregungen herantraten, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, da sagte der Kaiser, dessen bescheidener Sinn wenig

nach der neuen Auszeichnung gelüstete, abwehrend: „Aber ich habe Pflichten gegen Preußen. Wenn ich Kaiser werde, so wird mein Sohn sicher noch in Berlin residieren, vielleicht mein Enkel auch noch, aber mein Urenkel wird sagen, was soll ich in der sandigen Mark? — in Heidelberg oder Frankfurt ist es viel schöner, schlagen wir dort unsre Residenz auf. Und da werden eines Tages die Preußen aufstehen und werden fragen: Wie ist uns denn, wir haben doch einen König gehabt, der mit uns wohnte? Ist er uns untreu geworden?"

Während der Zeremonie in der Präfektur hatte sich übrigens nach längerem Schweigen auch der Mont Valérien wieder einmal hören lassen. Sein Kanonendonner ließ sich wie Brummen aus Ärger über das, was in Versailles vorging, also ganz angenehm und unterhaltend mit anhören und kostete uns wenigstens kein Pulver. In jener Zeit gab es unter den Einwohnern von Versailles sonderbare Gerüchte. So hatte ein französischer Soldat, der mit anderen Gefangenen von Orleans eingebracht worden war, beim Transport durch die Straßen den Umstehenden zugerufen: „Nur Mut, Kinder! wir kommen aus Orléans. Die Preußen sind auf der ganzen Linie zurückgeworfen!" Konnte man es den Versaillern übel nehmen, daß sie so etwas gern glaubten? Bei uns waren die Nachrichten ebenso widersprechend. Man hatte in einem aufgefangenen Luftballon einen Brief des Generals Vinoy an seine Frau gefunden, in welchem dieser General, der es, als einer der in Paris kommandierenden Generale, doch wissen mußte, von den Entbehrungen sprach, die er ertragen müßte und wie er kaum Hoffnung habe, daß Paris sich noch länger halten könne. Wie paßte das zu den Erzählungen der Gefangenen, die Beefsteaks und Spargel gegessen hatten? Eben so widersprechend lauteten die Erzählungen unserer Soldaten von dem, was sie doch mit eigenen Augen wahrgenommen. Am 29. November hatten sie z. B. gesehen, wie die französischen Offiziere vormittags ihre Soldaten mit Säbelhieben hatten vorwärts treiben müssen, und am Nachmittage machten die Soldaten desselben Bataillons freiwillig einen mutigen Angriff, der bis zum Handgemenge ging! Selbst der Anblick der Straßen und der ganze Verkehr in Versailles mit seiner Ruhe und Regelmäßigkeit widersprach den sich häufenden Anzeigen und Warnungen, welche bei der Kommandantur und

bei dem Feldpolizeidirektor einliefen, man möge sich vorsehen, da viele verdächtige Personen in die Stadt gekommen und sich versteckt hielten, Franctireurs angeworben würden und irgend ein gefährliches Unternehmen zu beabsichtigen schienen. Unsere Behörden müssen doch wohl Grund gehabt haben, diese Anzeigen nicht zu mißachten, und so wurde denn am 21. Dezember eine allgemeine, von den Truppen unterstützte Haussuchung abgehalten und so nachdrücklich ausgeführt, daß mehrere Stunden jeder Verkehr in ganz Versailles stockte. Es war gegen zwei Uhr nachmittags, als drei Bataillone des 58. und 59. Infanterieregiments sich auf dem Place d'Armes vor dem Schlosse versammelten, ebenso zwei Eskadronen Dragoner. Gleichzeitig wurden drei Kanonen auf die drei großen Avenuen de Sceaux, de Paris und de Saint Cloud gerichtet. Hier erhielten die Truppen von dem Kommandanten, General Voigts-Rhetz, den Befehl, die Anordnungen des Feldpolizeidirektors auszuführen und seine Maßregeln zu unterstützen. Diesen entsprechend setzten die drei Bataillone sich nach diesen drei Hauptstraßen hin in Bewegung, ließen an jeder Straßenecke eine Sektion und vor jedem Hauseingange einen Posten zurück, während Dragonerpatrouillen ebenfalls alle Straßen durchritten. Jedermann erhielt die Weisung, sich auf kürzestem Wege in seine Wohnung zu begeben, und aus den Häusern selbst wurde niemand mehr herausgelassen. In allen Kaufläden mußten die gerade anwesenden Käufer bleiben, so daß in wenigen Minuten sämtliche Straßen der Stadt vollkommen menschenleer waren. Nun schritt die Polizei zu einer gleichzeitigen und allgemeinen Haussuchung in allen verdächtig gewordenen Häusern der Stadt. Man fand auch Waffenvorräte — aber bei Waffenhändlern und Büchsenschmieden. Man fand ganz neue französische Uniformen, von deren Existenz die Hausbewohner aber wirklich nichts gewußt, da die Eigentümer Versailles längst verlassen hatten; man fand verdächtige Personen und allerlei Gesindel, aber auch nicht viel mehr als man in jeder großen Stadt bei einer gleichen Veranstaltung gefunden haben würde. Es fanden auch einige hundert Arrestationen statt, aber die Arretierten wurden fast sämtlich schon am nächsten Tage wieder entlassen. Die Bestürzung und der Schrecken der Versailler war aber freilich groß, besonders weil sie glaubten, es wäre diese militärische Vorsichtsmaßregel nur

ergriffen, um einen von Paris herkommenden Ausfall abzuwehren, wobei Versailles verteidigt werden sollte und dabei ja leicht in Brand geschossen oder von den Preußen niedergebrannt werden konnte. Jedenfalls hatte der ganze Vorgang die heilsame Wirkung, daß auch später keine Ruhestörungen in Versailles von seiten der Einwohner stattfanden.

Während dies in Versailles vorging, tobte draußen wieder einmal ein recht nachdrücklicher Kampf, der sich so anließ, als sollten sich die blutigen Ausfallgefechte vom 29. November bis 4. Dezember wiederholen. Die Pariser hatten an diesem Tage nicht allein gegen Nordosten und das königlich sächsische Korps, sondern auch gegen Sèvres, also wieder in der Richtung auf Versailles, demonstriert, wurden aber an beiden Punkten wie gewöhnlich zurückgeschlagen. Am 22. wurde diese Demonstration fortgesetzt, hatte aber ebenfalls nicht den geringsten Erfolg. Die Truppen, welche am Abend des 22. von diesem Gefechte nach Versailles zurückkamen, brachten sich sämtlich abgeschnittene Tannenbäume mit, um mit ihnen den heiligen Christabend feiern zu können, für den während des 23., 24. bis zum Dunkelwerden alle möglichen Vorbereitungen getroffen wurden, um sich wenigstens für diesen Abend in die teure Heimat zurückzuversetzen.

Allgemein hieß es, daß zur Weihnachtsbescherung für die Pariser gerade am heiligen Abend die Beschießung beginnen würde, was sich aber nicht bestätigte. Richtig war nur, daß aus dem Artilleriepark bei Villa Coublay bereits eine bedeutende Anzahl von Geschützen abgeholt worden war, und zwar nach der Ostfront, so daß man annehmen konnte, es würde dort mit dem Bombardement angefangen werden. Es war heute, wie in den letzten Tagen, bitter kalt gewesen, so daß sich fast kein erträglich warmes Zimmer herstellen ließ. War das für unsern Vorpostendienst schon sehr beschwerlich, so mußten die französischen, meist ganz jungen Soldaten sowohl um Paris, als im Süden (Chanzy) und im Norden (bisher Bourbaki, jetzt Faidherbe, weil Bourbaki abkommandiert worden war), wohl noch schwerer leiden, wie denn überhaupt um diese Zeit der ganze Krieg einen furchtbaren Charakter annahm, Entbehrungen, Leiden, Leidenschaft und Erbitterung brachte.

Am 24. wurde das heilige Christfest in Versailles auf unvergeßliche Weise für alle gefeiert, die den Tag dort mit

erlebt. Von den reichlich aus Deutschland angekommenen Liebesgaben war alles, was nicht zu wärmerer Bekleidung bestimmt war, zu Christgeschenken für den Weihnachtsbaum aufgespart worden und in allen Soldatenquartieren wurde während des Tages der Christbaum mit Goldpapier, allerlei Flitter, Obst und Kuchen ausgestattet. Alles kaufte ein, bestellte, klebte und arbeitete für die Freude des Abends. Auch der König hatte aus Berlin von der Königin und den Prinzessinnen des königlichen Hauses Geschenke erhalten, desgleichen aber auch für seine Umgebung eingekauft und einkaufen lassen, so daß den ganzen Tag von der königlichen Dienerschaft ausgepackt und herauf- oder heruntertransportiert wurde. Während des Mittagessens um 5 Uhr erhielt der König schon ein Geschenk, vielleicht das wertvollste unter den obwaltenden Umständen, denn Prinz Friedrich Karl hatte von der Loire zwei Husaren geschickt, welche dem Könige zwei vom Feinde im freien Felde eroberte Fahnen brachten. Sie standen in der Gallerie vor dem Speisesaal und der König stand auf die Meldung des Flügeladjutanten gleich vom Tische auf, um sie zu besehen. Beide wurden dann in das Arbeitszimmer des Königs gebracht, wo sie auch bis zur Abreise aus Versailles stehen blieben, und auch auf der Photographie zu sehen sind, welche der Hofphotograph Schnaebeli von dem Arbeitszimmer des Königs angefertigt. Nach der Tafel beschäftigte sich der König selbst mit der Aufstellung und Einteilung der Geschenke und schrieb auch selbst die Zettel mit dem Namen desjenigen, dem sie bestimmt waren. Zwei große Christbäume waren in dem glänzend erleuchteten Saal aufgestellt, und die Geschenke lagen abgeteilt auf mehreren langen Tafeln. Bis $^{1}/_{2}$10 Uhr war der König allein in diesem Saal beschäftigt gewesen. Dann klingelte er und die seit 9 Uhr in den Nebensälen versammelten Fürstlichkeiten, Generale und die Offiziere seiner Umgebung durften eintreten. Aus Berlin war ein großer Weihnachtskuchen gekommen, um den eine Menge Kugeln von Chokolade lagen, jede mit dem Namen eines der bisher errungenen Siege bezeichnet. Diese Kugeln verteilte der König auch selbst, und zwar gab er die mit Wörth bezeichnete dem Kronprinzen, die mit Spichern bezeichnete dem Erbprinzen von Oldenburg u. s. w.

Für den König selbst hatte die Königin ihr Bild geschickt

und der Kronprinz das Bild des Unteroffiziers Förster vom Königs-Grenadierregiment (2. westpreußisches) Nr. 7, der in der Schlacht bei Wörth die Fahne mit Gefahr seines Lebens gerettet. Außerdem war da ein Bild von Scheuerlein: „Die Wacht am Rhein", ein Modell zur Statue Friedrichs des Großen und eine Fahne in den deutschen Farben, schwarz-weiß-rot, die ein achtzigjähriger Weber selbst gewebt hatte. Der Flügeladjutant, Graf Waldersee — später Chef des Generalstabes des X. Armeekorps — welcher an diesem Tage von der Sendung zu der Armee an der Loire zurückgekehrt war, erhielt vom Könige selbst ein Etui. Als er später den Inhalt besah, war es das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Die Königliche Dienerschaft hatte im Erdgeschoß ihre Weihnachtsbäume angezündet und gegenüber die Stabswache in ihrer Wachtstube auch einen, so daß alle Fenster der Präfektur in hellem Lichtschein glänzten.

Der Kronprinz hatte schon um 7 Uhr seiner Umgebung in der Villa aux ombrages aufgebaut und ein Sängerchor — meist Berliner, aus den Regimentern unter dem Kommando des Kronprinzen gebildet — hatte gebeten, Gesänge dabei ausführen zu dürfen. Auch beim Bundeskanzler, Grafen Bismarck, in der Rue de Provence Nr. 12, brannte ein Christbaum, um den sich alle Beamten des Reichskanzlers bei ihrem Chef versammelten. Graf Bismarck hatte übrigens an diesem Tage auch das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten. Besonders rührend war die Feier des heiligen Christabends in den Lazaretten, wo auch Geistliche Ansprachen an die Leidenden und Genesenden hielten.

Ja, inmitten aller Soldatenreihen gab es in Versailles und anderswo am heiligen Abend weihevolle Stimmung, Jubel, auch stille Freude, und Lichtmeer bis in die Lazarette hinein, so weit nur die Wälder Fichten oder Tannen lieferten und Lichter aufzutreiben waren. Um ganz Paris herum über die Schlachtfelder hinweg, die von dem letzten Ausfall der Belagerten noch von Blut getränkt waren, die Dörfer mit ihren eingeäscherten Häusern, mit noch rauchenden Trümmern entlang, schimmerten aus allen Soldatenquartieren die bunten Weihnachtsbäume. Kein trüber Gedanke löschte sie aus, höchstens die Granate thats vom Mont Valerien, die durch das Dach des Hauses schlug. Dieselben Detachements von rüstigen Pionieren und Infanteristen, die mit der Anlage der Verhaue

für die Belagerungsarbeiten betraut waren, und die für ihre Zwecke schon manche Lichtung in den Gehölzen vor Paris geschlagen hatten — die Heeressprache gab ihnen die Bezeichnung „Verschönerungsverein von Versailles" — waren auch im stande, an jungen Tannen und Fichten so viel zu liefern, als die das Fest feiernde Belagerungsarmee nur irgend bedurfte. Einst feierten deutsche Kaiser mit ihren Rittern und Mannen das Weihnachtsfest zu Rom — jetzt zündeten deutsche Krieger am fernen Ufer der Loire, in den Städten der Normandie, wie vor Paris die Lichter am Weihnachtsbaum an.

Wer will zählen, wie oft deutsche Krieger schon in Winternacht und Graus hinauszogen. Die Väter derer, die vor 15 Jahren Paris umlagert hielten, lagen, eben erwachsene Jünglinge, Weihnachten 1813 am Rhein, auf der Wacht gegen den Erbfeind, ältere von ihnen entsannen sich am Biwakfeuer, daß sie gerade ein Jahr vorher in den Weihnachtstagen 1812 gegen die Russen im Felde gestanden. Niemals aber kann die Stimmung deutscher Krieger eine für die Feier des Weihnachtsfestes gesegnetere, und können für dieselbe die Verhältnisse günstigere gewesen sein, als am 24. Dezember 1870. Große Siege, ein neues deutsches Vaterland, der sichtbare Segen Gottes bereiteten die empfänglichsten Gemüter. Und lassen mich meine Leser etwas materiell sein, der französische Bordeaux war der großen Masse der Soldaten doch auch ein ganz förderliches Mittel geworden, sie leiblich wohl und geistig frisch zu erhalten. Er thut auch am heiligen Abend seine guten Dienste bei der Erinnerung an seine Lieben daheim und beim Toaste auf ein fröhliches Wiedersehen.

Die Feier des Festes hat den deutschen Soldaten den Franzosen in einem Lichte gezeigt, das vielfach sie innerlich versöhnte. So wunderbar es auch klingen mag, bleibt es dennoch wahr, daß den Franzosen die deutsche Tapferkeit weniger auffällig erschien, als jene Seite des deutschen Charakters, welche wir mit dem Wort „Gemüt" zu bezeichnen pflegen. Als am Weihnachtsabend preußische Landwehrmänner in einem Hause in Lagny einen Weihnachtsbaum aufstellten, und wehmütigen Blicks nach den angezündeten Wachskerzen schauten, während von den naheliegenden Pariser Forts der Kanonendonner herüberrollte, sahen sich die anwesenden Franzosen wie verdutzt an, weil sie sich durchaus nicht erklären konnten, daß die Männer,

von denen sie in so zahlreichen Schlachten besiegt worden waren, durch den Anblick eines Tannenbaumes zu Thränen gerührt wurden. Ihr Erstaunen wurde aber nicht geringer, als später aus dem Munde derselben Männer das Lied erscholl: „Stille Nacht, heilige Nacht ....“ Das Gemüt der deutschen Soldaten hat überhaupt auf die Franzosen Eindruck gemacht. Ich habe es nicht bloß am heiligen Abend aus dem Munde eines Franzosen gehört: „Das sind die Barbaren Victor Hugos?“ Jede französische Stadt, welche deutsche Truppen in ihren Mauern gesehen hat, weiß hiervon zu erzählen. So teilten mir Einwohner von Chateaudun mit, daß dieselben Soldaten, welche auf den Befehl ihrer Vorgesetzten eine Anzahl Häuser der Stadt in Brand gesteckt hätten, den unglücklichen Bewohnern derselben bei der Rettung ihrer Habseligkeiten behilflich gewesen seien. In noch höherem Grade zeigte sich die Gutmütigkeit der deutschen Soldaten in all den Städten und Dörfern, welche infolge der zahlreichen Requisitionen der deutschen Intendanturbehörden fast vollständig ausgesogen waren. In allen Ortschaften dieser Art, die ich passierte, waren es stets unsere Soldaten, welche den armen, oft aller Nahrungsmittel beraubten Einwohnern von ihren eignen Vorräten das zum Lebensunterhalte Notwendige gewährten.

Hätte nur der Eindruck, den unsere Soldaten durch solches Verhalten bei einem Teile der französischen Bevölkerung machten, ausgereicht, den Feindeshaß und die Rachsucht des andern Teils zu entwaffnen! Es war am ersten Weihnachtstage. In Montereau war der heilige Abend mit ausgeputzten Weihnachtsbäumen und Bescherungen aller Art, welche der Liebesgabentransport aus der Heimat gebracht hatte, von den Mannschaften und Offizieren würdig gefeiert worden. Die beste Bescherung aber erwarteten sie erst noch. Am ersten Festtage ging eine Feldpostexpedition, aus drei Wagen mit sechs Mann Begleitung bestehend, von Montereau nach Melun, um das neueste an Briefen und Geschenken herbeizubringen. Vielen unserer Landsleute, besonders den Landwehrmännern eines magdeburgischen Regiments, fehlten noch die Festgrüße und die verheißenen oder erbetenen Festgeschenke aus der Heimat. Sechs Landwehrleute waren so glücklich, zu den Führern der Expedition ausgesucht zu werden, die so heiß erwartetes bringen sollte. Am ersten Festtage gegen Abend kömmt einer der französischen

Fuhrleute, die die Wagen führen, eilend zurück, ohne die Wagen, ohne die Gefährten, ohne die Postsachen. Die Expedition war unterwegs überfallen worden, von nicht weniger als hundert Franctireurs! Sofort am Abend noch rückt ein Detachement Infanterie und Kavallerie nach dem Platze der That ab, und findet dort die deutschen Landwehrleute und die französischen Fuhrleute von Kugeln und Stichen durchbohrt; die drei Wagen umgestürzt und gänzlich ausgeplündert, ja, die Leichen ihrer Kleidungsstücke und Habseligkeiten beraubt. Ein feiger Meuchel- und Raubmord am heiligen Weihnachtsfeste! In Montereau war mehr noch als der deutsche Soldat der französische Einwohner empört darüber. Denn zwischen beiden herrschte das beste Verhältnis und auf den heiligen Abend hatten die französischen Bewohner des Ortes mit den Soldaten den Tannenbaum umstanden und ihre Freude und Teilnahme staunend ausgedrückt. Am zweiten Weihnachtstage fand ein großes militärisches Leichenbegängnis in Montereau statt. Die sechs Landwehrleute aus Kalbe und Staßfurt, Väter starker Familien, von denen an sie freudige Briefe und Geschenke unterwegs waren, wurden mit allen verdienten Ehren begraben. Dumpfer Trommelwirbel wechselte mit dem Choral der Kapelle: „Jesus meine Zuversicht", über dem Grabe wurde geschossen und zurück ging es vom Kirchhofe mit lustigen Märschen und heiteren Weisen. Das ist der Krieg! Die französische Einwohnerschaft bildete, die Mützen in der Hand, Spalier beim Leichenbegängnis. Das war auch Weihnachten in Feindesland.

Ich habe der Feier des heiligen Abends im Versailler Schloß beigewohnt. Die stolzen Königsbilder in demselben hatten in drei Monaten schon so manches mit ansehen müssen, was ihnen nicht lieb war; evangelischen Gottesdienst in der Kapelle Ludwigs XIV., Einbringung eroberter Geschütze, preußische Wachtparaden, Verteilungen des allerheiligsten Siegeszeichens vom eisernen Kreuze, Exerzierübungen der deutschen Truppen, die täglich auf dem großen Waffenplatz vor den französischen Feldherrn stattfanden.

Am Abend des 24. Dezember mußten sie nun auch unmittelbar vor ihren Augen die Feier eines deutschen Weihnachtsfestes erleben, einfacher wohl und stiller, als es daheim begangen worden wäre, aber doch auch mit all dem Waldesgrün und Lichterglanz, wie die deutsche Sitte es will. Die

Glocken aller Kirchen der Stadt Versailles läuteten den heiligen Abend ein. Dann erfolgte der Aufbau für die Kranken im Schlosse. Für hundert Schwerverwundete mußten, da sie ihre Stationen nicht verlassen konnten, die Bäume vor ihren Betten angezündet werden. Hundertundzwanzig andern Kranken aber war es möglich, sich zu einer gemeinsamen Feier zu vereinigen in dem Saale Ludwigs XIII., der den Hauptteil der Mittelfront des Erdgeschosses einnimmt und auf die berühmte Terrasse des Parkes führt. Die von Säulen in hellbraunem Marmor getragene Vorhalle war durch Orangeriebäume in einen Wintergarten verwandelt; hier stand im Halbkreise eine Militärkapelle. Im eigentlichen Saale dehnte sich der lange Tisch aus, mit einer Decke von weißschimmerndem Leinen, mit drei mächtigen, dicht behangenen Weihnachtsbäumen, unterhalb deren in langen Reihen bescheidene und reiche Geschenke sich häuften. Es war ein schönes, frohes Fest. Dankbare Gesichter leuchteten dazu, aber ausdrucksvoller noch waren die einiger Franzosen, welche der Feier beiwohnten. Abermals hörte ich dicht an meinen Ohren: „Voilà les barbares de Victor Hugo.“ Es war das in dem Momente, wo die Militärkapelle eine feierliche Melodie anstimmte und alle, alle die deutschen Soldaten in ein altes Heimatslied einfielen: Stille Nacht, heilige Nacht!

Die eigentliche Weihnachtsfreude — es ist schrecklich zu sagen — wurde uns aber erst zu Teil, als am zweiten Tage die Meldung kam: die erste Bombe ist in die heilige Stadt hineingeplatzt! Zwar war sie noch nicht in den Tempel selber, sondern in einen der Vorhöfe gefallen, nämlich in die improvisierte Festung des Mont Avron auf der Ostseite von Paris. In Paris war Jubel am 27. Dezember. „Es kommt die Entsatzarmee und zwingt die Preußen zu einer letzten Anstrengung, die sie nicht freiwillig sich auferlegen.“ Die Witze über den „psychologischen Moment“ überstürzten sich. Am andern Tage schlug die Stimmung um. Erst das Gerücht, dann die Journale öffneten den Belagerten die Augen über den Erfolg des ersten Bombardements.





IX.

Das Ende der Not in Paris.

Nachdem man während der Weihnachtstage in aller Stille um den Mont Avron, von wo aus die Sachsen und Württemberger so oft belästigt worden waren, zwölf Batterien mit 76 furchtbaren Geschützen errichtet, begann in den letzten Tagen des Jahres die Beschießung der befestigten Anhöhe mit solchem Erfolg, daß schon in der zweiten Nacht die Franzosen nach großen Verlusten die wichtigste Position, „den Schlüssel von Paris", räumten, die sofort von den Sachsen besetzt ward. Schrecken und Verwirrung verbreiteten sich in der aufgeregten Stadt, als von dort aus die östlichen Forts Rosny, Nogent, Noisy mit unaufhörlichem Geschützfeuer bedrängt wurden. Umsonst suchte Trochu durch Proklamationen den sinkenden Mut der Nationalgarden zu beleben; umsonst versicherte er, daß die Regierung der nationalen Verteidigung sich niemals der Demütigung einer Kapitulation unterziehen werde; sein eigenes Ansehen war bereits geschwunden; die Journale fingen schon an, ihn der Unfähigkeit, des bösen Willens, des Verrats zu beschuldigen und alles Unglück auf die Männer zu werfen, die das Regiment eigenmächtig an sich gerissen hätten und nicht imstande seien, die Verteidigung der Hauptstadt und des Landes durchzuführen. Der Oberbefehlshaber mußte es sich gefallen lassen, daß ihm eine Kommission von vier Ministern und vier Generälen zur Seite gesetzt wurde. Nach Neujahr wurde auch ein furchtbares Feuer gegen die Südforts Issy, Vanvres, Montrouges eröffnet und ein Hagel von zermalmenden Geschossen auf die feindlichen Bollwerke gerichtet. Bald flogen Bomben in die Vor-

städte und in die entlegenen Stadtteile, obwohl die Batterien fast eine Meile entfernt standen. Die Angst in der Stadt wuchs mit jedem Tage; aber der Terrorismus, den die radikalen Journale, die Klubs und die Kommune ausübten, hielt jeden Gedanken an Nachgeben und Unterhandeln fern. Man hatte geglaubt, daß eine Beschießung aus solcher Entfernung nicht möglich sei; jetzt, als bereits die preußischen Wurfgeschosse in die Stadt fielen, den Palast Luxembourg, die Kirche St. Sulpice, das Pantheon erreichten, in der Rue du Bac, im Faubourg St. Germain einige Personen töteten und da und dort Feuersbrünste erzeugten, da erhob sich aufs neue ein Schrei der Entrüstung und der Wut gegen die Barbaren, welche die heilige Metropole der Zivilisation zu zerstören trachteten. Der in Paris zurückgebliebene Teil des diplomatischen Korps beschwerte sich und verlangte Schonung des Eigentums für die Fremden in der französischen Hauptstadt; es wurde aber erwidert, daß sie längst gewarnt worden wären und Zeit zur Auswanderung gehabt hätten. Trochu beklagte sich, daß man das Bombardement nicht zuvor angezeigt, und daß selbst Schulen und Krankenhäuser von Granaten und Bomben getroffen würden. Moltke gab die Versicherung, daß, wenn man erst näher gekommen sein würde und die Gegenstände genauer unterscheiden könnte, solche Gebäude verschont werden sollten. Trotz Nebel und Schneegestöber wurde die Beschießung regelmäßig fortgesetzt, unterstützt durch verstärkte Artillerieangriffe im Osten und Norden, damit die feindlichen Streitkräfte sich zu verteilen genötigt wären. Mit jedem Tage gewannnen die furchtbaren Geschosse weitere Dimensionen. In Paris suchte man durch großsprecherische Worte die innere Furcht und Unruhe zu verbergen, die Lage der Deutschen als gefahrvoll und schwierig darzustellen. Hatte doch damals Gambetta einen neuen Kriegsplan ausgedacht, welcher nicht nur Paris entsetzen, sondern den feindlichen Truppen die Verbindung mit dem Rheine abschneiden sollte. Im Osten sollte der Todesstreich geführt werden, der bisher im Norden und Süden nicht gelungen war. „Ja die Schale der Wage senkt sich auf unsre Seite", verkündete das Siècle. „Man denke sich die erste Niederlage bei dieser Entfernung vom Rheine inmitten unsrer Schneemassen! Der Rächer wird sich überall finden, überall, überall!" Man schalt Trochu, daß er bisher

nur kleine Ausfälle unternommen, welche keinen Erfolg hätten haben können; jetzt sei der Augenblick gekommen, mit der gesamten bewaffneten Macht vorzugehen, durch einen Riesenausfall den Belagerungsgürtel zu durchbrechen und den Heeren, die Gambetta ins Feld gerufen, die Hand zum gemeinsamen Hauptschlag zu reichen.

Der Durchbruchsversuch vom 19. Januar war jedenfalls ein Schlag, den der General Trochu seiner besten Überzeugung zuwider führte, den er aber nach vielem Drängen und Mahnen, womit seine Schutzbefohlenen ihn behelligten, nicht länger verweigern mochte oder konnte. Wären die Unglücksposten von Chanzy, Bourbaki und Faidherbe am 19. bereits in Paris gewesen, so würde wahrscheinlich trotz der blinden Mahner und Dränger der Ausfall unterblieben sein. Trochu wollte, während jene drei Generale ihre äußerste Anstrengung machten oder gemacht hatten, auch seinesteils nicht unthätig bleiben oder sich dem Vorwurf der Unthätigkeit aussetzen. Das „Journal officiel" vom 19. brachte eine Proklamation der Regierung folgenden Inhalts: „Der Feind tötet unsre Frauen und Kinder, er bombardiert Paris Tag und Nacht, und bedeckt unsre Spitäler mit Granaten. Der Ruf: zu den Waffen! ertönt aus der Brust aller. Diejenigen unter Euch, welche ihr Leben auf dem Schlachtfelde opfern können, werden gegen den Feind marschieren. Die Zurückbleibenden, eifersüchtig, sich des Heroismus ihrer Brüder würdig zu zeigen, werden nötigenfalls die härtesten Opfer ertragen als ein andres Mittel, sich dem Vaterland hinzugeben... Seien wir entschlossen, zu leiden, zu sterben, wenn es sein muß, oder zu siegen."

Trochu versuchte vom Mont Valérien aus den Durchbruch mit etwa 100 000 Mann. Derselbe war meist gegen das V. preußische Korps gerichtet und wurde von demselben in einem etwa sechsstündigen Kampfe vereitelt.

In Paris hatte man sein ganzes Vertrauen auf den großen Ausfall gesetzt. Als man nun die Niederlage in ihrem vollem Umfange erkannte, da überkam eine dumpfe Verzweiflung die ausgehungerte Stadt, die sich zunächst in Wutausbrüchen gegen Trochu, den „Verräter", Luft machte. Die Kapitulation stand in naher Aussicht; da aber der Oberkommandant geschworen hatte, daß er niemals sich einer solchen Schmach unterziehen werde, so legte er den Befehlshaberstab

in die Hände Vinoys. Von außen durch das Bombardement bedroht, im Innern von dem blassen Gespenst des Hungers erschreckt, durch die gährende Zwietracht unter der Bevölkerung gelähmt und verwirrt, ohne Aussicht auf einen wirksamen Entsatz aus den Provinzen, von der immer offener hervortretenden Sozialdemokratie in Besitz und Eigentum gefährdet, was blieb der stolzen Hauptstadt übrig, als von einem Kampfe abzustehen, dessen Fortsetzung das namenlose Elend nur vermehrte ohne die geringste Hoffnung einer Rettung?

Am 23. schrieb Jules Favre an Gambetta:

„Das Drama geht zu Ende, mein teurer Freund, und unglücklicherweise kann uns nichts von seiner verhängnisvollen Katastrophe befreien. Seit Ihrer Depesche vom 16. sind wir ohne alle Nachrichten und wir fühlen, daß es vorbei ist mit der Rettung, welche wir von der Provinz hoffen konnten. Aber Paris will diese grausame Wahrheit nicht annehmen und es fährt fort, sich demselben edelherzigen, aber ohnmächtigen Eifer hinzugeben. Nach dem traurigen Tage des 10. (Le Mans) glaubte es an eine nahe Revanche und bezeugte zu gleicher Zeit mit einer von Stunde zu Stunde wachsenden Erregung seinen Zorn gegen den General Trochu. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mehrmals auf seine Absetzung gedrungen hatte und daß allein der Widerstand der Majorität des Conseils mich von der Ausführung dieser Absicht abhielt. Ich hatte nur Picard für mich. Aber nach der Affaire vom 19. wurde die Hartnäckigkeit Trochus, mit der er das Kommando behalten wollte, zu einer wahrhaften Gefahr. Ich versuchte vergebens, meine Freunde zu einem etwas kräftigen Handeln und den General zu einem notwendigen Entschlusse zu bewegen.

Der Freitag (20.) verging unter solchem Hin- und Herzerren; am Sonnabend, den 21., wurden die Symptome drohender und am Abend erklärten die auf dem Gouvernement vereinigten Maires Herrn Trochu mit dürren Worten, daß er das Oberkommando nicht behalten könnte. Ich vergaß zu sagen, daß ich am Tage vorher (Freitag, den 20.) sie zusammenberufen und daß man in fünfstündiger Sitzung die Frage der Verteidigung gestellt und diskutiert hatte. Herr Trochu erklärte, daß die Verteidigung fortan unmöglich und daß er bereit wäre, das Kommando demjenigen Offizier abzutreten, welcher anderer Meinung sein sollte. Am Sonn-

abend beriefen wir die Generale, welche uns als die kühnsten erschienen, zusammen; wir stellten ihnen dieselben Fragen und erhielten dieselben Antworten. Am Abend teilte ich diese Situation den Maires mit und damals sprachen sich fast alle, zwei oder drei ausgenommen, dahin aus, daß Herr Trochu sich zurückziehen müsse, indem er das Gouvernement von Paris und die Präsidentschaft behalte. Nach ihrem Fortgange begann, eine halbe Stunde nach Mitternacht, die Beratschlagung. Herr Trochu hatte die harten Dinge, welche ihm gesagt worden waren, ertragen und eine große Ruhe uns gegenüber gezeigt; er war nicht weniger fest, indem er uns sagte, daß er sein Amt nicht niederlegen würde, daß er die Regierung auffordere, ihn abzusetzen und daß er keine seiner Funktionen behalten werde außer der eines Regierungsmitgliedes unter Ablehnung der Präsidentschaft. Die Diskussion war lang, konfus, stürmisch. Man mußte zuerst wissen, ob man ihn absetzen sollte, und dann, wer an seine Stelle treten sollte. Vor einem Monat hatte ich den General Vinoy vorgeschlagen. Nach sehr langem Schwanken wurde er angenommen und wir ernannten ihn eben für den Notfall, ohne ihn zu fragen. Es war um drei Uhr morgens.

In diesem Augenblicke meldete man uns, daß Mazas von einer Bande erstürmt sei, welche Flourens und andere politische Detinierte befreit hätte. Dies war leider das Vorspiel noch größerer Unordnungen. Gestern war die Erregung von Paris ungeheuer. Einige Pariser Demagogen (factieux) hatten versucht, die Stadt aufzuwiegeln, um sich in das Stadthaus zu werfen, welches sie mit bewaffneter Hand angriffen. Dieser verbrecherische Angriff war das Resultat einer Verschwörung, denn die Fenster der Häuser am Platze waren besetzt worden, und von dort schossen die Insurgenten auf das Stadthaus. Die Fusillade dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Die Nationalgarde und die Truppen unterdrückten die Emeute, besetzten den Platz und der Tag verging in relativer Ruhe. Aber die Gefahr ist beträchtlich, drohend.

Dafür, daß wir die Dauer der Verteidigung verlängerten, haben wir uns müssen anklagen lassen. Der Hunger ist auf unseren Fersen und bald werden wir nur noch Pferdefleisch haben. Wir müssen also anhalten. Das Wort ist abscheulich, schrecklich auszusprechen. Ich nötige indes meine Kollegen,

nicht mehr zu zögern; wir können nichts mehr hoffen und wir erschöpfen uns umsonst . . . . Habe ich noch nötig, zu bekräftigen, daß wir nicht den Frieden schließen werden? Wir werden nur für Paris unterhandeln; für Frankreich erkennen wir uns nur das Recht zu, eine Nationalversammlung zu berufen, welcher wir alle Fragen unterbreiten. Hierzu wäre ein Waffenstillstand nötig, er würde Ihnen nützen und man müßte ihn annehmen. Aber dieser Glaube ist eitel. Preußen wird verlangen, daß Paris sich auf Gnade und Ungnade ergiebt, und Paris wird gezwungen sein, diese grausame Bedingung zu akzeptieren. Was es erduldet, läßt sich nicht sagen. Die Sterblichkeit ist erschrecklich, besonders unter den Kindern. Wie wird es an den Tagen sein, wo wir nur von Pferdefleisch leben müssen? Das Bombardement fährt mit außerordentlicher Heftigkeit fort und jeder Tag fordert Opfer. St. Denis ist ein Schutthaufen, die Bevölkerung ist entflohen und vermehrt unsere Bedrängnisse. Ich glaube nicht, daß es eine beweinenswertere Lage giebt; ich bedauere, daß ich nicht in London bin, um zu versuchen, sie zu beschwören, und nichtsdestoweniger würde ich sehr unglücklich sein, wenn ich nicht das Schicksal meiner Freunde und meiner Stadt teilen könnte.

Von heute ab innerhalb zweier Tage müssen wir um jeden Preis Paris die Wahrheit sagen, welches sie verkennt, sich Illusionen hingiebt und noch kämpfen will. Dies wird eine schreckliche und gefährliche Krisis sein, und ich weiß nicht, wie wir sie überstehen werden. Dann wird die Katastrophe der Kapitulation kommen. Preußen wird unbeugsam sein, Paris haßt es mit jeder Bombe mehr, welche es zertrümmert.

Mein Freund, mein Herz ist gebrochen. Ich konnte nicht vorhersehen, daß ein solches Unheil für das Ende meines Lebens aufbewahrt werden würde. Ich weiß nicht, ob ich lebend aus dieser Prüfung hervorgehen werde. Wenn ich sie auch überstehen sollte, ich werde mich niemals trösten. Wenigstens möchte ich meinem Vaterlande Institutionen bewahren, welche ihm gestatten, Nutzen aus seinen entsetzlichen Unfällen zu ziehen und sich zu regenerieren. Aber dies ist noch ein Traum — was indes den Versuch nicht hindern soll. Wir sind alle sehr unglücklich, aber wir denken nicht daran, andere zu beschuldigen, und wir glauben, daß es ebenso ungerecht wie unpolitisch ist, uns anzuklagen. Ich umarme Sie. Jules Favre."

Am Tage darauf ging Favre nach Versailles, in der Begleitung seines Schwiegersohnes und des Adjutanten Trochus, Graf Hérisson. Dort wurden sie auf dem Boulevard du Roi einquartiert in einem Hause, wo zufällig auch Stieber und die Feldpolizei ihre Quartiere hatten. Beim Dejeuner lernten sie Favre kennen, er sah ziemlich niedergeschlagen aus und in der Kleidung etwas derangiert. Man sprach unter anderm vom letzten Ausfalle, Graf Hérisson erzählte:

„Am rechten Flügel schien eine Parkmauer das Gefecht aufzuhalten. Trochu schickte mich selbst an diesen Punkt, um zu sehen, weshalb man da nicht vorrückte. Ein Nationalgarde-regiment stand da in Schlachtordnung seit dem Morgen. In der Mauer war eine Bresche, die von den jenseits stehenden Preußen eifrig bestrichen wurde, um das Debouchieren zu verhindern. Die Trommler schlugen „Marsch, marsch", der Oberst kommandierte „Vorwärts", das Regiment schrie „Es lebe die Republik!" und . . . kein einziger Mann rührte sich. Das dauerte so drei Stundeu. Ducrot in Person ist gekommen und hat gerufen: „Vorwärts!" Man ließ wieder die Republik hochleben und rührte sich nicht. Da kam eine Kompagnie Linie an, geführt von einem magern Lieutenant von hartem Aussehen. Er stellte seine Leute vor der Nationalgarde auf und befahl einem Sergeant, an der Spitze seines Zuges durch die Bresche zu dringen. Der Sergeant ging vor, hörte die Kugeln pfeifen und machte ein Zeichen, es sei unmöglich. Der Lieutenant stürzte sich auf ihn, wie um ihm die Abzeichen seines Grades abzureißen. Der Mann stieß ihn zurück und ging gerade auf die Bresche zu. Er fiel, von Kugeln förmlich siebartig durchlöchert. Die ganze Kompagnie war ihm gefolgt. Sie zögerte vor dem Loche. Da faßte der Lieutenant seine Leute am Leibe und stopfte sie einen nach dem andern buchstäblich in die Bresche. So durchschritten sie diese, entfalteten sich als Tiralleurs und delogierten die Preußen. Die Mauer war kein Hindernis mehr."

Favre reiste zwischen Versailles und Paris hin und her, das eine Mal auch begleitet vom Polizeipräfekten Cresson, welcher, nachdem die Friedensverhandlungen zwischen Bismarck und Favre in der Hauptfrage erledigt waren, mit dem Grafen Bismarck und dem General Stosch speziell wegen der Wiederverproviantierung von Paris zu unterhandeln hatte. Cresson

berichtete später über ein Tischgespräch, welches er in dieser Angelegenheit mit Herrn von Bismarck hatte. Er erzählte: „Ich hatte ihm erklärt, daß ich mich über die Preise der Zufuhren nicht sogleich äußern könne und für den folgenden Tag den Handelsminister aus Paris erwartete, als Herr von Bismarck ausrief: „Ich bin mit alledem sehr zufrieden; das Abkommen ist ganz gut. Ich würde mich gar so sehr freuen, Transporte von Lebensmitteln in Paris einziehen zu sehen.“ Dabei lachte der Kanzler aus vollem Halse. Ich gab mir das Ansehen, als ob ich an eine Anwandlung von Großmut glaubte, und sprach: „Eure Exzellenz hat der Welt und Paris gezeigt, daß Sie ein furchtbarer Feind sind; jetzt wollen Sie ohne Zweifel beweisen, daß Sie auch ein edelmütiger Feind sind.“ Der Kanzler goß sich aufs neue ein und erwiderte wie aus einem Atem: „Nicht doch, ganz und gar nicht .... aber ich denke, wenn die Pariser lange und gute Transporte von Lebensmitteln in ihre Stadt einfahren sehen, werden sie sehr zufrieden sein; das wird ihrem Gemütszustande wohlthun!“ Der Streich war gradaus und scharf. Ich suchte ihm zu begegnen. „Eure Exzellenz irrt sich“, sagte ich, „und kennt sicherlich weder die Pariser, noch ihren Gemütszustand. Dieser letztere ist vortrefflich. Paris würde, wenn man es befragt, den Waffenstillstand ablehnen. Ruhm und Vaterland gehen ihm über sein Brot.“ — „Ja doch, ja“, erwiderte der Kanzler, „das ist ja möglich. Es giebt auch dort brave Leute. So viel aber ist gewiß, wenn in Deutschland ein General gewagt hätte, eine Bevölkerung von zwei Millionen Seelen in einer Stadt, welche keine Zitadelle ist, dem Hungertode auszusetzen, würden wir ihn vor ein Kriegsgericht stellen.“ Die Stimme des Kanzlers war dabei etwas lauter geworden und ich blickte, ehe ich ihm antwortete, auf Jules Favre, der am Kamine gelehnt stand und uns mit den Augen folgte. Gewiß hätte er gern sein Gespräch mit dem preußischen Offizier abgebrochen, um mir zu Hilfe zu kommen; das war ihm aber nicht möglich und ich sprach daher: „Diese Menschlichkeitsrücksichten haben wahrscheinlich auf die Entschließungen der Regierung der Landesverteidigung einen besonderen Einfluß geübt und zu gunsten des Waffenstillstandes entschieden; aber sie werden von dem Patriotismus der Pariser Bevölkerung nicht verstanden, welche vielmehr noch weitere Opfer bringen und den Kampf fortsetzen

möchte." Ich stand auf und der Kanzler erhob sich ebenfalls. Er wendete sich zu Favre, ergriff seine Hand und zog ihn lebhaft zu mir, indem er mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Überzeugung sagte: „Das ist der beste, der edelste und treueste Republikaner, den ich in meinem ganzen Leben gekannt habe."

Ein anderes Mal erzählte Cresson: „Aus Anlaß der Ruinen von Saint-Cloud, die noch brannten, so daß ihr Rauch den Horizont verfinsterte, machte Favre dem Kanzler die lebhaftesten Vorwürfe und zog sich damit folgende harte Antwort zu: „Haben Sie jemals unser Deutschland besucht? Haben Sie nicht die Ruinen unserer Schlösser gesehen? Eure Heere haben sie ohne Erbarmen gebrandschatzt und zerstört. Ihr beschuldigt uns, Pendulen gestohlen zu haben. Zur Zeit der kriegerischen Erfolge Ihres ersten Napoleon lebte in Pommern, in einem kleinen verwüsteten Häuschen, ein bejahrter Mann, der ein in einer Wiege schlafendes Kind bewachte; um ihn herum war alles verwüstet — er besaß nichts als eine alte silberne Uhr. Ihre Soldaten haben die Wiege verbrannt und die Uhr gestohlen. Das Kind in der Wiege war ich, die silberne Uhr war meinem Vater abgenommen worden. Damals waret Ihr Sieger — das ist der Krieg. Wir sind Sieger jetzt, Ihr dürft Euch über die Übel des Krieges nicht wundern." Es wäre nicht höflich gewesen, fügt Cresson hinzu, Herrn von Bismarck an den Umstand zu erinnern, daß seine Biographen ihn erst im Jahre 1815 geboren werden lassen. Jedenfalls konnte Bismarck mit vollem Rechte und historisch genau dem Friedensunterhändler Favre auf dessen Erstaunen über die unerschwingliche Kriegskontribution erwidern: „Unerschwinglich. Und das arme ausgesogene Preußen mußte, nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens, 14 Monate lang 200,000 Franzosen ernähren! Bis zum Jahre 1813 blieben in den Oderfestungen, dem Traktat nach, 10,000 — der Wirklichkeit nach 23,000 Mann Napoleonischer Soldaten, deren Verpflegung uns monatlich 250,000 Thaler kostete. Als der weimarische Kanzler Müller bei Daru die Unerschwinglichkeit einer von der Stadt Jena verlangten großen Fleischlieferung vorstellte und hinzufügte, daß selbst die Professoren dort dem empfindlichsten Mangel ausgesetzt seien, erwiderte der Übersetzer des Horaz: „mais je ne vois pas du tout la nécessité que ces messieurs mangent de la viande."

Das amtliche Blatt der Pariser Regierung meldete am 27. Januar: „So lange die Regierung auf die Ankunft einer Hilfsarmee zählen konnte, war es ihre Pflicht, nichts zu vernachlässigen, um die Verteidigung von Paris zu verlängern. In diesem Augenblick sind unsere Armeen, obgleich sie noch aufrecht dastehen, vom Kriegsglück zurückgeworfen worden, die eine unter die Mauern von Lille, die andere über Laval hinaus. Die dritte Armee operiert an den Ostgrenzen. Wir haben also jede Hoffnung verloren, daß sie sich uns nähern können, und der Stand unserer Subsistenzmittel gestattet uns nicht, noch länger zu warten. Unter diesen Umständen war es die absolute Pflicht der Regierung, zu unterhandeln. Die Unterhandlungen finden in diesem Augenblicke statt. Alle Welt begreift, daß wir die Einzelnheiten nicht ohne ernste Unbequemlichkeiten andeuten können. Wir hoffen, sie morgen veröffentlichen zu können. Wir können indessen schon heute sagen, daß das Prinzip der nationalen Souveränität durch die sofortige Vereinigung einer Nationalversammlung sichergestellt werden, daß während dieses Waffenstillstandes die deutsche Armee die Forts besetzen, aber in das Innere von Paris nicht einmarschieren wird, daß wir unsere Nationalgarde und eine Division der Armee intakt bewahren und daß keiner unserer Soldaten außerhalb des Territoriums gebracht werden wird."

Über den Eindruck, welchen diese Mitteilung machte, sagte die „Correspondence Havas": „Paris ist tief betrübt. Der Artikel des offiziellen Blattes läßt keinen Zweifel mehr über die Übergabe. Die grausamen Bedingungen Preußens haben das Herz der Nationalgarde und der Bevölkerung gebrochen. Ungeachtet des Hungers, welcher in gewissen Volksvierteln herrscht, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Pariser einstimmig gegen die harten Bedingungen protestieren; aber eine dringliche Notwendigkeit, der vollständige Mangel an Brot in wenigen Tagen, legt sich allen, selbst den entschlossensten, auf. Der Schmerz ist unermeßlich; aber unter der Gewalt des Unglücks, welches uns seit Beginn des Krieges verfolgt, bleibt die Gereiztheit kalt und schweigsam und man muß hoffen, daß sie sich durch keinen Akt der Agitation kundgeben wird. Bis jetzt beschränkte sich alles an den Orten, an welchen man sich zu versammeln pflegt, auf Diskussionen, die aber zu keinem Tumulte Anlaß gaben. Die Gruppen auf den Boulevards,

welche infolge der heutigen Kälte schon geringer geworden sind, bieten keinen meuterischen Charakter dar und beschränken sich darauf, auf mehr oder minder scharfe Weise das ganze politische und administrative Auftreten der Regierung zu tadeln. Alles läßt annehmen, daß man selbst einer Emeute entgehen wird."

Die „Débats", welche am 27. Januar schon eine Analyse des Abkommens gaben, bemerkten dazu: „Wenn improvisierte und vereinzelte Kraftanstrengungen in wenigen Monaten die Desorganisation, welche 18 Jahre Kaiserreich uns hinterlassen, nicht haben wieder gut machen können, so werden sie doch nicht nutzlos gewesen sein. Sie werden selbst unsere Feinde nötigen, einzugestehen, daß sie sich über uns getäuscht haben und daß sie uns durch Waffengewalt nicht bezwingen konnten. Unser Herz bricht, wenn wir sehen, daß nichts uns retten konnte; aber zum wenigsten können wir sagen, daß wir dem Hunger erliegen und die Ehre gerettet ist."

Am 29. Januar erließ die Regierung folgende Bekanntmachung: „Mitbürger! Die Übereinkunft, welche dem Widerstande von Paris ein Ziel setzt, ist noch nicht unterzeichnet, doch geschieht dies in wenigen Stunden. Die Grundlagen sind die gestern angekündigten; der Feind wird die Enceinte nicht betreten, die Nationalgarde behält ihre Organisation wie ihre Waffen, eine Division von 12000 Mann bleibt intakt, die übrigen Truppen bleiben in Paris mitten unter uns (das heißt entwaffnet), die Offiziere behalten den Degen. Die Artikel der Übereinkunft werden veröffentlicht, sobald die Unterschriften erfolgt sein werden, gleichzeitig mit ihnen die genaue Übersicht unserer Subsistenzmittel. Paris wird versichert sein, daß der Widerstand bis zu den äußersten Grenzen des Möglichen gedauert hat. Unsere Ziffern werden den unwiderleglichen Beweis liefern, und wir fordern jeden auf, sie zu widerlegen. Wir werden beweisen, daß uns gerade noch Brot genug bleibt, um die Verproviantierung abwarten zu können, und daß wir den Kampf nicht verlängern durften, ohne zwei Millionen Männer, Frauen und Kinder zu sicherem Tode zu verdammen. Die Belagerung von Paris hat vier Monate zwölf Tage gedauert, das Bombardement einen vollen Monat. Seit dem 15. Januar war die Ration Brot auf 300, Pferdefleisch seit dem 15. Dezember auf 30 Gramm reduziert. Die Sterblichkeit hat sich verdreifacht, und mitten in all dem Unheil gab

es keinen einzigen Tag der Entmutigung. Der Feind selbst zollt dem Mute und der moralischen Thatkraft der Pariser Bevölkerung die höchste Anerkennung. Paris hat viel gelitten; aber der Republik werden diese langen, edel getragenen Leiden nützen. Aus dem Kampfe, der heute endigt, gehen wir fest gefaßt dem, das da kommen wird, entgegen. Trotz der Schmerzen der gegenwärtigen Stunde gehen wir daraus hervor mit unserer vollen Ehre, mit unseren Hoffnungen; mehr als jemals vertrauen wir den Geschicken des Vaterlandes. Paris, 28. Januar 1871. Die Regierung: General Trochu, Jules Favre, Emanuel Arago, Jules Ferry, Garnier-Pagès, Eugène Pelletan, Ernest Picard, Jules Simon, Leflô, Kriegsminister, Dorian, Minister der öffentlichen Arbeiten, Magnin, Handelsminister."

Der vollständige Text der „Konvention von Paris" wurde am 29. Januar im Amtsblatt veröffentlicht. Die Regierung ließ gleichzeitig, zur Rechtfertigung des Schrittes, den sie gethan hatte, eine Übersicht über die noch vorhandenen Vorräte folgen. Darnach war die Erschöpfung der Vorräte eine vollständige und der Ausbruch einer furchtbaren Hungersnot unvermeidlich. Unter diesen Umständen glaubte die Regierung ihre Pflicht bis zum äußersten gethan und nicht in der vorletzten, sondern in der allerletzten Stunde nachgegeben zu haben. Die Journale fanden an dieser Motivierung nichts auszusetzen, wie denn überhaupt die Sprache gegen die Regierung, auch wo man ihr Vorwürfe machte, eine verhältnismäßig ruhige war. Eine Ausnahme machte die „Vérité", welche heftige Angriffe gegen den Leichtsinn und die Unordnung in der Administration richtete. Dieselbe habe nie gewußt, wie viel Lebensmittel in Paris seien. So habe man noch am 29. Januar 38 000 Zentner Hafer und 6- bis 7000 Zentner Weizen aufgefunden, von deren Existenz niemand etwas gewußt habe. Der „Gaulois" meldete, daß auf das erste Gerücht des Waffenstillstandes hin alle Arten von Lebensmitteln, von deren Existenz niemand eine Ahnung gehabt habe, aus dem Boden, oder wenn nicht aus dem Boden, so doch aus den Kellern, hervorgeschossen wären. In gewissen Cafés und Restaurationen, in den Schaufenstern, sah man plötzlich alle Arten Käse, prächtige Früchte, Fische und Konserven. Hasen, welche den Tag zuvor 45 bis 50 Frank kosteten, fanden kaum

Käufer zu 20 Frank. In ähnlicher Weise gingen die Preise von Konserven und anderen Delikatessen herunter. — Die Blätter stimmten auch darin überein, daß der Waffenstillstand der Friede sei. Die Versammlung in Bordeaux könne nichts anderes thun, als die von Preußen diktierten, von Europa zugelassenen und von Frankreich schweigend hingenommenen Bedingungen zu ratifizieren. Eine Fortsetzung des Krieges würde eine Thorheit sein. Die Regierung solle den Titel der „nationalen Verteidigung" ablegen, der jetzt lächerlich sei, da es nichts mehr zu verteidigen gebe. Es wurde vorgeschlagen, den Wahlkandidaten die ausdrückliche Verpflichtung aufzuerlegen, unter allen Umständen für den Frieden zu stimmen. Was offenbar viel dazu beitrug, den Parisern das Hinwegkommen über die Katastrophe zu erleichtern, das waren eben die bevorstehenden Wahlen. Die knapp bemessene Frist zwang zu raschem Handeln, deshalb eröffneten die Zeitungen mit derselben Nummer, in der sie den Wortlaut der Konvention brachten, gleichzeitig die Wahlagitation. Kandidatenlisten, Empfehlungen, Anzeigen von Versammlungen füllten die Spalten. „Keine traurigen Betrachtungen, die doch nichts nützen! Keine Rekriminationen! Gehen wir unverzüglich an die Arbeit, das neue Frankreich aufzubauen!" — Das war die von allen Blättern ausgegebene Parole.

Am Sonntag und Montag versammelten sich allerdings aufgeregte Gruppen auf den Boulevards und in den Hauptpassagen und Arkaden. Diese Meetings waren die Folge der Aufhebung der nächtlichen Klubs. Bei mehr als einer Gelegenheit redeten Frauenspersonen zu den versammelten Mengen, sie schimpften auf die Unthätigkeit der Männer und forderten zu einem Angriff auf das Hotel de Ville auf, aber ihre Herzensergüsse wurden meist mit Gleichgiltigkeit aufgenommen. Seit am Montag Abend das Dekret, welches die Klubzusammenkünfte verbot, aufgehoben worden war, hörten die Versammlungen im Freien auf. Mehrere Plakate an den Straßenecken, von obskuren Persönlichkeiten unterzeichnet, forderten zum Widerstande gegen die Regierung und zur Nichtbeachtung des Waffenstillstandes auf. Das Publikum behandelte dieselben mit Gleichgiltigkeit. Die Führer der Roten sparten sich ihr Handeln für spätere Tage auf. Bei den Verhandlungen über die Kapitulation der Forts wurde von deutscher Seite anfangs

auch die Entwaffnung der dortigen Nationalgarde verlangt. Der französische Unterhändler lehnte dies jedoch als durchaus unthunlich ab und erklärte, als auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen wurde, daß dies der Regierung Gefahren bringen und damit das Abkommen mit den Deutschen unsicher werden könne: wenn etwa 40 000 Nationalgarden Bedenken erregten, so könne man auf 120- bis 200 000 mit Sicherheit als solche rechnen, welche der Ordnung ergeben seien. Deutscherseits wurde dem entgegengehalten, daß jene 40 000 aber gerade Entschlossenheit und Unternehmungsgeist besitzen möchten, während die andern dieser Eigenschaften ermangelten. Der französische Bevollmächtigte glaubte diese Vermutung, die sich später bestätigt hat, nicht zugeben zu dürfen, und sprach sich bestimmt dahin aus, daß die Regierung, die er vertrat, lieber abdanken, als in die gedachte Maßregel willigen werde. Nur im Hinblick darauf, daß diese Abdankung die deutsche Politik in die Lage versetzt hätte, eine neue französische Regierung zu schaffen, mit welcher der Friede weiter zu verhandeln, und daß dies größere Schwierigkeiten zu haben schien, als die war, welche ein Eingehen auf die immerhin bedenklich bleibende Meinung der bevorstehenden Regierung enthielt, wurde deutscherseits von der ursprünglichen Forderung Abstand genommen.



X.

Der Einzug in Paris.

Noch vor dem Ausfalle vom 19. Januar, also auch vor dem Beginn der Friedensverhandlungen, bot Versailles ein wunderbares Schauspiel.

Schon am 16. war der Minister des königlichen Hauses, Freiherr von Schleinitz, von Berlin in Versailles angekommen und es hatte sowohl in der Kanzlei des Bundeskanzlers, als unter den in Versailles anwesenden hohen Staatsbeamten eine außerordentliche Thätigkeit geherrscht. Durch Armeebefehl Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen waren die Fahnen und Standarten der Paris im Süden einschließenden Truppenteile der III. Armee nach Versailles beordert und dieselben trafen, von Eskorten begleitet, und dem Musikchor des 4. preußischen Infanterieregiments Nr. 59 eingeholt, am Abend des 17. und am Morgen des 18. in Versailles ein. Die am 17. abends eingetroffenen wurden für die Nacht in das Hauptquartier des Kronprinzen abgebracht. Auch die Fahnen des I. und II. bayrischen Armeekorps (von der Tann und von Hartmann) befanden sich unter diesen Ehrenzeichen. Vom Gardekorps trafen nur die drei Fahnen des 1. Garderegiments zu Fuß ein. Alle übrigen Fahnen des Gardekorps hatten unterwegs Kontreordre erhalten, weil sich aus einigen Wahrnehmungen auf der Nordseite schließen ließ, daß die Pariser dort einen Ausfall vorbereiteten.

Die Mannschaften aller in Versailles kantonnierenden Regimenter hatten Erlaubnis erhalten, sich im Ordonnanzanzuge in der zum Schlosse führenden Straße aufzustellen. Die Infanterie der Stabswache war schon am 17. durch Mannschaften des Koblenzer Gardelandwehrbataillons abgelöst worden,

um den Wachtdienst im Präfekturgebäude zu thun, weil die Stabswache, nach ihrer Zusammensetzung gewissermaßen der Repräsentant der ganzen preußischen Infanterie, den Dienst im Schlosse thun sollte, und in den Fluren wie die Treppen hinauf die Posten gab. Auch die Kavalleriestabswache war zu Fuß ins Schloß befohlen. Sie füllte, in Reih und Glied aufgestellt, einen, die Infanteriestabswache zwei der zum salle de glaces führende Vorsäle. In dem Hauptsaale, eben diesem Spiegelsaale, der allerdings wohl zehnmal so lang als breit ist, stand in der Mitte der nach dem Park gehenden Fensterreihe ein Altar, um den sich die Militärgeistlichkeit der III. Armee versammelt hatte. An der nördlichen Schmalseite des Saales war eine zwei Stufen hohe Estrade gebaut, auf welcher die sämtlichen Fahnen und Standarten, soviel man unterscheiden konnte, in derselben Reihenfolge, wie die Truppen jetzt um Paris, standen; die preußischen Gardelandwehrfahnen in der Mitte, alle von ihren Fahnenunteroffizieren getragen. Um elf Uhr versammelten sich die Generäle, Offiziere und dekorierten Mannschaften. Vor dem Eingange auf dem Hofe stand die Ehrenwache vom Königsgrenadierregiment. Jeder Eintretende mußte an dieser Ehrenwache, an den in den Fluren und die Treppen hinauf und in den Vorsälen aufgestellten Mannschaften der Kavallerie- und Infanteriestabswache vorüber und es fand die Aufstellung der Anwesenden, durch welche sehr bald der ganze ungeheure Hauptsaal gefüllt war, zu beiden Seiten des Altars statt, so daß dem Altar gegenüber, an der östlichen Langseite ein Platz für Seine Majestät den König, den Kronprinzen und die Fürstlichkeiten frei blieb.

Neben dem Altar standen rechts die Regimentsmusiken des Königsgrenadier-, 47. und 58. Infanterieregiments, sowie deren Sänger, während links die dekorierten Deputationen der Regimenter und die ebenfalls dekorierten Fahneneskorten ihren Platz angewiesen erhalten hatten.

Punkt zwölf Uhr erschien Seine Majestät der König in der Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß, mit dem Bande des schwarzen Adlerordens und allen seinen Kriegsorden, Kriegsehrenzeichen und Kriegsdenkmünzen geschmückt, in der Cour d'Honneur, nahm die Honneurs der mit der Fahne des 1. Bataillons und der Regimentsmusik aufgestellten Ehrenwache seines Grenadierregiments ab, worauf die Fahne und Musik

sich ebenfalls zur Teilnahme an der Feier in den Hauptsaal begab, und wurde an der Treppe (escalier des princes) vom Kronprinzen empfangen. Um der Versammlung im großen Saale Zeit zur Aufstellung zu lassen, verweilte der König mit allen ihn begleitenden Fürstlichkeiten einige Zeit in der sogenannten „Chambre de la Reine“ und trat dann in den Hauptsaal ein, vor ihm her die beiden Hofmarschälle Grafen Pückler und Perponcher. Die Militärsänger begrüßten den Eintritt des Königs mit dem Gesange: „Jauchzet dem Herrn alle Welt!“ — Es mögen wohl weit über tausend Offiziere und Generäle versammelt gewesen sein, Ziviluniformen und Zivilanzüge sah man nur wenige. Nach Beendigung der Begrüßungshymne begann sogleich der Gottesdienst mit dem Gesange der Gemeinde: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“, worauf Seine königliche Hoheit der Kronprinz kommandierte: „Helm ab, zum Gebet!“ Und nun hielt der Gardedivisionsprediger Rogge die Festrede über Psalm 21: „Du überschüttest ihn mit Segen und setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Groß ist sein Ruhm durch seine Hilfe, Würde und Hoheit legest Du auf ihn. Du machest ihn zum Segen für und für; denn der König vertraut auf den Herrn. Sie gedachten Dir Übles zu thun und machten Anschläge, aber sie konnten sie nicht ausführen.“ Darauf schritt der vierundsiebenzigjährige König frisch und rüstig wie ein Jüngling auf die Estrade zu, verkündete mit bewegter Stimme, daß er die ihm dargebotene Kaiserkrone annehme und erteilte dann dem Kanzler Bismarck den Befehl, die Proklamation an das deutsche Volk zu verlesen. Nach der Verlesung brachte der Großherzog von Baden mit lauter Stimme dem „Kaiser Wilhelm“ ein Lebehoch aus, in welches die Versammlung unter den Klängen der Volkshymne begeistert einstimmte. So vollzog sich der welthistorische Akt, der uns das Deutsche Reich wieder ins Leben rief und die Kaiserkrone mit frischem Glanze auf ein neues Herrscherhaus übertrug. Die alte Sage vom Barbarossa im Kyffhäuser war in Erfüllung gegangen, des Reiches Herrlichkeit war nach langer Trübung von den Hohenstaufen auf die Hohenzollern übertragen worden; der Traum, dem die deutsche Jugend einst nachgejagt, das Ideal, dem auch die Männer in der Paulskirche treu geblieben, jetzt war es zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden.

Es war im Anfange des Monats Februar, daß der Verfasser dieses Buches mit dem erhabenen Siegesfürsten, der soeben die ihm vom deutschen Volke dargebotene Kaiserwürde angenommen hatte, das Glück und die Auszeichnung einer Begegnung genoß, und zwar an demselben Tage, wo mir das im ersten Kapitel dieses Buches erzählte Abenteuer zustieß. Aus dem Pariser Gefängnisse befreit, und nachdem ich mich von dem Kapitän der Nationalgarde, der mir als Kutscher diente, an der Sèvresbrücke getrennt hatte, dankte ich meinem Gotte, daß ich unversehrt wieder auf deutschen Boden zurückgeführt war. Für mich war es deutscher Boden, wo ich wieder unter Pickelhauben, meinen Landsleuten, mich befand, und wo ich dem Bereiche der Pariser Nationalgardisten entrückt war. Ich hatte nach der überstandenen Schreckensnacht in Paris schon an der Seine Strand bei Sèvres ausrufen mögen: „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.“ So wohlthuend wirkte der Anblick meiner Landsleute. Und doch war es noch immer Feindesland, wo ich mich befand. Da gab es eine Bevölkerung, wie in Paris. Derselbe Rachedurst, derselbe Haß, dieselben grimmig drohenden Augen. Nur die Gewalt hinderte den Ausbruch.

Wer die Belagerung von Paris mitgemacht hat, erinnert sich der Brauerei, welche in Sèvres die Bayern eingerichtet hatten und leiteten. Dahin trieb mich meine Ermüdung vom Wege und von der schlaflosen Nacht. Dort fand ich einen lieben guten Bekannten aus Berlin, der gleich mir nicht in Uniform steckte, sondern ebenfalls durch einen andern Beruf auf den Kriegsschauplatz geführt war, Herrn L. Stangen, den berühmten Reiseunternehmer. Er ist leider inzwischen verstorben. Wie gern riefe ich ihn heute als Zeugen für die Genauigkeit meines Berichtes von einem kleinen, aber charakteristischen Vorfall an, der uns beiden noch an demselben Tage, wo wir uns damals in Sèvres zufällig trafen, bevorstand. L. Stangen war mit einem Wagen, in dem ihm von befreundeter Seite ein Platz angeboten, von Versailles nach A. — ich weiß im Augenblick nicht mehr, wie der Ort hieß; er lag vielleicht eine halbe Meile von Sèvres — gekommen und hatte von da aus zu Fuß die große Porzellanmanufaktur und die bayrische Bierbrauerei von Sèvres aufgesucht. Er forderte mich auf, mit ihm von da nach A. zurückzugehen, und dann

in der Gesellschaft, in der er dahin gekommen und in deren Wagen noch ein Platz für mich übrig sei, nach Versailles gegen Abend zurückzukehren. Es mochte gegen 3 Uhr nachmittags sein, als wir uns auf den Weg nach A. machten. Die sehr gut gepflegte und glatte, im übrigen ziemlich schmale Chaussee führte uns durch einen dichten Wald, dem der Monat Februar freilich noch nicht das verlorene Laub wiedergegeben hatte. Sie war durchaus unbelebt. Ich erzählte meinem Begleiter vielleicht zum dritten oder vierten Male mein eben in Paris überstandenes Abenteuer, da machte mich L. Stangen auf ein kleines, einsam gelegenes Haus aufmerksam. Es lag an der Chaussee, vielleicht noch fünfhundert Fuß von uns. „Das Haus", sagte er mir, „gehört schon zu A., wir haben dann kaum noch zehn Minuten zu gehen." Ich sah aus der Ferne, daß vor dem Hause — L. Stangen hatte es mir mit echt deutschem Ausdruck als eine „Kneipe" bezeichnet — eine große Anzahl Blousenmänner um Tische herum saß, vermutlich in Absinth und Domino vertieft. Es war nach dieser Wahrnehmung kaum eine halbe Minute verflossen, als wir plötzlich die ganze Gesellschaft aufspringen sahen, um, mit der Mütze in der Hand, ehrerbietig einen Wagen passieren zu lassen, auf dessen Bock wir einen Kutscher und einen Lakai bemerkten. „Unser Kaiser", rief L. Stangen aufgeregt aus. Fast in demselben Augenblick war der in schnellem Trabe gezogene Wagen uns zur Seite. Front machen, den Kopf entblößen, eine Verbeugung machen, war für uns beide das Werk einer Sekunde. Da hielt der Wagen, der Kaiser — König Wilhelm war das eben erst geworden — machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die für uns ein Befehl war, näher zu treten.

„Sie tragen das eiserne Kreuz. Wer sind Sie?" fragte der Kaiser meinen Begleiter.

„Mein Name ist L. Stangen, Majestät, ich verwalte das Haupt-Johanniter-Depot in Versailles."

„Sind Sie auch „Prussien" (sic)?" Mit diesen Worten wandte sich der Kaiser an mich.

Zu Befehl, Majestät, ich bin hier als Kriegskorrespondent."

„Exponieren Sie sich nur nicht zu sehr, meine Herren, das eiserne Kreuz verrät Sie . . ."

Der Kaiser hatte diese Worte kaum ausgeredet, als der schnell eilende Wagen uns die Erscheinung wieder entriß, die

uns eine Weile sprachlos und in höchster Aufregung zurückließ. Man muß zum ersten Male unserm Kaiser Wilhelm in das freundliche Antlitz gesehen haben, um den Eindruck ganz zu fassen, den wir von dieser unerwarteten Begegnung hatten. Fern vom heimischen Boden, fern von Berlin, auf einsamer Chaussee statt Unter den Linden, in einem französischen Walde statt im Tiergarten, empfanden wir das uns zugestoßene Ereignis um so tiefer. Es war dieselbe Tagesstunde, wo der Kaiser die Linden auf der Südseite zu passieren pflegt, um dem Diner noch eine Ausfahrt vorangehen zu lassen. Wir drückten uns beide gegenseitig die Hand und wünschten uns Glück zu der Freude, die uns zu teil geworden. Ich hätte freilich gewünscht, es wäre mir nur noch die Gnade widerfahren, die letzten Worte des hohen Herrn: „Exponieren Sie sich nicht zu sehr", beantworten zu dürfen.

Eine Antwort hatte sich in der That sofort auf meine Zunge gedrängt, in demselben Augenblicke, wo das Wort „Exponieren" mein Ohr traf. Der eilig entrückte Wagen hatte sie eben so schnell wieder unterdrückt. Es fehlte mir nicht an der Geistesgegenwart, um in wohlgesetzten Worten etwa zu erwidern: „Majestät, was ist unser Leben gegen das Ihrige? Wo ein solches Vorbild in Unerschrockenheit und Gottvertrauen uns voranleuchtet, wo Eure Majestät die Gefahr nicht scheut, in Feindesland, in Waldeseinsamkeit, unter französischen Blousenmännern, ohne jeden Schutz, ohne alle Begleitung (notabene: der Kaiser hatte nicht einmal einen Adjutanten bei sich), da darf der Gedanke an ein Exponieren bei keinem echten Deutschen aufkommen."

So hätte ich vielleicht gesprochen. Mein Reisegefährte und ich wiederholten uns noch einmal jedes Wort, das der Kaiser zu uns geredet. Das Wort „Prussien" interessierte uns besonders. Wir verstanden den Scherz. Der Kaiser hatte, sich in die französische Anschauung von damals versetzend, sagen wollen: „Sind Sie auch ein Barbar?"

Wir hatten jetzt auf zehn Schritt uns der „Kneipe" genähert. Die Blousenmänner, wohl über zwanzig an der Zahl, standen noch ehrerbietig da, entblößten Hauptes, die Mütze in der einen, die thönerne Tabakspfeife in der andern Hand. Hielten sie uns für grands seigneurs, weil der Kaiser mit uns gesprochen? Wir sahen gar nicht so aus. Ehrten sie in uns

die von diesem Monarchen für würdig der Anrede Gefundenen? Das war in der That der Fall. Indem wir ihren Gruß erwiderten, umringten sie uns, um etwas von unserem Kaiser zu hören. Es folgten begeisterte Exklamationen: „Ein würdiger Herr!" — „Welche edle Persönlichkeit!" — „Welches Auge!" — „Wie freundlich!" — „Welches Vertrauen zu uns!" — „Ohne Eskorte!" — „Man muß ihn verehren!" — „Das ist ein anderer Kaiser!" — und dergleichen mehr.

War das alles aufrichtig gemeint? Dafür stehe ich. Dafür habe ich einen zu scharfen Blick. Dafür waren die Ausrufe zu naiv, zu spontan, zu ungezwungen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieselben Gesellen noch wenige Wochen zuvor Chassepots unter den Blousen geführt und als Franctireurs ihren Racheburst aus geheimen Verstecken gestillt hatten. Aber vor der Majestät, vor dieser Majestät hatten die wilden Republikaner eine heilige Scheu, die sie unverhohlen gegen uns ausdrückten. Es waren widrige Gesichter in diesem Haufen, Gesichter, wie die am Tage zuvor in Paris, die der Nationalgardisten, die mich aufgriffen und des Pöbels, der mich verfolgte. Aber sie nahmen einen andern Ausdruck an, seitdem das Auge unseres Kaisers Wilhelm sie getroffen und ihr Gruß freundlich aus mildem Antlitz erwidert worden war.

Wir nahmen, Stangen und ich, unter den Blousenmännern noch einen Augenblick Platz. Wir befanden uns bei einem sogenannten Marchand de vins, was nicht viel anders sagen will, als in Berlin eine „Destillation". Nur ist der Kognak echt, der Absinth und der „Kirsch", die französischen Lieblingsgetränke, der Landwein, zu vier Sous das halbe Liter, trinkbar. Wir mußten von unserm Kaiser erzählen und hörten bei dem Publikum des Marchand de vins das Echo unserer Lobsprüche. Im Laufe des Gesprächs kam ich auf mein Pariser Abenteuer vom letzten Tage zu sprechen. Ich fand zwar damit Bedauern, aber man erklärte, man rechtfertigte das Benehmen der Pariser. „Que voulez-vous, Monsieur? — C'est la guerre." Der Waffenstillstand schien diesen Leuten keine Unterbrechung des Krieges zu sein. „Que voulez-vous, Monsieur? Ihr seid unsere Feinde, wir bekämpfen Euch, wo und wie wir können. Euer Kaiser ist auch unser Feind, und Gott weiß, wie gern wir es gehört hätten, wenn eine französische Kugel ihn in der Schlacht erreicht hätte, oder wenn es unsern Franctireurs

gelungen wäre, ihn irgendwo aufzuheben und in unsere Gefangenschaft zu bringen. Aber der wehrlose Mann, der edle und gütige Herr, der schutzlos sich uns anvertraut, dem krümmen wir kein Haar, der soll sich in uns nicht täuschen ... das wäre lâche, abominable!“

In diesem Augenblicke ertönte Pferdegetrappel. Der Wagen des Kaisers wurde wieder sichtbar. Abermals flog er an uns vorüber. Abermals brachten die Blousenmänner und ehemaligen Franctireurs dem Monarchen ihre Huldigung dar, stumm, aber ehrerbietig.

Das war in Feindesland, da wo der Nacken sich nur widerwillig unter den stärkeren Fußtritt des Siegers beugt, bereit, jeden Augenblick die erdrückende Macht abzuschütteln und sich zum erneuten Kampfe trotzig zu erheben, da wo kein Band der Treue und der Pflicht das Zusammenleben von Freund und Feind aufrecht erhält, wo die Gewalt allein mit ihrer eisernen Faust Ordnung und Sicherheit schafft.

Unter den Linden in Berlin, im eigenen Lande, hat sich sieben Jahre später zweimal ein Deutscher gefunden, der vor dem nicht zurückgeschreckt ist, was wilde französische Republikaner gegenüber dem Oberhaupte des verhaßten Feindes verabscheuungswürdig, feig, niederträchtig fanden.

Ich sah den Kaiser am 1. März wieder, als er die Parade im Bois de Boulogne abhielt, ehe unsere Truppen in Paris einrückten. Die französische Regierung hatte die harte Bedingung des Präliminarfriedensvertrages vom 26. Februar, nach welcher ein Teil von Paris bis zur Ratifikation des Vertrages von dem Feinde okkupiert werden würde, in folgender Weise angekündigt:

„Der Einzug der deutschen Truppen wurde zwischen der französischen Militärbehörde und der deutschen Militärbehörde geordnet. Dieser Einzug wird Mittwoch, 1. März, um 10 Uhr morgens stattfinden. Die deutsche Armee wird den Raum zwischen der Seine und der Rue du Faubourg Saint Honoré von dem Eintrachtsplatze an bis zum Quartier des Thermes besetzen. Die Effektivstärke der eingeführten Truppen wird 30 000 Mann nicht übersteigen, die Räumung findet unmittelbar nach Ratifizierung der Präliminarien durch die Nationalversammlung statt. Die von der Kammer ernannte Kommission, welche den Verhandlungen anwohnte, reist heute nach

Bordeaux ab. Die Diskussion beginnt sofort. Die deutsche Armee wird selber für ihren Unterhalt sorgen und keinerlei Requisition machen. Die Soldaten werden so viel wie möglich in den Stadtgebäuden untergebracht werden. Die französische Armee wird das linke Seineufer besetzen. Niemand darf sich in Waffen und in Uniform auf dem von den deutschen Truppen besetzten Gebiet zeigen. Die Regierung beruft sich auf Euren Patriotismus und auf Eure Weisheit; Ihr habt das Schicksal von Paris und selbst Frankreich in Euren Händen. Nach einem heldenmütigen Widerstande hat der Hunger Euch gezwungen, Eure Forts dem siegreichen Feinde zu übergeben. Die Armeen, welche Euch zu Hilfe kommen konnten, wurden hinter die Loire zurückgeworfen. Diese unbestreitbaren Thatsachen haben die Regierung und die Nationalversammlung genötigt, Friedensverhandlungen zu eröffnen. Während sechs Tage haben Eure Unterhändler das Terrain Fuß bei Fuß streitig gemacht. Sie haben alles gethan, was menschenmöglich war, um die wenigst schädlichen Bedingungen zu erlangen. Sie haben Friedenspräliminarien unterzeichnet, welche der Nationalversammlung unterbreitet werden. Während der zur Prüfung dieser Präliminarien nötigen Zeit würden die Feindseligkeiten wieder begonnen haben und ohne eine Verlängerung des Waffenstillstandes wäre unnützes Blut geflossen. Diese Verlängerung hat nur unter der Bedingung einer teilweisen und sehr kurzen Besetzung eines Teiles von Paris erlangt werden können. Diese Besetzung wird auf das Quartier der Elyséischen Felder beschränkt werden. Es werden nur 30 000 Mann in Paris einrücken dürfen, von wo sie sich zurückziehen müssen, sobald die Friedenspräliminarien ratifiziert sind, was nur wenige Tage in Anspruch nehmen kann. Wenn diese Konvention nicht geachtet würde, so wäre der Waffenstillstand gebrochen, der Feind, bereits Herr unserer Forts, würde mit offener Gewalt die ganze Stadt besetzen. Euer Eigentum, Eure Meisterwerke, Eure Monumente, heute durch Konvention geschützt, würden es nicht mehr sein. Dieses Unglück würde ganz Frankreich betreffen. Die schrecklichsten Verwüstungen des Krieges, welche die Loire noch nicht überschritten haben, würden sich bis zu den Pyrenäen ausdehnen. Es ist daher durchaus wahr, zu sagen, daß es sich um das Heil von Paris und Frankreich handelt. Ahmet nicht den Fehler der=

jenigen nach, die uns nicht glauben wollten, als wir vor acht Monaten sie beschworen, nicht einen Krieg zu unternehmen, welcher so verderblich werden sollte. Die französische Armee, welche Paris mit so viel Mut verteidigt hat, wird das linke Ufer der Seine besetzen, um die ehrliche Ausführung des Waffenstillstandes zu sichern. Der Nationalgarde kommt es zu, sich ihr anzuschließen, um die Ordnung in dem übrigen Teile der Hauptstadt aufrecht zu erhalten. Mögen alle guten Bürger, welche sich an ihrer Spitze Ehre erworben und sich so tapfer vor dem Feinde erwiesen haben, ihr Ansehen wieder geltend machen und diese schreckliche Lage des heutigen Tages wird durch den Frieden und die Wiederkehr der öffentlichen Wohlfahrt enden. — Thiers, Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik. Jules Favre, Minister des Auswärtigen. Ernest Picard, Minister des Innern."

Es war am Tage des Einzuges unverkennbar, daß in den Mißhandlungen, denen sich die Zivilpersonen ausgesetzt sahen, ein verabredeter Plan steckte. Nachdem die Ansicht, daß dem einrückenden Militär kein Widerstand geleistet werden dürfe, bei der Bevölkerung die Oberhand gewonnen, sollten die Angriffe sich gegen alle die Personen richten, welche, Deutsche oder Franzosen, mit dem Feinde sich irgendwie zu schaffen machten, also als Spione anzusehen seien oder als solche, welche das noch nicht aufgehobene Ausweisungsdekret gegen die Deutschen verletzten. Der Entschluß, dem Einzuge keinen bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen, hatte seine guten Gründe. Die Geschütze der Forts waren nach der Stadt zu umgekehrt. Man mußte sich daher an Zivilpersonen schadlos halten. Auch in Karikaturen machte man sich Luft. Im Beginne der Belagerung wäre es nicht möglich gewesen, einen Trochu, dessen später so viel bespöttelter „Plan" anfangs in einem die ganze Bevölkerung zu den kühnsten Hoffnungen hinreißenden, geheimnisvollen Nimbus schwebte, einen Jules Favre, dessen Wort: „Kein Zoll von unserem Gebiete und kein Stein von unseren Festungen" alle Welt begeistert hatte, in ein spöttisches Bild oder Kouplet herabzuziehen. Die Reihe kam aber auch an die gefeierten Männer. Nichts kontrastierte mehr als die Hymnen aus dem September, welche Trochu besangen, und das Bild vom 1. März, das den Kaiser Wilhelm in der Staatskarrosse in Paris darstellte, mit Moltke

und Bismarck als Kutscher und Bedienten auf dem Bock, und mit Favre und Trochu als Pferden an der Deichsel. Eine Karikatur zeigte den Einzug der Preußen als eine Parodie des in diesem Jahre unterbliebenen Umzugs des Faschingsochsen. Thiers reitet auf diesem in Amorkostüm; voran schreitet Trochu, welcher den Stadtschlüssel trägt. Soldaten mit den Grenadiermützen der Garde Friedrichs II., Kruppsche Kanonen u. s. w. bilden das Gefolge.

Ganz menschenleer war es im Bois de Boulogne nach der daselbst um 11 Uhr morgens vom Kaiser Wilhelm abgehaltenen Truppenschau. Nur vereinzelte Individuen rafften hier und da Holz auf. Lebhafter wurde es an dem Ausgange des Holzes, als wir der Enceinte von Paris uns näherten. Eine Menge Neugieriger umringten uns Berichterstatter, sowie einige Militärs zu Pferde und zu Wagen, die mit uns dort anlangten, darunter ein Offizier der Festungspionierkompagnie mit einigen Leuten, welche die auf dem Arc de Triomphe aufzuhissende deutsche Fahne transportierten. Unser Schutz bestand hier in Husarenpatrouillen, die zwischen der Stadt und dem Bois de Boulogne hin und her ritten. Außerdem wußten wir, daß in die Stadt bereits am frühen Morgen ein Bataillon vom 38. Regiment (Schlesier) als Furiere einmarschiert waren. Wir wurden — nach Manier des Pariser Mobs — sehr dicht, fast Körper an Körper umringt, aber ohne feindselige Manifestationen, einige höhnische Bemerkungen abgerechnet, wie quelle impertinence de venir ici avec une voiture volée und dergleichen. Weiterhin nach dem Arc de Triomphe zu, besonders aber auf dem Walle der Enceinte gab es dichtere und zahlreichere Gruppen, die mich fast hätten an Straßburg erinnern können. So friedlich erschienen sie und bloß von Neugierde erfüllt. Wir ersten Eindringlinge machten den Weg von der Enceinte bis zum Triumphbogen zu Fuß, je zwei oder mehr, wie der Zufall es wollte. Ich plauderte mit dem genannten Festungspionieroffizier (Maurermeister Jacob aus Berlin) bis unmittelbar am Triumphbogen.

Hier trennten wir uns; mein Landsmann hatte sich auf der preußischen Kommandantur zu melden, ich blieb am Triumphbogen stehen, und zwar auf der Seite desselben, die nach Avenue de la Reine Hortense gerichtet ist. Auf der andern Seite, in der Avenue des Champs-Elysées, bemerkte ich kaum 50 Schritte

von mir eine Kompagnie des genannten Bataillons vom 38. Regiment aufgestellt. Ich wollte darauf zugehen, als ein Kerl, ein echter Repräsentant der Kulturstufe des Pariser Volks, mich mit der Frage anredete: Vous êtes Prussien? Ich antwortete: „Wozu diese Frage?" „Oh, Ihr seid ein Preuße, kein Zweifel mehr, folgt mir." In demselben Augenblicke hatte ich zehn Leute desselben Schlages um mich, im nächsten Augenblick zwanzig, und dann fünfzig. „Ihr seid mein Gefangener", wiederholte der Kerl, der zuerst mich angeredet. Der Haufe brüllte: „Fort mit ihm, fort mit dem Prussien, es ist ein Verräter, ein Spion!" Mein Einreden trug der Wind fort; meine Versuche, mich dem Haufen zu entziehen und Hilfe bei der Furier-Kompagnie zu suchen, scheiterten an dem Widerstand des Pöbels, der mich schnell in entgegengesetzte Richtung drängte, nämlich in die Avenue de la Reine Hortense hinein. Ich unterhandelte weiter, wandte mich an solche Gesichter neben mir, in denen der Halunke weniger widrig ausgedrückt war, erhielt aber als Antwort Faustschläge, und am Hemde wie am Rockkragen setzten sich mehrere Krallen fest, um mich festzuhalten. Jetzt kam ein preußischer Offizier vorbeigeritten. „Herr Lieutenant," rief ich, „retten Sie einen Landsmann, ich bin der und der." Der Offizier fragte die Leute, was sie von mir wollten. „Er ist unser Gefangener." „Er geht euch nichts an, macht, daß ihr fortkommt!" Es folgte Höhnen und Schreien. „Wir sind selber Polizei, wir sind hier Herren; scheert euch fort!" Der Offizier verschwand, und mit ihm meine einzige Hilfe in der sonst menschenleeren Straße, das gespornte Pferd trug sie sturmschnell davon. Jetzt hieß es: „A la lanterne, à la lanterne! — Schnell — schnell — ein Strick — ein Strick." Ich wurde gegen einen Laternenpfahl gedrängt, versuchte noch einmal eine Anrede, ein vierzehnjähriger Bengel, die Zukunft des Zuchthauses schon im Gesichte tragend, drängte sich durch und hielt dem Rottenführer, der mich am festesten hielt, einen ziemlich kurzen Bindfaden ausgespannt vor, als wenn er ihn seiner Prüfung empfehlen wollte. In demselben Augenblicke hörte ich ein Getrampel hinter mir, als wenn eine Schwadron Kürassiere im Galopp angesprengt käme. So tönte es vor meinen Ohren. Der Haufe drehte sich um, ich auch. Es war keine Schwadron, sondern nur ein Zug Infanterie, geführt von einem Offizier.

Die Sturmeseile, in der sie über den Macadam wie geflogen ankam, hatte das Geräusch der Schritte so laut gemacht. Es war fast nur ein Moment, daß die Leute aus der Entfernung bis dicht unmittelbar vor uns standen. Der Offizier examinierte mich, ließ sich meine Legitimation geben, überschlug sie schnell, und Kommando: „Fällts Gewehr", Weigerung des Pöbels, mich herauszugeben, Schimpfwörter, ein anderes Kommando, worauf das Knattern des Ladens erfolgte, Sprengung des Haufens nach allen Seiten hin, meine Umringung durch die wackern Soldaten aus Jauer in Schlesien: das verging mir alles, wie das Werk eines Augenblicks. Die außerordentliche Schnelligkeit und die kurze Entschlossenheit des Premierlieutenants, der die Kompagnie am Triumphbogen kommandierte, bewirkten meine Rettung.

Ich wurde mitten in die Kompagnie am Triumphbogen gesteckt, denn der Pöbel hatte nun erst recht Lust, seine Revanche auszuüben. War die Kompagnie vorher von Hunderten umringt gewesen, so stieg jetzt die Zahl bis in die Tausende. Und alles das schrie, heulte, pfiff, höhnte. Alle Schimpfreden der gemeinsten Art, mir bis dahin meist unbekannt, doch aus den Zusammensetzungen mir einigermaßen verständlich, dazwischen Spitznamen von Bismarck und Trochu (die der Pöbel in gleiche Linie stellte, den Namen Trochu durch ein schmutziges Wortspiel entstellt, mittelst des Wortes „torcher" und eines andern), dann eine Flut von Anspielungen auf das „Stehlen" der Preußen: alles das hagelte auf die Soldaten, freilich ohne Wirkung, denn diese verstanden meist das Französisch der tonangebenden Bevölkerung von Paris nicht. Zwei entgegengesetzte Eigenschaften traten hier an den Tag: die Feigheit der Franzosen, so oft der Offizier einen Zug der Kompagnie schwärmen ließ, um die Umzingelung sich vom Halse zu schaffen, und die intensive und schnell explodierende Kraft der deutschen Soldaten, von der der Haufen sich niederrennen ließ. Mein Platz war insofern ein ausgezeichneter, als ich kaum einen bessern mir wünschen konnte, um unsere Truppen, die allmählich aus dem Bois de Boulogne eintrafen, defilieren zu lassen. Unter dem Heulen und Pfeifen des Pöbels rückten sie ein.

Es ist unglaublich, was die Deutschen sich gefallen lassen mußten, wenn man diesen Ausdruck da gebrauchen darf, wo der Hohn in einer Sprache erfolgt, die dem Getroffenen fremd

ist, und auch die Geberde nicht verstanden wird, weil sie auf Voraussetzungen beruht, die ein Deutscher bei einem normal konstruierten Menschen nicht für möglich hält. Wäre ich Stenograph und hätte ich Zeit und den Ort gefunden, um meine Kunst zu verwerten, so würde ich Schimpfwörter und Schimpfreden verzeichnen können, die, zu einem kleinen Bande angeschwollen, deswegen lesenswert gewesen wären, weil sie den Bildungsgrad der untern Pariser Bevölkerung so evident wie nichts anderes an den Tag legen würden. Bei dem Überstürzen der Wort- und Redefluten ist mir im Gedächtnis nicht viel haften geblieben und von diesem Rest darf ich neun Zehntel nicht zu Papier bringen. Für unsere unschuldigen Soldaten gingen selbst die beleidigendsten Gesten verloren. Sie dachten sich nichts dabei, wenn die kleinen und die großen Bengel sich dicht vor sie hinstellten und ihre Taschen fest zuhielten, sich unter einander noch zurufend: „Taschen zu! Habt Acht aufs Geld! Bewahrt die Uhr!“ Besitzt doch dieses Volk keinen Sou in der Tasche, außer vielleicht einem erbettelten oder gestohlenen. Übrigens erklärt sich aus den Vorstellungen, die über uns Preußen bei dem Pariser vornehmen und niedrigen Plebs gäng und gäbe waren, manches, was beim Einmarsche der Okkupationstruppen am 1. März beobachtet worden ist.

Ich hatte schon vorher in einem Flugblatte gelesen: „Die Preußen sind eine wilde Nation, die là-bas im Norden irgendwo haust. Ihr Land ist steril, unkultiviert und industrielos, aber sehr groß, so daß es viele Millionen Streiter stellen und die Verluste von Hunderttausenden sofort ersetzen kann. Die Einwohner sind roh und treiben bloß Waffenhandwerk, beten viel, sind wollüstig und haben diebische Neigungen. Diese Neigungen wie die Armut des Landes zwingen sie von Zeit zu Zeit zu Raubzügen in gesegnete Länder, wo sie dann der Plünderung und Brandstiftung schrankenlos sich hingeben. Sie siegen durch ihre Masse, sowie durch Verräterei. Jeder Truppenkörper ist von einem Detachement Juden begleitet, welche die geraubten Sachen ankaufen, die mit Geldrequisitionen belegten Städte des okkupierten Landes durch wucherische Vorschüsse vor dem Untergange retten und zugleich das Geld zur Bestechung von Festungskommandanten und anderer Befehlshaber bei sich führen. Welche Kulturstufe die meisten einnehmen, hat man in diesem Kriege daraus ersehen können, daß sie das Fleisch roh fressen. Auch

sogar die höchsten Offiziere essen, wie Augenzeugen versichern, gewisse Fleischarten ungekocht, z. B. Schinken.“ Als am 1. März die auf dem Concordienplatze biwakierenden Truppen Speck und Schinken hervorlangten, um ihren Hunger damit zu vertreiben, den die geschlossenen Restaurants ungestillt ließen, sah ich einige Herren in guter Kleidung und anscheinend den gebildeten Ständen angehörend, an die Konsumenten herantreten, um genau die Operation zu beobachten, die sie mit dem „rohen Fleisch“ vornahmen. Einer unter ihnen fragte, da er den Mannschaften keine Kenntnis des Französischen zutraute, einen in der Nähe befindlichen Offizier: „Pardon, mein Herr, essen Ihre Leute das Fleisch stets roh?“ Dabei zeigte er ihm einen noch nicht ganz vom Fleische losgelösten Knochen, den ein Soldat weggeworfen und den der wißbegierige Franzose vom Boden aufgenommen hatte. „Ja, wer sich den Schinken nicht verschlechtern will, der ißt ihn roh,“ antwortete der Offizier. Das war Wasser auf die Mühle des Franzosen, der, was ich keinen Augenblick mehr bezweifle, Reporter irgend einer Pariser Zeitung war und auf dem Concordienplatze Fleischabfälle und anderes Material für seine Berichterstattung sammelte.

Der deutsche Offizier nannte das Kochen des Schinkens eine Verschlechterung. Vielleicht spielte bei seiner Antwort ein bißchen Aufziehen des Franzosen mit. Genug, in die Pariser Blätter ging die Nachricht über: die Prussiens kochen ihre Speisen nicht. Nach verschiedener Seite hin drängen sich hier Fragen auf: Essen die Franzosen den Schinken immer gekocht? Ich muß gestehen, daß ich während meines Aufenthalts in Frankreich jetzt und früher nicht hinlänglich auf die Diät der Bewohner geachtet habe, um darauf mit Sicherheit antworten zu können. Wichtiger ist die folgende Frage: Was ist das für eine Nation, der die Journale solche Fabeln über den Kulturzustand eines enge benachbarten Volkes aufbinden können, wie z. B. das obige Fragment einer Flugschrift enthält, und was sind das für Publizisten, welche ihren Lesern derlei Unsinn vorzusetzen die Stirn haben?

Anhang.

Eine Probe der Boulevard-Litteratur aus der Belagerungszeit.

DERNIÈRE LETTRE

DE

GUILLAUME

A AUGUSTA.

Augusta, ma bien chère Augusta blonde-toute,
Ma joie et plus encor: toute ma vie! écoute,
Je veux te raconter mes exploits en ce jour:
Après Sédan, après Forbach, après Strasbourg,
Après avoir marché de victoire en victoire,
Des rivages du Rhin aux rives de la Loire,
En jurant de venger Olmutz et Jéna;
Après avoir sabré *carrément* ici, là,
Comme dit Fritz, avec une certaine audace,
Tout ce qui me barrait le passage ou l'espace,
Je fis ceindre Paris d'un grand cercle de fer.
Paris, vois-tu, c'est l'astre aux flots d'or! c'est la mer!
C'est la mer furieuse! échevelée! ardente!
C'est la Babel moderne et c'est l'enfer du Dante!
Où la confusion jette au ciel ses hauts cris.
Or, de mes canons Krupp je fis ceindre Paris,
Car les assauts géants ne vont pas à la taille
De mes soldats rêveurs; — il est passé le temps
Où cela quelques fois décida la bataille,
Le progrès marche et court — autres mœurs, autres temps!

Inhalt.



Dr. H. Wiermanns Biographien:

Kaiser Wilhelm und seine Paladine. Mit Porträt. 156 S. 8°, brosch. **M. 2.—.** In Orig. Ganzleinwandband **M. 3.—.**

Fürst Bismarck. 70 Jahre. 1815—1885. Mit Porträt. 250 S. 8°, brosch. **M. 3.—.** In Orig. Ganzleinwandband **M. 4.—.**

Generalfeldmarschall Graf von Moltke. Mit Porträt. 216 S. 8°, brosch. **M. 2. —.** In Orig. Ganzleinwandband **M. 3.—.**

Lebensbilder für das deutsche Volk.

Die ehrwürdige Gestalt unseres allgeliebten und allverehrten greisen Monarchen führt uns Deutsche immer und immer wieder darauf hin, das Leben sowie die große und an erhabenen und erhebenden Momenten reiche Vergangenheit des Kaisers Barbablanca zu einer unserer Lieblingsstudien zu machen; mit gleichem Interesse verfolgen wir das Leben derjenigen Männer, welchen es vergönnt ist, in der Umgebung des Kaisers zu wirken und zu schaffen. Hierzu giebt uns das Buch Wiermanns Gelegenheit. Dasselbe gewinnt vor Büchern, die ähnlichen Stoff behandeln, sowohl dadurch an Reiz, daß der Verfasser eine Menge noch unbekannter Details eingeflochten hat, als auch gerade dadurch, daß unser Kaiser hier inmitten der Paladine, die ihm als Freunde und Berater zur Seite stehen, geschildert wird. Die Darstellung ist eine durchweg volkstümliche, sodaß das Buch ein echtes deutsches Lesebuch für jedermann genannt werden darf.

Die Bismarckbiographie Wiermanns beruht auf den umfangreicheren, größeren Darstellungen von Hesekiel, Köppen, W. Müller, Busch u. a., doch ist auch manches Neue hinzugefügt. Der Verfasser wollte „ein Lebensbild für das deutsche Volk" entwerfen, das den weitesten Kreisen zugänglich und als echtes Volksbuch gehalten, ansprechend und anziehend seinem Ton und der ganzen Bearbeitung nach, die Vergangenheit des Kanzlers „von der Geburt an, durch stille und bewegte Zeiten hindurch, durch Sonnenschein und Sturm, durch Kämpfe und Siege, durch Verhöhnungen und Triumphe in schneller Übersicht" am Leser vorüberführt. Dies ist dem Verfasser auch vortrefflich gelungen. Das äußerst frisch und munter geschriebene Werkchen ist daher eine litterarische Gabe von dauerndem Werte für alle Verehrer des größten Mannes unseres Jahrhunderts.

Generalfeldmarschall Graf v. Moltke. Die volkstümlich gewordene Gestalt unseres großen Schlachtendenkers, sein Leben und sein ruhmvolles Wirken hat uns Wiermann hier mit einer Menge noch unbekannter Charakterzüge vorgeführt. Die Darstellung ist eine fesselnde nnd populäre und ganz dazu geeignet, den Patriotismus zu stärken, wie den Sinn für vaterländische Geschichte anzuregen. Ganz besonders möchten wir dem Verfasser als Verdienst anrechnen, daß er durch sein Buch, welches am 85. Geburtstage Moltkes herauskam, die großen Ereignisse von 1870/71, deren strategische und weitere Erfolge wir zumeist der Genialität Moltkes verdanken, der Nation in Erinnerung gebracht und so die deutsche Begeisterung von neuem angefacht hat. Das Buch verdient weiteste Verbreitung.

Obige Biographien unseres „Heldenkaisers" und seiner Paladine: „Bismarck und Moltke", hat die Verlagshandlung sehr schön und übereinstimmend in Ganzleinwand, mit Schwarz- und Goldpressung, binden lassen, so daß sich diese 3 Bände zu einem prächtigen Geschenke für jedermann, einschließlich der reiferen Jugend, vorzüglich eignen.

Geschichte des Kulturkampfes.

Ursprung, Verlauf und heutiger Stand

von **Dr. H. Wiermann.**

328 S. gr. 8°. Preis geh. **M. 5.** In Halbfranz geb. **M. 6.**

Das Werk kann auch in 7 Lieferungen à 75 Pfg. nach und nach bezogen werden.

Unsre „Geschichte des Kulturkampfes" schildert, auf historische Aktenstücke gestützt, den Ursprung, Verlauf und heutigen Stand des sogenannten Kulturkampfes in Deutschland, vorzugsweise in Preußen. Der jetzige Zeitpunkt schien dem Verfasser, der sich durchwegs der strengsten Objektivität befleißigt, glücklich gewählt, um einen Blick rückwärts auf den großen Kampf zu thun, der unmittelbar aus dem französischen Kriege und der nationalen Wiedergeburt Deutschlands hervorging und in seinen verschiedenen Phasen während einer nunmehr bereits drei Lustra umfassenden Dauer so überaus mannigfache und interessante Momente darbietet. Das packende Drama führt uns zwei Päpste, einen streitbaren und einen mehr friedlichen, drei Kultusminister, denen die verschiedenen Epochen des Kampfes verschiedene Aufgaben stellten, einen Staatsmann, den im heißen Streite, wie im Ringen nach dem Frieden stets nur das eine unwandelbare nationale Ziel leitete, einen Monarchen, dem seine auf Deutschlands Macht und Wohlfahrt gerichteten Pläne weder den innern Kampf der sechziger, noch denjenigen der siebziger Jahre ersparten, vor Augen. In diesem Drama tritt eine Reihe von Parteien auf, in denen alle kirchenpolitischen Nüancierungen bald relativ reiner, bald politischen oder sonstigen Parteizwecken untergeordnet zum Ausdruck gelangen. Das interessante Buch zerfällt in zehn Kapitel, von denen die beiden ersten die Anfänge des Streites unter dem Minister von Mühler und das erste Vorgehen des Ministers Falk behandeln; die drei folgenden besprechen die Maigesetze und deren Nachwuchs, sowie den Abschluß der betreffenden Gesetzgebung. Das sechste Kapitel hat die Gegner und Bundesgenossen Preußens im Kulturkampfe zum Gegenstand der Betrachtung; das siebente, achte und neunte Kapitel beleuchten die Friedensversuche und die beiden darauf bezüglichen Gesetze; das Schlußkapitel bespricht die Ereignisse der letzten Jahre; ein Schlußwort endlich ist dem Erlaß des Bischofs von Paderborn und dem Hirtenbriefe der im August 1885 in Fulda versammelten Bischöfe gewidmet.

Die „Schlesische Kirchenzeitung" äußerte sich über das Werk in ihrer Nummer vom 22. Mai 1886 in folgenden Worten:

Der Verfasser läßt noch einmal vor dem Auge des Lesers den ganzen bedeutungsvollen Kampf vorüberziehen wie ein Panorama; da wird einem wieder klar, worum es sich in dem Kampfe gehandelt hat, nämlich um die höchsten nationalen Güter. Durch das unaufhörliche Friedensgeschrei ist vielfach die Bedeutung des Kampfes verdunkelt worden. Man erquickt sich wieder an den herrlichen Reden des Kanzlers, Falks und der hervorragenden Parlamentarier. Man staunt über die Fülle von Geisteskraft, die dabei zu Tage getreten ist und kann es nicht begreifen, wie das Resultat ein so klägliches Ende sein kann. Das ist der Eindruck, den wir beim Lesen der Schrift hatten, die wir allen sich dafür Interessierenden recht dringend empfehlen.

Druck von Hugo Wilisch, Chemnitz.